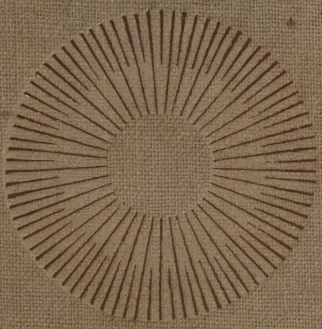

833.91 L 716 W

LIBRARY
Concordia Teachers College
RIVER FOREST, ILL.

F 5484 vol 3

CONCORDIA UNIVERSITY
3 4211 00119 6875

Friedrich Lienhard

Gesammelte Werke

Friedrich Lienhard

Gesammelte Werke

in drei Reihen

Erste Reihe:

Erzählende Werke

in vier Bänden

Verlagsanstalt Greiner & Pfeiffer

Stuttgart 1924

Friedrich Lienhard

Erzählende Werke

Dritter Band:

Der Spielmann – Westmark

Verlagsanstalt Greiner & Pfeiffer

Stuttgart 1924

CONCORDIA COLLEGE RIVER FOREST

CONCORDIA COLLEGE
RIVER FOREST
ILLINOIS
LIBRARY

Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

344502

PT2623.X41 A3 v.3

Der Spielmann

Roman aus der Gegenwart

(1913)

Inhalt

Erster Teil: Ingos Irrfahrt

Seite

Erstes Kapitel: Der Wanderer 1
Zweites Kapitel: Titanic 9
Drittes Kapitel: Die Freundin 24
Viertes Kapitel: Der Troubadour 32
Fünftes Kapitel: Lourdes 48
Sechstes Kapitel: Die Verlobung 71

Zweiter Teil: Ingos Einkehr

Siebentes Kapitel: Der Gralsberg Montserrat . . . 89
Achtes Kapitel: Am Genfer See 124
Neuntes Kapitel: Weimar 151
Zehntes Kapitel: Kaisergespräch auf der Wartburg . . 175
Elftes Kapitel: Elisabeth 189
Zwölftes Kapitel: Der Gutsherr 197

Erster Teil

Ingos Irrfahrt

Erstes Kapitel

Der Wanderer

„Sehne dich und wandre!"
Heinrich von Stein

Auf einem hellgrünen Riviera-Hügel, zwischen feierlicher Zypresse und lustigem Kirschbaum, der mit halbreifen Früchten betupft war, saßen zwei liebliche junge Mädchen.

Es war Verwandtschaft in ihren rosigen Gesichtern und in ihrer geschmackvoll einfachen Kleidung mit dem weißen Matrosenkragen, aus dem dort und hier auf länglichem Halse ein dunkelbraunes Köpfchen wuchs.

Die Ältere, auf einem Feldstuhl sitzend und über eine Stickerei gebeugt, war von ganz besonders bestrickender Schönheit. Wenn sie die enzianblauen Augen unter schweren Wimpern langsam aufschlug, ging ein Leuchten über die Umgebung. Alle Dinge wurden in dieser Beleuchtung schöner, alle Menschen gütiger. Es waren große, schüchterne, vielleicht nicht sehr kluge Augen, vom weiten Bogen der bräunlichen Brauen madonnenhaft umrahmt. Das Mädchen war hoch und schlank. Und schön waren auch die Nüstern des feinen Näschens, die bei gedämpftem Lachen mitzulächeln schienen; schön das sanft gerundete Kinn; schön der schmale und doch volle, kirschrote, meist ein wenig geöffnete Mund. Sie glich in ihrer gesunden und natürlichen Jungfräulichkeit den Madonnen Raffaels und mochte Maler und Dichter entzücken. Denn ein Künstler spürte in diesem Mädchen zwar weder Gelehrsamkeit noch gesellschaftliche Gewandtheit, wohl aber das Lebensgeheimnis einer starken und sittsamen Weiblichkeit, gesunde Kinder zu schaffen fähig, keine Bücher.

Unfern von den jungen Damen lag eine kannelierte Marmorsäule zwischen zerstreuten Blöcken. Vermutlich hatte man dort bauen wollen; aber der Baumeister hatte sich in die entzückende Landschaft verliebt und das Bauen vergessen. Angesichts des blauen Meeres,

zwischen Zypressen und Oliven, hätte sich ein weißer Tempel wirksam ausgenommen, der Sonne geweiht, der Schönheit heilig. Jedoch der Tempel war noch unsichtbar, der Sonnenanbeter desgleichen; und dem Baumeister drohte abermals Gefahr des Verliebens durch diese beiden ungewöhnlich schönen Mädchen.

Sie plauderten französisch. Aus ihrem Gespräch ging hervor, daß die Mutter der Älteren ihren Nachmittagsschlaf auszudehnen pflegte, so daß die beiden Schönheiten abseits von der gemieteten Villa auf diesem Aussichtsplatz verweilen konnten.

Der jüngere Backfisch lag ausgestreckt im weichen Grase, stützte die braunen Wangen in die Hände und las. Mädchenhüte flimmerten strohgelb aus grünem Rasen. Und es war anmutige Stille um die beiden Gestalten; selbst der Mittagswind spielte nur lässig in Gras und Laub. Von Zeit zu Zeit sprang die Kleine auf, griff in das Blätterwerk empor und suchte sich frühreife Kirschen heraus; oft auch hob sie lachend ihr spitzes Mäulchen an den freundlich herabgeneigten Baum und naschte die Früchte gleich vom Ast weg. Dann hängte sie sich ein Kirschenpaar über jede Ohrmuschel, kaute, spuckte Kerne an die Marmorsäule und las vergnüglich weiter.

Aus der Ferne funkelte in gleichmäßiger Ruhe das tiefblaue Mittelmeer.

Häufig lachte die Lesende hell hinaus und strampelte vor Vergnügen mit den gelben Schuhen.

„Sag' doch, Martha, kann es etwas Lustigeres geben als diese verrückten Briefe Mozarts?" rief sie. „Hör' einmal zu!"

Und sie las in geläufigem Deutsch flink herunter: „Allerliebstes Bäsle, Häsle! Ich habe dero mir so wertes Schreiben richtig erhalten — falten — und daraus ersehen — drehen — daß der Herr Vetter — Retter — und die Frau Bas — Has — und Sie — wie — recht wohlauf sind — Rind; wir sind auch Gott sei Dank recht gesund — Hund" — — sie brach lachend ab.

„So geht's nun immerzu weiter!" fuhr sie französisch fort. „Jedem dritten Wort hängt er irgendeinen albernen Reim an, der gar keinen Sinn hat, nur aus Neckluſt. Oh, ich liebe Mozart schrecklich! Die Leute von damals waren lustiger, leichter, eleganter und amüsanter — verstehst du das, Martha? Sie schlugen Purzelbaum, sie

tanzten Menuett, sie liebten, küßten sich und waren doch nicht gemein, denn sie hatten Poesie in den Adern! Verstehst du das, Martha?"

Martha lächelte, stickte und schwieg.

„Mais allons donc!" zürnte die kleine Elsässerin. „Do sitzt se un sagt nix!"

Sie sprang auf, hob das spitze Näschen in die Luft und witterte die blühenden Riviera-Hügel hinunter, wo auf allen Hängen zwischen weißen Landhäusern steile, dunkle Zypressen, silbergraue Olivenbäume und spitzblättrige Gartenpalmen die Landschaft festlich stimmten. Ihre Augen leuchteten die Gegend ab.

Und plötzlich klatschte sie in die Hände.

„Da kommt er wieder!"

„Wahrhaftig!" bestätigte die stille Base Martha, ward ein wenig lebendiger und sandte ihre blauen Augenstrahlen gleichfalls den Abhang hinunter. „Was tut er denn?"

„Er spielt auf einer Laute und summt vor sich hin! Hab' ich dir's nicht gleich gesagt? Das ist ein deutscher Musiker!"

„Er spricht übrigens auch gut Französisch. Und warum kann es nicht auch ein Maler sein? Er hatte ja neulich einen Malkasten mit!"

„Oder ein Dichter! Denn er hat uns ja ein Verschen gedichtet!"

„Oder ein reicher Privatmann, der alles treibt und nichts."

„Möglich, denn Geld hat er gewiß! Und dabei so die Geste des Weltmannes! Und grundgelehrt! Er interessiert mich schrecklich. Aber ich bin gewiß, daß er deinetwegen kommt. Und dabei sitzt sie immer da wie ein Stockfisch! Ich kann die Unterhaltung im Gang halten — und in dich verlieben sie sich! Alle! Auch wenn du kein Wort sagst! Zu dumm! Ich hab's schrecklich schwer auf der Welt."

Sie seufzte, klappte Mozarts Briefe heftig wieder auf und setzte sich mit sehr melancholischer Miene und schwermütig gestütztem Haupt neben das lächelnde, stickende und schweigende Bäschen. Aber es zuckte um ihre Mundwinkel; ihre Blicke schielten vom Buch hinweg nach dem Ankömmling, und mit einem Rippenstoß an Cousine Martha flüsterte sie, daß sie vor Lachen berste.

Der ankommende Herr war ein schmucker, mittelgroßer Mann von etwa dreißig Jahren. Er trug einen feinen Flanellanzug und einen Panamahut über kurzem dunkelblonden Haar.

Schon von fern schwang er den Hut und die bänderumflatterte Laute und rief in deutscher Sprache:

„Das ist ja ausgezeichnet, daß ich Sie wieder treffe! Bravissimo! Die Freundin Mozarts und die große Schweigerin! Kirschbaum und Zypresse! Guten Tag!"

Er trat heran, verbeugte sich und fuhr fort:

„Der Tempel ist noch unerbaut, aber die Priesterinnen warten. Seien Sie gegrüßt, allerholdeste Hüterinnen dieses heiligen Hains!"

Die beiden jungfräulichen Wesen nickten gemessen und kämpften mit dem Lachen; er aber nahm ohne Verzug auf der Säule Platz.

„Verzeihen Sie, meine Damen," sprach er, „daß ich auch heute so unsalonmäßig bin, mich nicht in konventionellen Formen vorzustellen. Nehmen Sie an, ich sei irgendein Wanderer, der — nun, der seine Bestimmung sucht. Nehmen Sie an, ich sei ein Spielmann, ein Troubadour — mein Vorname ist übrigens Ingo, und das genügt —, und nehmen Sie an, Sie seien die zwei anmutigsten Schloßherrinnen der ganzen anmutigen Provence!"

„Sehr liebenswürdig!" lachte die Kleine. Die Sachlage war fremdartig, aber den Mädchen nicht mißfällig. Die Ältere richtete ihr großes Augenpaar schüchtern und fragend auf die Jüngere; und diese zappelte vor Vergnügen, im Lustspiel mitzutun.

„Sie haben recht," sagte der Zappelkäfer, „es ist heutzutage viel weniger Poesie in der Welt als in den Zeiten Mozarts. Hab' ich das nicht eben gesagt, Martha?"

„Aha! Darum tragen Sie also beide diese zierlichen braunen Mozart-Zöpfe, nicht wahr?"

„Eben! Meine Cousine wollte nicht, aber sie muß!"

Martha lächelte und stickte; schaute dann die Base an, nicht den Fremden, und sprach mit ihrer leisen Stimme, um nur auch etwas zu sagen:

„Sie hat mir lustige Stellen aus Mozarts Briefen vorgelesen."

„Wollen Sie's hören?" setzte sofort das Backfischchen ein. Und sie plapperte einiges herunter, bis sie vor Lachen aufhören mußte. Dann wurde sie gesetzter und bemerkte, es seien auch recht schmerzliche Briefe in dieser Sammlung, etwa über den Tod der Mutter oder jene unglaubliche Behandlung beim Erzbischof von Salzburg.

„Schändlich so etwas! Ganz abscheulich! Finden Sie nicht auch?"

„Niederträchtig!" bekräftigte der Fremde. „Aber das hat Mozarts Lebenslaune nicht gebrochen. Ein rechter Kerl zerbricht überhaupt nicht. Ein elastischer Geist ist aus beßrem Stoff als der beste parische Marmor. Übrigens, Sie anbetungswürdiges Mozart-Mägdlein, ich zerbreche mir schon drei Tage den Kopf, warum diese Marmorsäule so mutterseelenallein hier oben auf dem Hügel liegt — grade nur die einzige! Als ob eine einzige Säule irgend etwas in der Welt stützen könnte! Als ob nicht mit der Zweiheit überhaupt erst alles Leben begönne! Sind Sie nicht auch dieser Meinung, gnädiges Fräulein?"

„Parfaitement!" bestätigte die Kleine und gab der Älteren einen Rippenstoß.

Martha lächelte und stickte.

„Sehen Sie, wir zwei verstehen uns ausgezeichnet!" rief der junge Mann. „Deshalb haben Sie sich auch, als Symbol der Zweiheit, je ein Paar Edelsteine an die Ohren gehängt, Mademoiselle!"

Die Kleine hatte ganz vergessen, die hellroten Kirschen zu entfernen, pflückte sie jetzt mit umständlichen Gebärden aus Haar und Ohrmuschel heraus und begann sie aufzuessen. Der Fremde streckte zum Fangen die Hände aus; sie lachte und warf ihm das zweite Paar der unreifen Früchte zu.

„Dafür spielen Sie uns aber auch etwas vor!" rief sie. „Denn Sie sind doch offenbar ein Musiker?"

„Offenbar!" erwiderte der Spielmann ernsthaft und griff Akkorde aus Mozarts Figaro, womit er das folgende Geplauder scherzend begleitete. „Aber ich male auch bisweilen; ich singe auch ein wenig; ich komponiere mitunter. Und da zum Singen Worte gehören, so dicht' ich auch."

„Ein Universalgenie!" rief der Backfisch entzückt.

„Und wenn Sie hinzunehmen, daß ich Dingen, die mich interessieren, auch wissenschaftlich nachspüre und sogar ein paar Bücher geschrieben habe — —"

„Oh, oh, oh, Martha, was sagst du nur dazu?!"

„So werden Sie begreifen, daß ich mich vor allem andren nach etwas ganz Bestimmtem sehne — nach der Zweiheit, mit der ich

zusammen eine Einheit bilden könnte, fest, geschlossen, gesammelt — ein Kunstwerk, ein Tempel, eine Gralsburg!"

Die Mädchen schauten einander verwundert an.

„Schrecklich gelehrt!" sagte die Jüngere. „Erzählten Sie nicht gestern, daß Sie an einem Duett komponieren?"

„Auch das! Zwei Mädchenstimmen! Die eine von stiller Schönheit, edel und einfach — Frieden ausstrahlend wie eine Madonna oder ein Engel von Fra Angelico. Die andre ein Kobold, der in allen Tonlagen herumgaukelt, ganz voll Koloraturen, eine Nixe, eine Wasserfee. Soll ich Sie mal spielen, Fräulein Nixe?"

Er spielte närrische Akkorde und sang zu den Kapriolen ein Necklied.

„Reizend! Von Mozart?"

„Von mir, holder Schmetterling!"

„Mais c'est charmant! Das müssen Sie mir aufschreiben! Aber nun sollen Sie auch meine Cousine komponieren!"

Er ließ sich, nachdem er sich so lange nur mit der Jüngeren abgegeben hatte, im Grase nieder, zu den Füßen der verlegenen Stickerin; aber er griff nur einige ernst-schöne Akkorde und sprach dann mit zarter Höflichkeit:

„Sie heißen Martha, mein stilles, fleißiges Fräulein. Mehr weiß ich nicht, will es auch vorerst gar nicht wissen. Aber gesehen habe ich Sie schon irgendwo und habe Ihr Gesicht behalten. Nur weiß ich nicht mehr: war es jenseits dieses Sternes, ehe unsre Seelen auf die Erde flogen, oder war es irgendwo in Europa? Denn ich wandre viel. Ihnen möcht' ich nichts Neckisches, sondern nur etwas sehr Liebes und Ernstes sagen oder singen. Denn Sie verdienen es, Sie sind so gut, wie Sie schön sind."

Und ihre Hand ergreifend, an der noch der Fingerhut steckte, küßte er plötzlich die schlanken Finger der überraschten Schönen.

Dann aber besann er sich, sprang auf und packte Hut und Laute.

„Auf Wiedersehen! A rivederci!"

Und sprang mit großen Schritten den Hügel hinunter.

* * *

Weitab von diesem Riviera-Hügel, vor einem der alten fränkisch-thüringischen Herrensitze mitten in Deutschland, steht eine mächtige

Tanne. Ein Vorfahre Ingos hatte sie gepflanzt, als er in den Türkenkrieg zog. „Ihr sollt euch", schrieb er, „bei ihrem Anblick erinnern, daß der Mann sein Erbe verlassen und sein Lebensziel erobern muß." Als aber sein Verwalter während des Freiherrn Fernfahrt einen Schloßteich in Ackerland verwandelte, schrieb derselbe Türkenkrieger folgenden Brief: „So wir nicht alles im alten Stand finden, schießen wir dir bei unsrer Heimkehr eine Kugel durch den Kopf, denn der Mann soll sein Erbe achten. Im übrigen bleiben wir dir in Gnaden gewogen."

Noch andre Ahnen Ingos hatten die abenteuerliche Ferne aufgesucht und sich doch zuletzt, gebräunt von Lebenserfahrung, auf den geliebten heimischen Boden zurückgefunden.

Der Enkel dieser freiheitlich-konservativen Männer, die aus Fernfahrt und Einkehr ihr Leben auferbauten, der Troubadour Ingo, der am Rande der Mittelmeerkultur die Leuchtkraft der Olivenhänge in sich einsog, war ein jüngerer Sohn. Bei ihm hatte sich der Adelsstolz ins Geistige umgesetzt. Und während sein älterer Bruder Hochwild schoß, sann er selbst im Gebirg' und auf dem Weltmeer dem erhabenen Problem nach, wie sich germanischer Ernst und griechische Schönheitsfreude und christliche Innerlichkeit in einem heiter-ernsten Naturell vereinigen könnten...

Als Ingo jenen Hügel hinabschritt, sang und pulsierte sein Blut. Und das Blut sang und sprach zu dem leichtfüßig dahineilenden Spielmann:

„Einst hat dein Ahnherr Friedrich die schöne Elsässerin Octavie von Birkheim in den harten, kräftigen Herbst eurer Thüringer Waldung heimgeführt. Greif zu, Spielmann! Trage die Schönheit unter die Parkwipfel der arbeitsamen Stille! Denn deine Munterkeit ist Maske, dein Herz ist reif und traubenschwer von Heimweh nach Tempel und Hütte mitten in Deutschland. Noch braucht dich Deutschland nicht; noch spielst du das Leid deiner Verbannung mit Melodien hinweg. Doch halt aus! Vollende dich wandernd! Wandre, wandre! Es wandert der blühende Lenz und verwandelt sich wandernd in goldenen Herbst. Es wandert das Licht, den Tag verwandelnd in Nacht und die Nacht in Frührot. Es wandert und wächst der Mensch und verwandelt sich wandernd aus Kindergestalt

in die Reife des ruhigen Greises. Und so wandern Geburt und Tod. So wandert die Zeit, so wandern die Sonnen des Weltalls — und alles Lebendigen Wesen ist Wandel und Wandrung. Wandre, mein Freund — nur wandre zu Ende!"

So sang das Blut.

So sang es in einem schön gewachsenen, durch besonnenen Sport kräftig und ebenmäßig ausgebildeten Körper.

Und so schritt er hinab, voll Spannkraft und Lebensmut, griff in die Saiten und spielte sich ein Wanderlied.

Plötzlich unterbrach er dieses Reigenspiel seiner Gedanken, strich über die Stirn, sah um sich und sagte gelassen:

„Bursche, du bist verliebt! Mach', daß du in dein Hotel kommst, damit dir Friedel den Text liest!"

Zweites Kapitel

Titanic

„Ich komme vom Gebirge her,
Es dampft das Tal, es braust das Meer ...
Wo bist du, mein geliebtes Land?
Gesucht, geahnt und nie gekannt?
O Land, wo bist du?" ...

Schmidt von Lübeck

Nacht hatte sich der Landschaft bemächtigt. Ein Gewitter krachte über der Palmenküste. In wuchtigen Massen troff der Regen.

Im Hotel vernahm man das nahe Rauschen und Drohen des gewaltig tosenden Meeres, dessen großer Ton sich mit den Stimmen der Gewitternacht verband.

Doch in den glänzenden Luxusräumen, die von Goldornamenten und Kristallen strotzten, wurde die Sprache der Natur nicht wichtig genommen. Ein internationales Sprachengemisch, ein feinblauer Zigarettendampf, Schaumperlen der Sektgläser stiegen empor und schufen eine besondre Stimmung.

Der kleine Kommerzienrat Otto S. Marx feierte Geburtstag. Es war ein reichlich Dutzend seiner vielen guten Bekannten zu einem Souper eingeladen. Seine Laune war vorzüglich, denn der Vormittag hatte ihm in den Spielsälen eine beträchtliche Summe in die Tasche geschoben. Und nun neckte er seinen stattlichen germanischen Freund, den Großkaufmann Schaller aus Barcelona, der eine Handvoll Goldstücke verloren hatte — für Firma Schaller u. Ko. zwar eine Kleinigkeit, aber immerhin des Verdrusses wert; denn die bereits gewonnenen Tausende waren dem leidenschaftlichen deutschen Spieler wieder durch die Finger getropft, da er nicht die Besonnenheit hatte, beizeiten abzubrechen, wie der immer kluge und immer nüchterne Otto S. Marx.

Unter den Gästen stachen hervor, durch helle und einnehmende Gesichtszüge, das deutsche Ehepaar Trotzendorff mit dem befreundeten thüringischen Freiherrn Ingo von Stein-Waldeck. Der blonde englische Maler Wallace und sein angenehmer, nach allen Seiten stets gleich liebenswürdiger französischer Freund Leroux hatten sich mit diesen drei Deutschen angefreundet; und es störte sie nicht, daß der männliche Major von Trotzendorff gelegentlich seinen nationalen Standpunkt im Gegensatz zu andren anwesenden Deutschen unverschwommen betonte; denn seine leuchtend schöne Frau Friederike, genannt Friedel, glich alles wieder aus.

Um diese lebenswarmen Menschen her saßen allerlei belanglose Damen und Herren, die sich durch Reichtum und Brillanten von der arbeitenden Menschheit absonderten, nicht durch Seele. Da war ein jovialer Theaterdirektor, der ebenso wie sein Nachbar, ein blasierter Gesandtschafts-Attaché, für lüsterne Anekdoten empfänglich war und manchmal aus einem wiehernden Lachen gar nicht mehr herauskam; da war eine sehr dekolletierte, sehr parfümierte, sehr geschminkte Dame aus österreichischen Adelskreisen, die täglich mit kühlster Geschäftsmiene am Spieltisch saß. Und so Gesicht an Gesicht, fahl, geisterhaft in den Rauch eingezeichnet, umblitzt von den Zieraten des Salons, umdröhnt von Meer und Gewitter.

Man sprach vom Untergang der „Titanic".

Dieser englische Riesendampfer, das größte Passagierschiff, das je auf einem Ozean geschwommen, war auf seiner ersten Fahrt von England nach Amerika an einem Eisberg zerschellt. Das ungeheure Fahrzeug war mit mehr als tausendsechshundert Menschen in die Tiefe gesunken.

Ein Aufschrei scholl durch die Menschheit.

„Wie kann denn eine solche schwimmende Luxusstadt überhaupt untergehen?! Es waren ja Restaurants an Bord, Konzertsäle, Tennisplätze, Blumenläden — ganze Straßen! Es fuhren ja Millionäre und Milliardäre mit!"

„Der alte Atlantik kümmert sich den Teufel um alle Milliardäre der Welt!"

„Der Ozean ist dort dreihundertmal so tief als der Tiefgang der Titanic!"

„Der Eisberg, an dem das Schiff zerkrachte, ist schwerer als alle Eisenflotten der Welt!"...

In einer eiskalten Aprilnacht war es — zwei Stöße — und das Riesenschiff stand fest! Von Tür zu Tür läuft das Wort: Auf! ein Unglück! Was, wo, wie? Menschen, mehr neugierig als erschrocken, huschen im Schlafrock durch die Korridore — was, wo, wie? Und abermals ein Befehl: Stecke jeder ein Dokument zu sich! Jetzt summt es heraus aus allen Kabinen, jetzt füllt es tosend Verdeck und Gänge, staut sich, fragt, ruft, schreit, kämpft — und um die verängstete Menschenmasse eisige Nacht und das Plätschern, Nagen, Zähneblecken des wartenden Ozeans! Da rufen Geistliche die volle Wahrheit: In wenigen Minuten stehen wir alle vor Gottes Antlitz, wer seine Seele erleichtern will, der möge es tun! Und die Schiffskapelle, die im Salon bis zuletzt mit lustigen Weisen getäuscht hat, bricht ab und geht über in den Choral: „Näher, mein Gott, zu dir!" Furchtbare Panik! Das todgeweihte Gewühl drängt, stößt, beißt sich zu den Booten, über zertretene Kinderleichen hinüber, und alle Kommandorufe ersticken im mörderischen Gebrüll. Einzelne überladene Boote kämpfen sich los vom Überandrang, um sie her tropfen Menschen ins Wasser wie Körner von einem übervollen Gefäß — und dann richtet sich der Schiffsrumpf in seiner ganzen Länge jäh empor, in Kirchturmhöhe aus den Wassern starrend, und schüttelt die wild aufschreiende Menschenmasse ab, um dann selber in den schwarzen Strudel zu versinken... Einige Hundert haben sich auf allzu spärlichen Booten gerettet und schwimmen nun in Nußschalen, die Füße im Eiswasser, durch die kalte Nacht, Land suchend, Überbleibsel einer Sintflut... Titanen wollten den Himmel stürmen; Götter schoben ihnen lächelnd mit dem kleinen Finger einen Eisblock entgegen — und die Titanen stürzten...

Diese Schilderung wurde ausgesponnen und mit erschütternden Einzelheiten umrankt. Gemüter und Nerven erzitterten.

Aber sehr bald flutete neuer Unterhaltungsstoff über den Eindruck hinweg. Man sprach von Schiffsunfällen, von Lebensversicherung, von Maßregeln, die eine Katastrophe solcher Art künftig verhüten würden; man verurteilte die Schnellfahrten über den Ozean, man stritt über den Wert solcher Riesenschiffe. Bald war man mitten in

Zahlen und Maßen der Dreadnoughts. Und hier wurden einige Herren hitzig, darunter der fachmännisch beschlagene Major von Trotzendorff, als der Kaiserliche Jachtklub, der Meteorjachtklub von Deutschland und der Deutsche Motorbootklub nicht reinlich auseinandergehalten wurden. Von da sprang das Gespräch auf den Kaiserlichen Aeroklub und den Berliner Verein für Luftschiffahrt über. Man hatte vor wenigen Tagen einer Wettfahrt von Motorbooten beigewohnt: mit aufgebäumtem Kiel, in fabelhafter Raserei, umschäumt von zurückspritzenden Wellen, waren die Boote am Felsen von Monte Carlo vorübergesprüht. Und im Hafen erhob sich, nach Anlauf auf dem Wasser, eines dieser surrenden Wunderwerke jählings in die Luft und flog mit seinen zwei Insassen in großem Bogen kühn hinaus übers Meer und wieder genau zurück und herab an die Abfahrtstelle... Welche Eroberungen des Wassers und der Luft! Welche Überwindungen der Schwere! Sie stürmen den Himmel, diese Titanen!

Das Gespräch flatterte in Gruppen auseinander; die Titanic schien vergessen. Die modernen Menschen waren berauscht von den unvergleichlichen technischen Errungenschaften der Gegenwart...

Ingo von Stein saß in tiefen Gedanken versunken. Er hatte sich im Geiste mehr und mehr abgesondert vom Gespräche seiner Zeitgenossen. Plötzlich, als eine Pause sein Eingreifen möglich machte, sprach er in seiner ernst-liebenswürdigen Weise mit vollklingender Mannesstimme:

„Gestatten Sie mir eine Frage, meine Damen und Herren! Ist niemandem von Ihnen bei diesen Gesprächen über den Untergang der Titanic etwas aufgefallen?"

„Wieso? Was denn?"

„Verzeihen Sie, es ist unmodern, davon zu reden! Nehmen Sie an, daß es ein philosophisch gestimmter Mensch sei, den diese Frage beschäftigt! Als diese sechzehnhundert Menschen untergingen, fuhr ebenso ein Entsetzen durch die Welt wie beim sizilischen Erdbeben. Aber — binnen kurzem ist alles wieder vergessen! Die Jagd saust weiter. Neue Eindrücke stürmen über die alten hinweg; es kommt nicht zu seelischer Verarbeitung. Hat wohl eine Frage nach Sinn und Wesen des Todes die materialistische Menschheit durchschauert?

Hat man ein Polarschiff ausgesandt in das unbekannte Land jenseits des Todes? Hat man sich auf Sinn und Wert des Lebens und Sterbens besonnen?"

„Herr Baron, das is Religion — und Religion is Privatsache!" rief Marx.

„Wer hat denn heute zu solchen Spekulationen Zeit?" setzte Schaller hinzu.

„Wir sind doch nicht mehr im Mittelalter mit Hölle und Himmel und solchen Popanzen!"

„Aber darüber kann ja jeder denken, wie er will! In Religionssachen bin ich für mein Part indifferent — und ich hoffe, mit mir jeder moderne Mensch!"

So ging es um den Tisch herum. Der Attaché stemmte den Kneifer ins Auge und betrachtete den Baron wie ein vorsintflutliches Megatherion.

„Sehen Sie! Sie bestätigen, was ich sage!" fuhr Stein fort. „Der Zusammenprall zwischen Titanic und Eisberg war umsonst. Niemand hat die gigantische Frage verstanden. Denn eine Frage ist in jener Aprilnacht über den Ozean geschwommen und hat der Titanic Halt geboten. Die moderne Titaniden-Menschheit hat die Frage nicht einmal gehört!"

Ein Teil der Gesellschaft versuchte ernst zu werden. Man vernahm draußen das Tosen des Gewitters; man vernahm das Donnern der nächtlichen See.

„Nehmen Sie einmal an," fuhr der philosophische Sonderling fort, „wir alle, wie wir hier sitzen, ganz Europa, die ganze moderne Zivilisation, seien der Schiffskörper einer Titanic, umbraust von den Gefahren des Chaos! Nehmen Sie an, eine Katastrophe bedrohe uns, ein europäischer Krieg, mit Hungersnot, Seuchen und Revolution — was dann? Nehmen Sie einmal an, wir Zeitgenossen seien dem Untergang geweiht und schauen auf die letzten Jahrzehnte zurück, wie dort in den letzten Minuten die Todgeweihten der Titanic auf ihre Fahrt — was ist das Ergebnis? Können wir sagen, diese glänzende Anhäufung materieller Güter, diese fieberhafte Konkurrenz aller gegen alle, seien der wahre Sinn und Zweck und Wert des Daseins?"

Er hielt einen Augenblick inne, sah sich fragend um und schloß: „Sie, meine Damen und Herren, sagen ja — ich sage nein! Das ist unhöflich, denn ich setze mich damit auf einen Nachen und fahre von der Titanic fort. Oder vielmehr: ich fahre gleich nicht mit. Ich lehne die Beteiligung an dieser rasenden Lebensfahrt dankend ab. Wenn mir aber jemand von Ihnen einen Amundsen oder Nansen namhaft zu machen weiß, der ausfährt, um den geistigen Pol, den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht zu entdecken, jenseits der Sinnenwelt, jenseits des Todes — dieser Polarfahrt würd' ich mich sofort anschließen."

Das war in liebenswürdigem Ton, lächelnd, aber energisch und bestimmt herausgesprochen.

Der Versammelten, die auf solche Gedankengänge nicht gestimmt waren, hatte sich eine erstaunte oder gar beklemmende Empfindung bemächtigt. Stein hatte eine Erörterung erwartet; aber man ging nicht darauf ein.

Es war Herr Otto S. Marx, Buchdruckereibesitzer großen Stils, der die sorglose Stimmung wieder herstellte. Er fuhr mit der Hand über Glatze, Stirn und leicht gebogene Nase zum modern gestutzten rötlichen Schnurrbart herunter, als wische er etwas hinweg, und rief mit Humor:

„Ein entschieden philosophischer Kopf, unser Herr Baron von Stein!"

Diese paar Worte waren mit so komischer, etwas nasaler und nüchterner Betonung gesagt, daß man allgemein in befreiendes Lachen ausbrach.

„Aber einstweilen sitzt er mit auf der Titanic und schlürft Sekt!" trumpfte der derber gestimmte Schaller und erhob mit schallendem Lachen sein kräftig unterbautes Kinnbacken-Gesicht mit dem scharfen Monokel und dem Durchzieher auf der linken Wange. Man konnte ihn für einen Typus des deutschen Korpsstudenten nehmen; seine ansehnliche Statur mit dem ganz kurzen Blondhaar stach wirksam ab vom salopp hingelagerten Marx, der mit den Händen in den Hosentaschen im Plüschfauteuil lag und spöttisch-überlegen den Baron anblinzelte.

„Lieber Baron," fuhr Schaller fort, „Marx und ich liegen uns zwar immer in den Haaren, obwohl er meinen Rat in Bankpapieren

schätzt; aber in einem modernen Glaubensartikel sind wir einig: erst die Million — dann die Seele!"

Erneutes Gelächter stimmte diesem massiven Grundsatz bei. Auch der gutartige Stein lächelte mit; Trotzendorff mochte gleichfalls kein Spielverderber sein; doch seine Frau sah betreten und bedauernd zu Ingo hinüber. Nur der Engländer Wallace trank seine Limonade und rang sich kein Lächeln ab.

Als das Gespräch dann wieder im Gang war und weitersummte, beugte sich Frau von Trotzendorff zu ihrem Liebling hinüber.

„Ingo," raunte sie, die Hand am Munde, „denk' an das Gleichnis von den Perlen!"

„Stimmt, Friedel!" kam es zurück. „Aber ich sollte charaktervoll sein und selber nicht unter den Säuen sitzen!"

„Unsinn! Willst du wohl —?! Bist schon Einsiedler genug!"

Er zuckte die Achseln, schüttelte den Kopf und lehnte sich wieder zurück.

Und nun ließ er sein Auge wandern über diese Fräcke und Toiletten. Was für eine Gesellschaft war denn dies hier am Rande Europas, unter die er da geraten war? Wo leuchtet denn hier, aus diesen Gesichtern mit der Tücke des modernen Menschen, der seine Mitmenschen zu überlisten trachtet, aus diesen scharfen oder verlebten Zügen — wo leuchtet jenes freimütig-unbefangene deutsche Gemüt? Jenes Edelgemüt, das die große Musik, Philosophie und Mystik geboren hat?... Verstand, Pfiffigkeit, Lüsternheit, Tatkraft, Nervosität — diese Eigenschaften prägten sich zwar deutlich in den Mienen aus. Aber Seele? Wo ist denn die deutsche Seele? Er nahm nur Frau Friedels schöne und phantasievolle Züge aus neben Trotzendorffs offener Männlichkeit; der Engländer neben ihm war sachlich, der hübsche Franzose kokett. Aber diese beiden jungen Leute waren ihm noch weitaus die angenehmsten unter der unangenehmen Gesellschaft. Unangenehm? Sind es nicht deine deutschen Landsleute? Bist du nicht in Gefahr, deinem Vaterlande fremd zu werden?... Vaterland!...

Die Empfindung ließ ihn nicht mehr los, daß er sich auf einem gefährdeten Schiffe befand, selber in Gefahr und nur durch dünne Wände getrennt von den Wassern der Vernichtung.

Der junge Engländer an seiner Seite unterbrach plötzlich seine düstren Gedankengespinste und fragte den Baron, ob er wisse, daß Mr. Stead, der Vorkämpfer des Spiritismus und der Friedensbewegung, mit der Titanic untergegangen sei? Ingo, der gut Englisch verstand und sprach, verneinte. Und sachte ging Mr. Wallace auf ein Gebiet über, das abseits lag von diesem Kreise und von Ingos künstlerischen Lebenspfaden, das ihn aber rasch fesselte. Der kaltblütige Engländer, der für die Alkoholstimmung dieses deutschen Kreises unempfänglich schien, sprach von einer spiritualistisch-religiösen Bewegung der Neuzeit. Er war Maler aus Liebhaberei, Sprachlehrer aus Beruf; und auf seiner Visitenkarte, die er im Laufe des Gespräches mit dem Baron tauschte, stand ein M. A.: „Master of Arts", sein Universitätsgrad. Er hatte seine Jugend in Indien verbracht. Und es war für den Deutschen eine Wohltat, in dem flackrigen Rhythmus dieser Abendgesellschaft solche gelassene Ruhe zu vernehmen, wie sie aus diesem etwas kühlen, aber sehr unterrichteten Manne zu ihm herüberschwang. Es war ein Ton aus einer weiteren Welt; und daß es ein Ausländer war, von dem dieser Ton kam, machte den Deutschen beschämt und nachdenksam.

„Sie haben übrigens", sprach Wallace, „in Deutschland einen Mann, der auf diesem Gebiete sehr bedeutend ist."

Und er nannte einen Namen, den Ingo nie vernommen hatte.

Doch das beruhigende Zwischenspiel wurde durchbrochen. Stein, mitunter zum Aufbrausen geneigt, schnaubte plötzlich empor und rief einem Lebemann am Ende der Tafel kampflustig zu:

„Wer verunglimpft da unten Schiller?! Lassen Sie unsern Schiller in Ruhe! Hätten wir nur etwas von seiner Männlichkeit!"

„Aber Sie haben mich wohl nicht ganz verstanden, mein verehrtester Herr Baron", erwiderte Herr von Jedermann und Überall. „Ich habe nur ganz einfach festgestellt: Damals war der Wallenstein modern — heute der Rosenkavalier; damals die Iphigenie — heute die Salome. Na, und warum soll ich das nicht sagen?"

Stein lachte und rief mit Schärfe zurück:

„Sagen Sie das, Edler! Und fügen Sie hinzu: Damals war das weimarische Hoftheater modern — heute das Kino!"

Er warf sich wieder in seinen Sessel und machte eine segnende Handbewegung gegen den Ritter des Geistes, der den linken Daumen unter die linke Achselhöhle eingeklemmt, die rechte Hand gespreizt hatte und mit der Zigarette im Mundwinkel wiederholte: „Na, warum nicht?"

Da war nichts zu widerlegen.

Jetzt tauschte Schaller seinen Platz mit Mr. Wallace und ließ sich neben dem thüringischen Freiherrn nieder.

„Herr Baron, nichts für ungut, aber Sie philosophieren zu viel! Sie müssen mich in Barcelona besuchen! In allem Ernst! Ich habe Ihnen nachher auch etwas Amüsantes zu erzählen. Unter uns: ein Restchen deutsches Gemüt in mir beneidet Sie. Verstehen Sie? Nein? So will ich's Ihnen erklären. Gestern warfen Sie gesprächsweise die Bemerkung hin: als Sie die Wahl hatten zwischen Staatskarriere und geistiger Vertiefung, haben Sie unbedingt das letztere vorgezogen. Universalbildung im Sinne Wilhelm von Humboldts — sagten Sie; moderne Fortsetzung des klassischen Idealismus — sagten Sie. Sie sehen, ich hab' mir's gemerkt, bin also gar kein so feister Materialist, wie es allerdings aussieht. Und darum sag' ich: ein Rest in mir beneidet Sie um dieser freien Wahl willen, die Sie getroffen haben. Hol's der Teufel! Etwas wie Sentimentalität sitzt immer in uns Deutschen."

„Das Deutschland von heute hat sich für Ihren Weg entschieden, mein lieber Herr Schaller", erwiderte Ingo gelassen. „Erst die Million — dann die Seele! Beneiden Sie mich vielleicht um das Martyrium der Heimatlosigkeit?"

„Ach was, Unsinn! Sie sind jung, nicht älter als ich! Schaffen Sie sich eine Heimat, bauen Sie sich ein Schloß! In der Calle Muntaner zu Barcelona steht meine Burg; kommen Sie einmal hin, sehen Sie sich an, was deutsche Energie im Ausland fertigbringt! Bis dahin hab' ich ein hübsches junges Weib im Hause. Schaffen auch Sie sich eine Frau an, Herr Baron, das bewahrt vor philosophischen Hühnerleitern! Und kommen Sie! Ich bin manchmal hungrig nach Geist — ausgehungert! Und à propos, wissen Sie, was ich Ihnen jetzt Amüsantes zu verzapfen habe, Sennor? Wissen Sie, daß Sie entdeckt sind?"

„Wieso entdeckt?"

„Als ein Troubadour namens Ingo, der meinen zwei jungen Nichten den Hof macht!"

„Potztausend noch einmal!" fuhr Ingo auf und hätte vor Verblüffung fast sein Sektglas fallen lassen. „Die zwei jungen Mädchen da oben auf dem Hügel sind Ihre Nichten?!"

„Sind meine Nichten, ich kann nichts dafür!" bestätigte der lachende Kaufmann. „Niedliche Lärvchen, was? Beide haben's nicht von mir, denn wir sind nicht blutsverwandt; die Mutter der Älteren, eine Witwe aus Straßburg, ist die Schwester meiner Stiefmutter; so sind wir in eine Art Onkelschaft geraten, und ich versteh' mich mit den Mädels ganz famos. Die Jüngste ist ja entzückt von Ihnen, einfach aus dem Häuschen!"

„Aber sagen Sie mir doch — wie hat sich denn das herausgestellt? Aus Straßburg? Jetzt begreif' ich! Dort war's, dort hab' ich das Mädchen gesehen, in der Vogesenstraße, als ich im Herbst ein paar Wochen dort wohnte! Aber wie hat man denn mich entdeckt?"

„Nichts einfacher als das! Durch Ihr Buch ‚Heroismus', das Sie mir geliehen haben! Da steht Ihr Name, Ingo von Stein. Dies Ingo hat Sie verraten. Ich habe das Buch meinen Nichten hinaufgebracht, wir blättern drin, der kleine Grashüpfer schwatzt immerzu von dem Besuch des reizenden Unbekannten, der Ingo heiße. Ingo? Ingo heißt euer romantischer Anbeter? Wie sieht er denn aus? So und so! Famos, da haben wir ihn ja! Voilà! Ecco!"

Er lachte herzhaft. Stein lachte mit.

Aber in seinem Herzen schloß sich doch etwas zu; ein musikalischer Zauber, ein poetischer Duft drohte zu entfliegen, der Reiz des Magischen und Fremdartigen. Denn jene Welt Mozarts, jenes reine Eiland der Schönheit, wurde überflutet von der breiten Alltagswelt dieser knochigen Millionenmacher, dieser Geldmagnaten, dieses modernen Amerikanismus.

Daher ging Ingo recht bald und mit leichtem Scherz über die Sache hinweg, zumal Frau Friederike, zur Eifersucht geneigt, gespannt herüberfragte, von welchen reizenden jungen Mädchen denn hier so angelegentlich die Rede sei. Nur eines merkte er sich: die jungen Damen waren im Begriff, mit Frau Frank-Dubois, Mar-

thas Mutter, nach Barcelona zu reisen, um dort einige Wochen bei Onkel Schaller zu wohnen.

„Eine Reise nach Barcelona", warf Ingo hin, „steht übrigens bei mir schon längst auf dem Programm. Denn dort in der Nähe ist der berühmte Montserrat, der Gralsberg, der Montsalvat der Sage."

„Kenn' ich natürlich genau! Famoser Berg! Großartige Aussicht! Also kommen Sie! In meinem Hause finden Sie etwas, was Ihnen so leicht kein Privatmann bietet: zwei echte Velasquez! Heh, was meinen Sie dazu? Raus aus dem Beamten- und Spießbürgernest Deutschland! Nur der Mittelmäßige kommt dort vorwärts! Für geniale Köpfe ist kein Platz mehr im Reich. Großzügige Naturen treiben sich im Ausland herum oder ersticken im deutschen Winkel."

Die Damen und einige Herren zogen sich zurück.

Trotzendorff trat zu Stein heran, der sich gleichfalls erhoben hatte.

„Weißt du das Neueste, Ingo?"

„Nun was denn, Richard?"

„Meine Berufung ist Tatsache! Hoheit hat's bestätigt!"

„Also von jetzt ab Hofmann, lieber Richard? Na, mein herzliches Beileid!"

„Danke für den Glückwunsch! Das wird auch für dich entscheidend, alter Flüchtling! Ich habe meinen Plan. Und du weißt, ich bin in solchen Dingen zäh. Auf dem Weg über Seine Hoheit komm' ich an den Kaiser heran, mache Majestät mit deinen Gedanken bekannt, verschaffe dir eine persönliche Vorstellung, und du wirst an den Platz gestellt, wo du wirken kannst!"

Ingo legte den Arm um die Schulter des Freundes.

„Du bist doch ein unverbesserlicher Utopist!"

„Abwarten, Junge!" erwiderte der straffe Soldat und strich seinen dicken grauen Schnurrbart. „Wenn du erst einmal mit dem deutschen Kaiser auf der Wartburg ein richtiges Kaisergespräch geführt hast, dann sprechen wir weiter!"

Frau Friederike war herangekommen. Es war heute abend in ihrem Wesen etwas wie nervöses Fieber.

„Richard hat recht", sagte sie hastig. „Wir müssen dich unter Aufsicht nehmen, lieber Ingo, wir müssen dich mit Gewalt an die rechte

Stelle schieben. Die Sache wird gemacht! Du kennst meinen Alten, der läßt nicht locker, wenn er etwas im Kopf hat!"

„Hier steh' ich nun wie Buridans Esel zwischen den zwei bekannten Heubündeln", lächelte Stein. „Die Lockung dort heißt Barcelona — die Lockung hier heißt Wartburg. Wohin?"

„Nach Deutschland, Ingo! An deine deutsche Aufgabe!"

„Hat mich nicht gerade Friedel aus Deutschlands Enge herausgeschmeichelt?"

Doch Frau Friederike schob ihren Arm unter den seinen und entführte ihn samt ihrem Gatten aus der Riviera-Gesellschaft.

Aber sie konnte sich oben, als sie einander Gute Nacht sagten, nicht enthalten, noch einmal nach den hübschen jungen Mädchen zu fragen, die ihn so lebhaft entflammt hatten. Er warf lachend einige beschwichtigende Worte hin; doch ihr entging nicht, daß er errötet war, und sie schied mit langen, schweren Blicken...

Das Gewitter war vertost. Von den Stauden und Palmen troff noch die himmlische Feuchtigkeit; das Meer rauschte bedeutend.

Stein atmete auf seinem Balkon die würzige Nachtluft ein und verglich die muntren Mozart-Mädchen auf jenem offenen, hellen Hügel mit diesem drückenden Salon-Parfüm und Salon-Geschwätz dieser Riviera-Hotels und Riviera-Spielhöllen. Und in der Ferne vernahm er ununterbrochen das ozeanische Brausen der Titanic-Katastrophe.

„O du Tiefstes meiner Seele, du kannst ja doch nicht hinauf! Wenn meine Seele tost wie die schäumende See und zitternd solche machtvolle Schönheit aushält, dann ist es in mir wie ein schweres, langsames Glockenläuten. Und das zu ertragen, dieses Gewaltige, hilft mir nur eins: die Seelensprache der Poesie und Musik. Sie segnet meine Herzensglut, und mit ihr ertrag' ich die Schönheit der gewaltigen Erde..."

Lang noch saß er über Büchern und Papieren, Schwermut durch Arbeit bekämpfend. Spät entschlief er.

Heitre Mozart-Melodien vermischten sich im Entschlummernden mit der Notturno-Stimmung des „Don Juan" — der Anfang von Beethovens Sonate pathétique brauste herein, wuchtig, zornig — und die schwermütigen, harfenartigen Einleitungsakkorde

des Brahmsschen Liedes „Der Tag ging regenschwer und sturmbewegt". Doch in diesem Chaos von Tönen behauptete sich zuletzt Schuberts „Wandrer": „Wo bist du, mein geliebtes Land?"...

* * *

... Marx und Schaller, die Unzertrennlichen, saßen noch beisammen, ließen sich einen Mokka brauen und sprachen von Dividenden und Prozenten.

Plötzlich warf Marx mit zweifelhaftem Blinzeln hin:

„Hm, sagen Se mal, was halten Sie von diesem Stein?"

„Ein sympathischer Mensch!" beteuerte Schaller, der ziemlich gezecht hatte. „Eine von jenen hochbegabten Naturen, die keinen Platz finden im hundsgewöhnlichen, miserablen, mittelmäßigen Reichsdeutschland! Verstanden, Otto S.?!"

„Na, na! Das glauben Sie ja selber nich!"

„Selber nicht? War ich nicht Referendar, ehe ich Kaufmann wurde? Warum bin ich ausgerissen? Weil mir der Atem ausging zwischen euren Hinter- und Vordermännern, die einander Hacken und Zehen abtreten!"

„Riesiger industrieller Aufschwung in Deutschland! So 'ne Titanic — die übertrumpfen wir! Mittelmäßig? Steckt 'ne Masse Genie im modernen Deutschland!"

„I natürlich! In allen technischen Dingen, selbstverständlich! Zeppelin — bravo! Aber sonst? Genie? Wo denn? Was wissen Sie denn, Samuel, in Ihrem Verstandeskasten, was Genie ist? Wo sind denn die großen und ewigen Ideen in eurer Politik oder Literatur? Reporter seid ihr, ganz schwunglose Reporter und Photographen!"

„Na, und Richard Strauß?! Und Reinhardt! Gehen Se mal in den Berliner Zirkus und sehen Se so 'ne Aufführung! Und hat nicht Hauptmann den Nobelpreis gekriegt? Was wollen Se denn noch! Wollen Se wieder Vergißmeinnichts-Geschmack einführen, Sie?!"

„Mann, Markuse, machen Sie mich nicht wild!" schrie der Champagner aus Schaller. „Wo ist denn da Größe?! Größe, sag' ich, Sie, Sie — Sie Mann mit dem zweckdienlichen Verstandes-Appa-

rat! Sie Nüchterling! Sie Mensch ohne Seele! Kurzum, Sie Geldbeutel!"

„Schaller, Sie schallen wieder mal brutal, aber brillant!" Der Kommerzienrat lachte sein meckerndes Lachen, ohne das geringste übelzunehmen. „Ihnen fehlt ein pikantes Weibchen — so wie da die Trotzendorff. Unter uns — die und der Stein, hä? Da ist auch nicht alles geheuer. Hat übrigens in Weibersachen Geschmack, dieses Mineral — seine Freundin ist hübscher als seine Bücher!"

Und Marx lachte und schlürfte zwinkernd seinen Mokka.

„Was halten Sie denn von seinen Büchern?" fragte Schaller unwirsch, denn er empfand für Ingo entschiedene Zuneigung.

„Nu, ich hab' se nich gelesen — aber was man so hört — Nee! Heroismus? Das Buch ist geschmacklos eingebunden. Und der Inhalt — süßliche Phrasen!"

„Phrasen? Dieser grundehrliche Stein? Sehen Sie sich doch dieses offene Gesicht an!"

„Ich nenne das Phrasen."

„Beweis!"

„Nu, ich sage Ihnen, ich nenne das Phrasen, und damit Punktum! Was ist da zu beweisen?! Und sein Drama: ‚Der Sängerkrieg'! Das hat ja schon der Wagner komponiert! Und was er sonst verfaßt hat aus der Mythologie, das kann man höchstens noch mit Musik goutieren! Für mich Schwulst, süßer Brei, Phrasen!"

Er trank erbittert und nervös seinen Mokka leer, hatte sich in Hitze geredet und schaute ergrimmt seinen Gegner an. „Nu, was wollen Sie noch? Im übrigen ein liberaler und honetter Mensch, sag' ich selber! Alles, was recht ist! Und ohne Adelsdünkel! Ein Charakter, aber ein sehr bescheidenes Talentchen!"

„Was verstehen Sie denn eigentlich unter Talent?"

„Nu, daß einer was kann!"

„Wer stellt denn fest, ob einer was kann oder nicht?"

„Die öffentliche Meinung! Wir! Leute von Geschmack! Ganz einfach!"

„Wenn aber die öffentliche Meinung auf Irrwegen läuft? Habt ihr euch nicht hundertmal geirrt, ihr Deutschen, und lebende Talente totgeschwiegen oder totgeschwatzt?!"

„Mit dieser Ausflucht kann sich jeder erfolglose Dilettant decken", bemerkte Marx nicht mit Unrecht. „Man hat denn doch im allgemeinen eine sichere Witterung, was ein moderner Mensch is und was nur so nachdichtet. Unsere Nerven brauchen ein Stimulans, Neutöner, Reizungen, pikante Probleme — verstehen Se? Ich protegiere da einen Dramatiker — was wetten wir, daß ich ihm den Schillerpreis verschaffe? Wissen Se, wie so wat gemacht wird?"

Marx rückte vertraulich näher; und Schaller starrte unbeholfen in ein Paar pfiffige Augen.

„Denn solche Talente kann man machen, den Stein nicht. Da wird in klugen Abständen eine Notiz ins Tageblatt lanciert — übrigens auch Durchfälle schaden nicht, wenn nur die Öffentlichkeit beschäftigt bleibt! — also eine Notiz: der ringende, begabte, geniale Dramatiker etc., pp. — merken Se wat? Dann gute Verbindungen bei der Presse — nu, und nach und nach gewöhnt sich die Welt an den Namen. Aber pikant muß er dichten, pikant! Mit diesem biedren Stein — nee, damit ist kein Haus zu bauen."

Schaller senkte den Kopf und betrachtete die Diamantknöpfchen seines zerknitterten Frack-Vorhemdes.

„Ihr habt unbedingt die Herrschaft", sprach er dumpf, wie zu sich selber.

Dann schaute er aus seiner halben Betrunkenheit auf, faßte seinen Freund Marx ins Auge und schnarrte plötzlich in schärfstem Leutnantston:

„Otto Samuel, Sie heißen Markuse — und damit ist alles gesagt! Schluß der Debatte!"

Marx sprang ärgerlich auf. Aber einige spät zurückkommende amerikanische Dollarkönige gaben dem Gespräch einen neuen Aufschwung. Es war von Kartellen, Syndikaten, Trusts die Rede, nüchtern, kaufmännisch, und die Sätze waren gespickt mit Zahlen.

Der kleine Marx und der große Schaller waren wieder in ihrem Element. Und sie schüttelten sich beim Auseinandergehen gemütlich die Hände. Denn jeder schätzte des andren kaufmännische Begabung.

Drittes Kapitel

Die Freundin

Unruhig Glück im Stehn und Spähn und Warten!
Nietzsche

Ein heißes Herz und eine bewegliche Phantasie sind kein unbeschwerliches Geschenk der Gottheit. Ingo entsann sich, wie leidenschaftlich ihn einst in der Jugend die Sonntagsspiele mit seinen Kameraden hingerissen hatten. Jene Spieltage waren so voll, so glühend schön, daß ihm am Abend das Herz weh tat, wenn er sich von den Gespielen trennen sollte. Noch oft im Leben mußte er mit männlicher Besonnenheit Heimweh nach dem Schönen und Guten ins rechte Maß zwingen.

So war ihm Rhythmus ein Mittel der Bändigung allzu drangvoll emporquellender Gefühle. Und wie für das Schöne, so war er für Güte empfänglich. Mit einem herzlichen Wort konnte man alles von ihm erreichen; Härte rief seine Vertrutzung wach. Er war geschaffen zur Freundschaft, zur Brüderlichkeit, zur Liebe. Doch grade weil seine Natur so warmherzig und phantasievoll allen Reizungen antwortete, brauchte er als Gegenkraft viel Kultur und Bildung, um in sich jenes edle klassische Gleichmaß auszugestalten, das dem Idealisten vorschwebte.

Ein Dreibund liebender Freundschaft bestand zwischen Ingo von Stein und dem Ehepaar Trotzendorff.

Baron von Stein-Waldeck hatte Staatswissenschaft, Geschichte und Literatur studiert und nach dem Doktor-Examen die Universität verlassen. Seinen soldatischen Pflichten hatte er als reitender Artillerist genügt und war nun Leutnant der Reserve. Ihm stand ein aussichtsvoller Staatsdienst offen; die Verbindungen des Freiherrn aus altem Hause waren vorzüglich. Eine edle Jugendfreundin war ihm so zugetan, daß Verlobung zu erwarten war. Doch etwas in ihm zögerte, sich dem Staatsgefüge und dem Familienleben an-

zuvertrauen. Und als er Frau Friederike von Trotzendorff kennen und lieben gelernt hatte, begann für ihn eine neue Lebensepoche. Er lebte fortan seinen musikalischen und literarischen Idealen. Diese Frau, ehedem bedeutende Sängerin, war ganz Phantasie und Gefühl. Und so befreite sich unter ihrer Besonnung auch in ihm die fühlende Phantasie; und die beiden flogen miteinander empor in alle Herrlichkeit und Fülle der Kunst und Natur. Stein hoffte, unter Führung solcher Muse Künstler zu werden.

Aber die Muse kann nur begleiten, nicht geleiten. Frau Phantasie kann fliegen, aber nicht schreiten; kann ein Leben verschönen, aber nicht eines Lebens Fundamente bauen.

Der wandernde und fliegende Spielmann spürte mehr und mehr, daß etwas in ihm unbefriedigt blieb.

Seine edelgestimmten Bücher hatten an das Tor der deutschen Seele gepocht; doch war keine Antwort gekommen. Ingo wurde darob weder bitter noch sentimental; das lag nicht in seiner großzügigen Natur; auch überschätzte er nicht das Buchmachen. Immerhin legte er stutzend die Feder aus der Hand und horchte fragend hinaus.

Wo war das Deutschland, das er suchte?

* * *

Als Ingo von Stein am andren Morgen in den gemeinsamen Salon trat, der sein Zimmer vom Trotzendorffschen Gemach trennte, erwartete ihn Frau Friederike.

Sie trug ihr helles Morgenkleid, das den Hals frei ließ. Der prächtig gebaute, nur etwas zu volle Körper dieser leicht in allen Nerven vibrierenden Künstlerin mit den stahlblauen Augen, der kräftig vorspringenden Nase, den üppigen Lippen schien für Bühne und Salon geschaffen; ihre Bewegungen waren elastisch; ihre Stimme weich, doch häufig belegt und zaghaft, denn ihr Herzschlag geriet bei Schmerz und Freude allzu leicht in Unordnung.

Er küßte ihr mit ernstem und müdem Gesicht ehrerbietig die Hand. Aber die nervös erregte Freundin hielt seine Hände fest.

„Ich hab' mich nach dir gebangt, Ingo, ich hab' in der Nacht so viel an dich denken müssen. Denn ich war gestern abend kleinlich, vergib, ich war eifersüchtig!"

„Eifersüchtig?! Aber seit wann gibt es denn das zwischen freimütigen Freunden?"

Ingo spürte sofort, daß ein ernstes Gespräch bevorstand. Er wünschte und fürchtete dieses Gespräch; denn in der letzten Zeit war Frau Friederike von einer seltsam sorglichen Unrast, eine Löwin, die um ihr Junges besorgt war.

„Friedel," sprach er weit ausholend, „mir sind in der Nacht schwere Gedanken durch Kopf und Herz gegangen. Sieh, als ich damals dem Beruf auswich, trennte ich mich auch von meiner Jugendfreundin Elisabeth. Ich muß offen mit dir sprechen. Du weißt, wann es war, als ich dir mitteilte, ich hätte meine heimliche Verlobung stillschweigend aufgelöst. Wir hatten den zweiten Teil des Faust gesehen; wir waren entzückt von der Helenatragödie. Dieser Faust — so setzt' ich dir nach dem Theater auseinander — ist berauscht vom Drang nach Schönheit, fährt durch die halbe Welt, um eine Helena zu finden, irrt durch die blaue pharsalische Nacht mit dem unentwegten Ruf: Wo ist sie? O Himmel, ich will's mit diesem Schönheitsucher halten! Und du glühtest mit, und wir erlebten miteinander tiefste seelische Offenbarung. Seit jener Stunde such' ich das Ideal in der Fremde und habe mein deutsches Gretchen vergessen. Ihr nennt mich ‚Spielmann' — in der Tat, ich fürchte fast, ich spiele mit dem Leben. Und manchmal ist mir, als wäre Goethes Helenatragödie und mein jetziges Dasein nur galvanisiertes Leben, und ich hätte den Boden unter den Füßen verloren."

Sie hatten beide Platz genommen und saßen sich auf steifen modernen Stühlen in dem weißgrauen Salon gemessen gegenüber, mit großen Augen beide ins Unbestimmte schauend. Er hatte von der Eifersuchtsfrage glücklich abgelenkt und das Gespräch ins Bedeutende erhoben.

„Du willst damit sagen," erwiderte sie schwer, „daß ich es bin, die dich aus der Bahn geworfen hat."

„Nein, Friedel, das will ich damit nicht sagen; denn ich bin dir dankbar. Was ich in Bayreuth, auf Reisen, am Klavier und vor Büchern oder in Gesprächen durch dich in mich aufgenommen habe, ist unvergleichlich. Du hast mir eine neue Welt aufgetan. Du hast meine Flaumfedern in Flügel verwandelt. Aber — —"

„Aber?"

„Du hättest ganz recht, eifersüchtig zu sein, wenn das Wort nicht zu häßlich wäre", sprach er plötzlich, stand auf und ging hin und her. „Denn du fühlst richtig, daß etwas in mir nicht befriedigt ist. Und an jenen Mädchen da oben auf dem Hügel ist es mir zum Bewußtsein gekommen."

„Was ist dir zum Bewußtsein gekommen?"

„Mein Beruf und meine Braut, beides gehörte einst zusammen. Und ich habe in mir die bis zum Eigensinn gesteigerte Empfindung: wenn ich meine Lebensgefährtin finde, ist auch mein Beruf gefunden. Ein stilles, häusliches Mädchen, wie diese schöne Stickerin da oben auf dem Hügel erregt mir Heimweh."

„Und Helena? Und die freie Welt der Schönheit? Ingo, willst du Philister werden?"

„Aber, Friedel, bist nicht auch du Gattin und Mutter?!"

Das wurde fast zornig herausgeschleudert. Er hatte sich wieder gesetzt. Sie saßen in den feierlichen Lehnstühlen und schauten sich bei aller höflichen Haltung einen Augenblick wie Gegner an.

Ruhiger fuhr er fort:

„Und dennoch hast du deine Welt der Schönheit in dir, Friedel — in deinem Innern, in deiner Kunst, in deiner Häuslichkeit. Ich aber suche sie draußen, ich laufe in der Welt herum und spiele mich mit der Laute über mein Heimweh hinweg. Ich habe Heimweh nach festem Boden, Friedel. Das ist alles."

„Meine Freundschaft genügt dir nicht mehr," erwiderte sie dumpf und traurig, „du bist meiner müde."

Er war zornig, daß sie immer wieder das Gespräch auf ihre Person ablenkte, statt seinen Kümmernissen sachlich zu folgen.

Doch er beherrschte sich.

„Mit deiner Person hat meine Sorge nichts zu tun, Friedel. Es wäre mir lieber, du würdest mit Richard und mir sachlich beraten. Ich halt' es einfach nicht mehr aus, auf dieser Titanic mitzuschwimmen, ohne Ziel, ohne Heim, ohne Beruf. Denn es ist die Frage, ob ich zum Büchermachen berufen bin. Die allgemeinen Sorgen der Deutschen sind mir wichtiger; die Ratlosigkeit dieser modernen Menschen in den Fragen über Tod und Leben macht mir

schlaflose Nächte. An dieser Lösung möcht' ich im Herzen Deutschlands mitsinnen, dort, wohin ich durch Geburt gestellt bin. Statt dessen lauf' ich im Ausland herum."

„Was hat denn das mit den Mädchen da oben zu tun?" fragte mit unerwarteter Wendung die echte Frau, die ihm gegenübersaß.

Er schwieg. Auf diesen Seitenangriff war er nicht gefaßt gewesen. Sie hatte recht: zwischen dem Philosophen, der sich gestern in das Titanic-Gespräch gemischt hatte, und dem verliebten Lautensänger war ein Unterschied. Jener suchte den festen Punkt; dieser aber wanderte als Spielmann durch die schöne Welt, durstig nach Schönheit. Und in der Schönheit nach Frieden —? Und im Frieden eben nach dem festen Punkt —?

„Ingo, ich will dir etwas sagen, was einmal gesagt werden muß, wenn wir nicht alle drei in Unnatur geraten sollen. Sieh, ich habe schon mehrmals beobachtet, wie dein Auge hübschen jungen Mädchen nachflog — und wie du dann zu erschrecken pflegtest, fast wie ein ertappter Junge, wenn du meinem Blicke begegnetest. Ach, ich sehe ja wohl, wie du suchst; und ich habe ja auch gar kein Recht, dich festzuhalten. Lieber Junge, es hat mich aber immer gedemütigt, wenn ich dich so vor mir zusammenfahren sah: er fürchtet meine Eifersucht, hab' ich mir sagen müssen. Also hab' ich dir Anlaß gegeben, daß du mich für kleinlich halten mußt? Und du hast recht: ich bin kleinlich, bin eifersüchtig, bin ein Hasenfuß, ich habe Angst um dich; ich fürchte, daß du einmal auf irgendein hübsches, leeres Lärvchen hereinfällst, in das du dein eigenes Ideal hineinstrahlst. Oh, Gott im Himmel weiß es: dieser Schmerz um dich ist größer als der Schmerz um meine seelische Vereinsamung!"

Frau Friederike, die ihrem Freund um mehrere Jahre an Alter voraus war, stand rasch auf, hielt ihr Taschentuch an die Augen und trat ans Fenster. Auch Ingo erhob sich, blieb aber am Lehnstuhl stehen und biß sich in die Lippen. Schon einmal hatte er eine solche Szene erlebt, wo die ruhige und fröhliche Wärme der Freundschaft in flammende Liebe übergeschlagen war. Er spürte auch jetzt wieder die unheimliche Schwüle vor dem Sturm. Aber er hatte sich fest in der Hand und blieb hochaufgerichtet und unnahbar hinter seinem Sessel stehen.

„Einmal schon", weinte es vom Fenster her, „hab' ich mich zwischen dich und eine andre gestellt. Ich will es nicht wieder tun. Ich will vielmehr die erste sein, die dich beglückwünscht. Nur sag' es mir, sag' es mir gleich und offen, tu's nicht hinter meinem Rücken, stell' mich nicht plötzlich vor die Tatsache — denn das erschüttert meine Nerven mehr, als ich ertragen kann."

Sie hatte sich die ganze Nacht mit dem Gedanken abzufinden gesucht, daß sie des Freundes Herz an ein junges Mädchen verloren habe. Und diese Empfindung verallgemeinerte sich in ihr zur erschütternden Erkenntnis, daß sie eine alternde Frau sei, daß sie Jugend nicht festhalten könne, daß alle Helena-Schönheit dahinschwinde in die wesenlose Nacht der Zeit. Mit elementarer Kraft war diese Empfindung über sie gekommen. Und zwei Mächte hatten nachtlang in ihr gekämpft und kämpften jetzt noch in dieser Stunde: entweder leidenschaftlich festzuhalten, zu genießen, zu sündigen, stürmisch den Freund zu umfangen — oder durch rasche Trennung sich wieder zu beruhigen und in Harmonie zurückzufinden.

Frau Friederike war weder zu dem einen noch zu dem andren stark genug.

Als sie sich jetzt zu ihm umwandte und Ingo ihr tränenvolles Gesicht sah, traten sich beide einige Schritte näher. Dann blieben sie wieder stehen. Was an Güte in ihnen war, schlug vom einen zum andren hinüber. Wieder schritt sie vor — und plötzlich lief sie hin, umschlang ihn heftig und weinte:

„Ingo, verlaß mich nicht!"

Wie ein Hilfeschrei, erschütternd, schlug es aus ihr empor. Doch zugleich stieß sie ihn zurück, lief mit dem Taschentuch vor den Augen laut schluchzend nach der Nebentüre, schmetterte sie hinter sich zu und riegelte sich ein.

Ingo wußte aus früheren Anfällen ähnlicher Art, daß sie nun stundenlang auf dem Diwan liegen und sich ausweinen würde.

Der Spielmann ging sorgenvoll im Zimmer auf und ab.

Der gestrige Tag dort auf dem Hügel, zwischen Kirschbaum und Zypresse, bei scheinbar so belanglosem Geplauder mit ein paar unreifen Mädchen, war eine Lebenswende. Jetzt galt es klaren Entschluß. Sollte er sofort hinaufgehen, diese bürgerliche Frau Frank-

34502

Dubois aus dem Elsaß, die hier in Sommerfrische weilte, aufsuchen und der jungen Schönheit schlankweg seine Hand anbieten? Denn jenes wunderschöne Gebilde hatte ihn berauscht. Aber was war denn an ihr, was ihn entzückte? Sie hatte ja kaum den Mund aufgetan. Warum verband er mit ihr die Empfindung von griechischer Landschaft und griechischem Tempel? War es nicht doch vielleicht nur ein allgemeiner Schönheitseindruck, der mit dem Bürgerkinde Martha menschlich nicht viel zu tun hatte? Sollte er die erprobte Freundschaft mit Richard und Friedel zerbrechen, um einem Helena-Phantom nachzujagen?

Mächtig wallte in ihm das Gefühl der Dankbarkeit empor.

„Sie haben mich gepflegt in meiner Krankheit", sprach er zu sich selber; „Friedels beide Knaben lieben mich wie einen älteren Bruder. Sie selber nennt mich oft im Scherz ihren ältesten Jungen; sie ist besorgt um mich, wie eine Mutter um ihr Kind. Wohl hat sie sich damals zwischen mich und Elisabeth gestellt; aber es war ein Segen, denn meine verfrühte Heirat wäre Spießbürgerei geworden. Was weiß die Welt von den herrlichen Einzelheiten unsrer romantischen Freundschaft! Und wie taktvoll, wie verstehend hat sich Richard benommen!... Nein, ich will nicht glücklich sein ohne diese beiden trefflichen Menschen."

„Friedel, nur ein Wort!"

Es kam von drinnen keine Antwort.

„Öffne nur einen Finger breit!"

Sie kam endlich, öffnete ein wenig und schaute mit verweinten Augen heraus.

Er küßte ihre Hand und sagte innig und mit aufmunterndem Humor:

„Friedelchen, wollen wir zu guter Letzt sentimental werden? Wollen wir nicht lieber heute noch abfahren und durch die Provence wandern?"

Ihr Taschentuch zuckte vom Gesicht hinweg.

„Wirklich? Wollen wir fort?"

„Aber achtest du mich denn noch, Ingo?" kam es verzagt hinterher.

„Wunderliches Friedelchen," lachte er, „glaubst du denn, ich könnte jemals wirklich vergessen, was du und Richard mir getan

habt? Das steht in der Chronik der Ewigkeit; dort wollen wir einander hoffentlich hell und heiter begegnen. Nicht wahr?"

„Ja, Ingo", sagte sie kindlich und legte die Hände in die seinen. „Du bist gut, Ingo."

Und die Augen trocknend fügte sie hinzu:

„Geh nun hinunter zu Richard, Lieber, und entschuldigt mich bis zu Mittag! Und — und, Ingo, wenn wir wirklich fahren würden, ich würde ja jubeln, von hier fortzukommen!"

„Du hast recht!" sagte er frisch. „Aus den Sentimentalitäten 'raus! Auch ich! Fort in die Welt!"...

Am Nachmittag packten sie ihre Koffer. Und am Abend saßen sie in der Eisenbahn nach Marseille und Avignon.

LIBRARY
Concordia Teachers College
RIVER FOREST, ILL.

Viertes Kapitel

Der Troubadour

„Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist,
Fliehe mit abgewendetem Blick!" Goethe

In den Anlagen des Felsenvorsprungs Rocher des Doms oberhalb der Papstburg zu Avignon lustwandelten das Ehepaar Trotzendorff und der Troubadour Ingo von Stein.

Der Major studierte mit der ihm eigenen Gründlichkeit die Einzelheiten des Baedeker; Friedel und Ingo umfaßten hinausschauend das ganze Bild der Abendlandschaft, die in leuchtender Deutlichkeit um sie her ausgebreitet lag.

Hundert Meter unter jener gelblichgrauen Felsmasse strömt die Rhone, am Tag schlammgrau, doch in solcher Abendröte rosig und blau. Ein purpurtiefer, von Wolken unterbrochener Sonnenuntergang, in der heroischen Farbenstimmung eines Poussin, funkelte über Turm und Villen des gegenüberliegenden Villeneuve-les-Avignon; Luft und Berge waren dunkelblau; im Duft des Ostens, groß und goldrot, stand schon wartend auf das Amt der Nacht die Leuchtkugel des Mondes.

Die drei Freunde hatten kurz zuvor mit dem lebensheitren Wächter der Papstburg, Monsieur Vassel, der sich stolz félibre und chanteur Mistrals nennt, ein muntres Zwiegespräch gehabt, das angenehm in ihnen nachklang. Die hohen und stumpfen Türme des päpstlichen Kastells schienen heute heiter und verklärt zu leuchten in den Farben des Frühlings und der Abendröte.

„Was für heiter-natürliche Menschen wohnen in dieser Provence!" bemerkte Ingo. „Man erholt sich in diesen alten Nestern vom Luxusleben der Riviera-Hotels. Ich habe nicht übel Lust, den provenzalischen Geisteskönig, den alten Meister Frédéric Mistral, in seinem Dörfchen Maillane zu besuchen."

Die goldene Madonna auf der Spitze des Doms, der noch über das starke Papstschloß hinausragt, breitete segnend die Hände über

die rings heraufblühende Landschaft und schaute dem Gold der Sonne nach, von dem sie angeglüht war. Der immergrüne Hain mit den schiefgewehten Pinienwipfeln war belebt von Vogelgesang und wenigen Abendspaziergängern. Bedeutend grüßte vom Norden her der weiße Gipfel des Mont Ventoux. Doch war die Lenzluft kühl; das kleine, reizend ummauerte Avignon mit seinen engen Gassen schien sich frierend um das steile Mauerwerk der Papstburg zu drängen. Und die Gehöfte der Provence freuten sich der festen Zypressenwände, durch die sie gegen den rauhen Nordwind geschützt werden. Es lag ein Fröstеln in der Luft und in den Seelen der beiden Menschen, die in das Abendgelände hinausträumten und windgeschützte Stellen suchten.

„Die abgebrochene Brücke da unten", erklärte Trotzendorff, der mit seinem roten Buch herantrat, „ist die uralte Brücke St. Benezet."

„Steht nicht ein Kapellchen drauf?"

„Ja, das Fest des Heiligen wird jährlich mit Tänzen gefeiert. Daher der alte Volksreim: Sur le pont d'Avignon tout le monde danse."

„Eine Tanzbrücke also!" erwiderte Stein. „Sie geht nur bis in die Mitte des Stromes: ich hoffe, daß sie dann nicht ins Wasser tanzten? Oder kletterten dort die Nixen herauf und tanzten mit? Jedenfalls die Brücke des lustigen Lebens. Ein Gegenstück also zu dieser schweren Papstburg!"

Er setzte sich auf die Steinbrüstung. Und während sich die fröstelnde Frau Friederike fest in den Mantel hüllte und am Arm ihres Gatten im Schnellschritt durch die Anlagen lief, um sich wieder zu erwärmen, flossen dem Troubadour einige Verse ins Notizbuch. Er trug sie nachher seiner Freundin vor; Richard saß derweil wieder auf seiner windstillen Bank und las die Landschaft aus dem Fremdenführer ab.

Leicht rauschte die Rhone vor alter Zeit,
Schwer stand der Papst auf den Schanzen —
Und sah auf der Brücke von Avignon
Ein leichtes Völkchen tanzen.
Sur le pont
d'Avignon
Tout le monde danse.

Da blähte sich sein Purpurkleid,
Gewaltig schnauften die Nüstern:
Der schwere Mann des Kampfes ward
Nach leichten Tänzen lüstern.

Der Papst stand, ein Gebild aus Stein,
So standhaft, stark und massig —
Die Tänzer der Brücke von Avignon
Tanzten geschmeidig und rassig.

„Wir türmen Granit," so sprach der Papst,
„Wir stülpen Zinnen darüber:
Das Volk auf der Brücke von Avignon
Tanzt an der Wucht vorüber.

„Wir türmen Satzung und Gesetz
Zu burghaft-steinernem Ganzen —
Was tut das Volk? Ich sehe das Volk
Am Stein vorübertanzen!"

Ein Schelm sang, eine Laute klang,
Das sprang um den Lauscher der Zinne:
„Da oben steht der Herr von Stein,
Inzwischen tanzt im Abendschein
Vorüber die lustige Minne!"
Sur le pont
d'Avignon
Tout le monde danse!

In Frau von Trotzendorff arbeitete sich ein Entschluß langsam zutage. Sie schwieg zu diesen Versen; warf ein beifälliges „Hübsch!" hin, kaum hörbar, und hüllte sich in Schweigen. Sie war seit der Abreise von der Mittelmeerküste sehr heiter und zärtlich gewesen. Heute war sie schon den ganzen Tag schweigsam.

Plötzlich blieb sie stehen, schaute den Freund aus ihrem hochgestülpten Kragen heraus eindringlich an und sagte:

„Gestattest du mir ein offenes Wort?"

„Tausend offene Worte, Friedel!"

„Bedauert Ingo, daß er ohne Abschied abgereist ist?"

„Von der Riviera? Aber Schaller hat uns ja an die Bahn gebracht."

„Du weißt, wen ich meine."

„Die Mozart-Mädchen?"

„Ja."

„Nun —? Und wieso denn soll ich das bedauern?"

„Sag' mir offen: soll das Gedicht, das du mir soeben gelesen hast, eine Anspielung darauf sein, daß Jugend und Minne an dir vorübertanzen?"

„Friedel —!"

„An dir vorübertanzen, während du hier oben bei mir aushalten mußt?"

„Aber Friedel!"

„Sei wahrhaftig, mein Lieber! Sieh, ich stehe immerzu unter dem Eindruck: es ist etwas in dir unbefriedigt. Du suchst etwas, was Richard und ich dir nicht geben können. Du träumst oft in die Ferne, du besinnst dich dann plötzlich wieder auf mich und suchst mit Zartheit das Versäumte nachzuholen. Nein, leugne nicht! Verlaß dich drauf, daß eine Frau, wenn sie jemandem gut ist, hierin ein sicheres Gefühl hat! Das bedrückt mich, Ingo. Es wäre sündhafter Egoismus von mir, wenn ich dich beschlagnahmen wollte. Ist nicht unser Herzensbund auf Freiheit und Vertrauen gestellt?"

Sie legte ihm die Hand auf die Brust.

„Du, Ingo, ich will dir was sagen," fuhr sie fort und stellte sich, als wär' ihr ein jäher Einfall gekommen, „du holst das Versäumte nach, du entschuldigst dich brieflich bei den Mädchen! Verstehst du? Du schreibst ihnen in deiner liebenswürdigen Art einen liebenswürdigen Brief! Ja? Meinetwegen zwei, meinetwegen drei! Glaubst du mir dann, daß ich nicht eifersüchtig bin? Bist du dann heiter und glücklich?"

Der Spielmann verhehlte nicht sein angenehmes Erstaunen. Ihre aufmerksame Beobachtung stellte fest, daß ein Leuchten über sein Gesicht flog.

„Wirklich, Friedel?" rief er überrascht. „Friedel, du sprichst da eine Anregung aus, die mir selber schon ganz unbestimmt durch den Kopf gegangen war, das will ich dir nur ruhig gestehen. Ja

denn, ich habe etwas wie Heimweh nach jenen harmlos-heitren, unbedeutenden jungen Mädchen, und es kommt mir unartig vor, und vor allem war es unnötig, daß ich so ohne Abschied davongelaufen bin. Also, Liebste, wir wollen einen Vertrag machen: ich plaudre brieflich mit jenen muntren Geschöpfen über unsre Fahrten und gebe dir das Geschriebene, und du schreibst ein scherzhaft Nachwort darunter und schickst die Briefe als meine Kanzlerin persönlich ab. Nicht wahr? So geht der Weg zu Jugend und Minne durch dich hindurch! So ist dieser Briefwechsel durch meine liebste Freundin gesegnet! Bist du einverstanden?"

„Ich danke dir, Ingo!"

Sie machte die Hand frei und gab sie ihm mit ernstem, bleichem Gesicht.

„Ich fühle durch den Handschuh hindurch, daß du eiskalte Hände hast", sprach er lächelnd. „Komm einmal her, Richard, wir reiben Friedels Finger warm!"

Und er rieb ihre Hände scherzend zwischen den seinen und drückte zuletzt einen Kuß darauf. Es entging ihr nicht dieser plötzliche Ausbruch liebenswürdiger Heiterkeit.

So schritten sie, als die Heereszüge der Nacht von allen Seiten ins Rhonetal hereindrangen, miteinander hinab in die Lichter von Avignon.

„Himmel," sprach Ingo, als er auf seinem Zimmer allein war, „was ist denn das mit mir? Ich freue mich ja kindisch, mit diesen Mädchen zu plaudern!"

* * *

Avignon, im Lenz.

Meine reizenden Mozart-Mädchen!

Neben mir saß heute abend eine der liebenswertesten Frauen Europas und benachbarter Kontinente. Da ich mich bei Ihnen, meine Holden, als Troubadour eingeführt habe, so wollen wir auch meine Nachbarin nach der provenzalischen Landschaft benennen: sie heißt Eleonore von Poitou.

Frau Eleonore von Poitou empfindet es als unartig von mir, daß ich ohne Abschied von Ihnen geflohen bin. Sie erlaubt mir — nein, sie bittet mich, Ihnen diesen Entschuldigungsbrief zu schreiben.

Denn sie merkt, daß ich so etwas wie Heimweh in mir herumtrage. Wonach? Nach Schönheit, Liebe, Glück, Frieden, Frohsinn — was weiß ich, wonach! Und nach wem? Ja was für ein innerstes Begehren ist denn eigentlich in unsren modernen Herzen?

So schreib' ich denn diese fliegenden Zeilen auf lose Blätter überseeischen Papieres, leichten, luftigen Papieres; Eleonore, meines Reiches Kanzlerin, wird das Geplauder genehmigen, in einer Nachschrift die Richtigkeit bestätigen und die Blätter nach Barcelona senden, wie man Tauben ausfliegen läßt, die aus dem Chaos des Meeres das feste Land suchen. Unter solchem Schutze plaudere ich nun mit Ihnen, wie wenn wir dort oben auf dem Hügel säßen, als meine Saiten von selber zu klingen begannen, weil sie berührt wurden von zwiefacher Anmut.

Richtig, Kinder — fast hätt' ich da nun zu jungen Damen „Kinder" gesagt! —, und da fällt mir ein, daß ich der Jüngsten jenes Liedchen aufzuschreiben versprochen habe! Das wird nun schwer halten; dergleichen muß von Mensch zu Mensch aufglühen, das kann man nicht aufs Papier festhexen. Der Gedanke war etwa dieser:

Losgelöst vom falschen Elemente,
Liegt am Strand das munterste der Nixchen,
Liegt wie Tang, heraufgeschwemmt vom Meer.

Und sie klagt: „Ich suche Seele, Seele,
Eines Mannes liebe Seele such' ich,
Denn wir Nixen, ach, sind seelenlos!"

Kommt ein Troubadour und neigt sich zärtlich,
Auszuströmen seine ganze Seele —
Doch da lacht sie auf und schnellt ins Meer!

Warum schnellten Sie ins Meer und schwammen an die Küste von Katalonien?

Ich war in Vaucluse, dem Lieblingsort eines liebenden Einsamen: des Sängers Petrarka. Dieser Leidensgenosse hat Donna Laura, die schönste Frau der Provence (außer Eleonore von Poitou) in Sonetten von ferne besungen. Die lebenslustigen Nixen lachten, als wir uns über diese Art von Liebe unterhielten. Denn es sind dort genußfrohe Nixen im Quell der Sorgue, unsterbliche Töchter

der Elemente, die einst Petrarkas melodische Klagen belauscht haben. Der Sänger trug freilich die Kutte, war grundgelehrt, ein Meister damaliger Bildung, ein Ratgeber der Könige und Päpste; und die Dame, die er liebte, war eines Ritters Gattin und Mutter zahlreicher Kinder. Seit er sie einmal in ihrer Jugend in der Kirche Sancta Clara zu Avignon gesehen hatte, war es um ihn geschehen; sie war fortan sein Stern, an dem er sich orientierte, wenn er das Land der Schönheit betrat.

Ich habe dabei an Dich gedacht, Du — — halt, da verplaudert sich einer! Ich wollte sagen: ich habe dabei an Euch beide gedacht, meine Holden, besonders an eine von Euch, doch ratet einmal, an welche? Ach, ich schüttle mich manchmal wie ein Baumwipfel, der Blüten oder Maikäfer oder Kirschen abschütteln möchte — aber Dein Bild sitzt in mir, süße Schöne, schöne Süße, und ich kann's nimmer abschütteln! Wozu auch abschütteln, was so froh macht? Wie sagt Meister Goethe? Der menschlichen Schönheit wohnt Heilkraft inne: wer sie erblickt, den kann nichts Übles anwehen, er fühlt sich mit sich und der Welt in Übereinstimmung.

Heil also dem ärztlich wohlberatenen Petrarka! Und Heil dem Troubadour und Spielmann!

Unverträumte Wasser sind in Vaucluse. Die Quelle der grünen Sorgue bildet zwar ein stillfunkelndes Becken am Fuß einer überhangenden gelben Felsmasse; doch diese Quelle wird augenblicks ein Bach, ein donnernder Fluß, heroisch, nicht idyllisch; nixenlebendig kringeln sich die rosig vom Mittagslicht überhauchten Schaumwogen in die grünen Wasser hinein und springen über moosige Felsen den Abhang hinunter ins nahe Tal, um dort sofort Papiermühlen zu treiben — oder was sonst da unten geschäftig rauchen mag. Rasch ziehende, glänzend weiße Wölkchen fliegen wie Schwäne über tiefblauen Himmel — nach Südwesten, nach Spanien. Es ist ringsum ein Blühen, efeuumsponnene Büsche, wilde Feigen, Wacholder, Zypressen; auch seltsam gezackte Felsen bringen bizarre Linien in die Landschaft; und eine kahle Bergruine starrt fragend in den Himmel.

Hier hat Petrarka vom weiblichen Rätsel geträumt. Ich will Ihnen eine Stelle aus seinem Brief an die Nachwelt abschreiben: „Da ich den mir eingeborenen Widerwillen gegen Städte über-

haupt und besonders gegen das mir verhaßte Avignon nicht überwinden konnte, so suchte ich mir einen abgelegenen ruhigen Zufluchtsort, um mich dahin wie in einen Hafen zu flüchten. Ich fand fünfzehn Millien von Avignon ein gar kleines, aber einsames und anmutiges Tal, das geschlossene Tal genannt (vallis clausa, Vaucluse), in welchem die Quelle der Sorgue, die Königin aller Quellen, aus dem Felsen springt. Gefesselt von dem Reiz dieses Ortes, wanderte ich mit meinem kleinen Bücherschatz dahin aus. Zehn Jahre bezeugen, wie teuer mir dieser Aufenthalt war. Im Schatten dieses Tales hoffte ich auch die jugendliche Glut, die viele Jahre in mir loderte, zu kühlen. Oft verbarg ich mich dort wie ein Flüchtiger in einer uneinnehmbaren Burg. Ach, ich wußte nicht, was ich tat! Das Mittel selbst ward zum Verderben; die brennende Sorge brachte ich mit; und in so großer Einsamkeit fand ich keine Hilfe gegen den um so heftigeren Brand. So brachen denn die Flammen des Herzens in Klagen aus und erfüllten das Tal, von manchen als wohllautend gepriesen. Dies ist der Ursprung jener in der Volkssprache gedichteten jugendlichen Gesänge der Liebe"...

So entstehen Lieder und Klagen, meine Freundinnen — und so entstehen Troubadour-Briefe...

In der Provence liegt ja Liebe in der Luft. Quellen und Nachtigallen sind voll davon; die wilden Rosen klettern um alle Burgtrümmer und suchen die Herrin. Sind doch von mehr als vierhundert provenzalischen Dichtern des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts Lieder erhalten! Darunter waren fünf Könige, zwei Fürsten, zehn Grafen, fünf Markgrafen und fünf Vizgrafen — zum Beispiel Bertran de Born —, sechs mächtige Barone und neunundzwanzig Ritter! Ist es nicht eine rechte Herrenkunst, mit Anmut zu lieben?!

Über die Gegend ziehen häufige Wolkenschatten — und ebenso über das Antlitz der lebendigen Eleonore von Poitou...

Die historische Eleonore — erlaubt diese Belehrung! — war Gemahlin Ludwigs des Siebenten von Frankreich und später des zweiten Heinrich von England und war die Mutter des berühmten Richard Löwenherz. Vollmenschen! Wußten kühn zu lieben und zu leben! Wäre doch mehr Genialität in unserer Krämerwelt! Die Luft

war damals Musik von Waffenklang und Lautensang, von Heroismus und Liebe. Ein Buch „Heroismus" hab' ich geschrieben — nun möcht' ich der Minne gleichfalls ein freundlich Papier widmen — Papier?! O süße Mädchen, ihr habt so entzückend schmale und doch volle kirschrote Lippen — und wie singt Klopstock?

„Ein beseelender Kuß ist mehr als hundert Gesänge
Mit ihrer ganzen langen Unsterblichkeit wert!"

Da liegen nun in den Bibliotheken die Papiere der Troubadourlieder, deren Notenschrift einer vor ein paar Jahren mühsam entziffert hat — aber das Leben? Das blühende Leben?! Den Troubadours und Jongleurs pulsierte Wanderblut in den Adern, sie durchstreiften das ganze Kulturgebiet, waren auf dem Felde der Politik zu Hause wie in Herzensrevieren; und viele ritten in den Kreuzzug oder zogen sich am Ende der Umtriebe in ein Kloster zurück, wie Bertran de Born. Und ihre besungenen Damen? Es schickte sich, daß sie verheiratet waren; es gehörte zum Schmuck des Hofes oder der Burg, daß die Herrin von einem Troubadour gepriesen ward. Kurz, ihr Mozart-Mädchen, es war damals mehr Poesie in der Welt, mehr Genie! Selten freilich hat der Gatte die Gattin besungen — aber der hatte es ja nicht nötig, Poesie zu dichten, denn er lebte ja Poesie! Und das Erleben ist doch immer wieder das Köstlichste!...

Seid Ihr nicht auch dieser Meinung? Gute Nacht!

Der Troubadour.

Nachschrift. Vergib, Liebster, ich kann diesen Brief nicht absenden. Eleonore.

* * *

Arles, im Lenz.

Am letzten Sonntagvormittag, meine süßen Mädchen, haben wir den mehr als achtzigjährigen Dichter der „Mirèio" und andrer Gesänge, Frédéric Mistral, in seinem Dörfchen Maillane bei Saint-Rémy aufgesucht.

„Merci de votre bonne visite" — das Schlußwort des liebenswürdigen Greises tönt mir noch immer im Ohr. Nur eine Viertelstunde waren wir bei ihm, um diesem provenzalischen Meister zu

danken für das, was er getan, für das, was er ist. Wie artig war er zu Eleonore von Poitou! Blumen gab er ihr aus seinem Garten. Zwei drollige Hunde hängten sich neckisch an Frau Eleonorens Mantel — „Toutours" hieß der eine, der sie gar nicht mehr loslassen wollte —, um uns her blühte der einfache Dorfgarten, zu ebner Erde ist sein Arbeitszimmer. Er ist nur wenig gebeugt, kam uns in seiner Samtjacke hohen Wuchses heiter entgegen, in seinem bekannten weißen Spitzbart, so daß ich ihn gleich erkannte. Ich erzählte ihm von Thüringen, dankte ihm, daß er das Banner des Idealismus und der Regeneration hochhalte in einer Zeit, die überflutet ist von Literatur, nicht aber von Poesie. „Und Poesie ist eine so einfache Sache", bemerkte er lächelnd. „Man braucht nur die Kinder anzusehen: ein Kind weiß ganz von selber, was Poesie ist. Es schaut in die Wolken und schaut Poesie. Man braucht nur im Herzen Kind zu bleiben, und man hat Poesie in sich." — „Das ist es!" rief Frau Eleonore innig. „Wir lesen jetzt eben Ihre Lebenserinnerungen — wie köstlich war Ihre Jugend! Ein entzückendes Buch!" — „Ich hörte, daß man in Deutschland einen Auszug daraus für die Schule hergestellt hat." — „Sie haben überhaupt viel Freunde in Deutschland." — „Ja, man beschäftigt sich dort wissenschaftlich mit dem Provenzalischen sehr eingehend; ein deutscher Professor schreibt mir sogar geläufig und ohne Fehler Briefe in provenzalischer Sprache." — „Der Name Mistral ist bei uns untrennbar mit der Provence verwachsen; die Provence ist Mistral, Mistral ist die Provence. Sie haben in Ihren Büchern, in Ihrem Lexikon, im Museum zu Arles Dauerndes für dieses Land getan. Wir wollten Ihnen also danken, nicht nur für Ihre glänzenden Verse, sondern dafür, daß Sie uns andre ermutigt haben: Ihr Name bedeutet ein Programm, ein Symbol, wie man seiner Heimat treu bleiben und doch ins Große wachsen kann. Dafür wollten wir Ihnen danken"...

Meine Freundinnen — lassen Sie mich Sie beide so nennen, denn in hohen Stunden bin ich allen guten Menschen gut! —, ich wallfahre gern zu Stätten, wo bedeutende Geister und Herzen ihren Mitmenschen etwas zu künden wußten aus höheren Sphären. So war ich in Stratford am Avon an einem wolkenlosen Sommertag; die glührote Sonnenscheibe ging unter, als ich von Warwick

kam, und die ebenso große rote Mondscheibe stieg auf, als ich im Kahn auf dem nächtlichen Avon hinter dem Kirchhof langsam einherfuhr, zwischen Weiden und Wiesen und alten Ulmen; so war ich in Schottland bei Walter Scott in Abbotsford und bei Robert Burns in Alloway; so in Florenz bei Dante, Savonarola, Michelangelo und in Assisi bei Sankt Franziskus — und so sind mir von Kindheit an Weimar, Wartburg und Sanssouci vertraute Stätten. Und so war ich nun in Vaucluse und Maillane — und war auf dem Hügel der Mozart-Mädchen! Sagt einmal, Mozart-Mädchen, ist es nicht alles ein und dasselbe? Seid nicht auch Ihr beide Offenbarungen der Schönheit?

Mistral hat aus den öden Rhonelandschaften Crau und Camargue die dichterische Seele eingesogen; die Crau ist eine weite steinige Steppe, die Camargue eine Sumpfwildnis voll Herden und wildem Geflügel. Und doch hat er sie lebendig gemacht. Ein schöner Menschenschlag in dieser Provence! Schön sind die Arlésiennes, aber ich habe schon schönere Mädchen gesehen...

Ach, von des Hügels fernherlachendem Zauber
Will sich noch immer kein Bote des Himmels lösen
Und mir sagen, ob ich die Eine minnen —
Oder ob ich sie wieder vergessen soll?

Seid mir gewogen, zierliche Strahlen der Mondnacht,
Webt aus Goldbrokat ein haltbar Brückchen,
Daß mein Bote, mein leichthintanzender Bote
Bald und gewiß die freundliche Botschaft bringe!

Auf ein Zeichen wart' ich des deutlichen Boten,
Den die Heimlichen, die mich schon immer beraten,
Senden mögen: soll ich die Eine minnen?
Oder — —?

Dies schrieb ich, als wir am starken, viereckigen, nach außen fast fensterlosen Schloß des Königs „René des Guten" zu Tarascon saßen. Le bon roi René war ein poesievoller König der Provence; er hatte Phantasie und Güte — kann es schöneren Bund geben? Auch Frédéric Mistral ist ein bon roi René, ein guter König der Provence, aus dessen Wesen die einfache Güte eines edelnatür-

lichen Menschen leuchtet. Wenn ich alt werden soll, so will ich mir solch ein Abendrot um meine Welt wünschen.

Aber auch dann werde ich nicht aufhören, alles Schöne zu verehren, berauscht zu stehen vor griechischen Statuen, schönen Gemälden, großer Musik — und niedlichen Zöpfen mit ganz entzückenden Gesichtern dazu!...

Hier schaute mir Frau Eleonore in die Blätter; ich neckte sie sofort, indem ich recht herzhaft für ferne Schönheiten schwärmte. Doch nun droht sie, mir den Stift aus der Hand zu winden! Kämpfend schreib' ich nur noch eben hin: — bitte, liebste Mägdlein, schreibt mir einen Gruß nach Lourdes, postlagernd! Oder fliegt selber zu eurem — von Heimweh nach dem Land der Schönheit durchglühten

Troubadour.

Nachschrift der Frau Eleonore. Solche Liebesbriefe vertraut mein Herzensfreund mir an?! Ich soll sie lesen, soll sie absenden! O mein Ingo, was verstehen denn wohl diese blutjungen Mädchen von deinen sehnenden Gedanken? Und was wissen Sie denn wohl von der Kraft und Tiefe, mit der eine reife Frau einem Freunde gut ist? Wie kannst du solche Tändelbriefe ins Unbekannte aussenden und mir vertrauend zumuten, daß ich deine Werbung segne? Willst du mir Eifersucht aberziehen? Willst du mich auf eine Verlobung vorbereiten? Ein Ingo Freiherr von Stein-Walded und irgendeine Dir nur wenig, mir gar nicht bekannte bürgerliche Fräulein Frank-Dubois — soll das einen würdigen Bund geben? Nein, lieber Schwärmer, so darfst Du denn doch nicht auf meinem Herzen tanzen. Ich sende auch diesen Brief nicht ab, sondern verschließe ihn schweigend in meine Kassette.

Eleonore von Poiton.

* * *

Cette am Mittelmeer, auf dem Wege nach Lourdes.

Liebe Freundinnen!

In einer toten Hafenstadt, deren nächtliche Laternenreihen gespenstisch an den stummen Kanälen stehen, übernachten wir. Meine

letzten Briefe waren — Kirschbaum; dieser ist — Zypresse. Zwischen Kirschbaum und Zypresse saßen dort die zwei Schönheiten, die mir das Herz ein bißchen verwirrt haben: die zapplige Jüngste dem heitren Kirschbaum näher; Sie aber, meine Stille, nahe an der Zypresse.

Die weißen Straßen der Provence mit ihrem ziehenden Staub schlafen dahinten; Orange, Nîmes, Les Beaux — all die Schönheiten dieser stillen Städte sind hinter uns verblichen; Regenwetter fröstelt auf den blühenden Hügeln; der Mond ist verhüllt. Frau Eleonore kränkelt und ist früh zu Bett gegangen; ihr Gatte sitzt unten bei einem thüringischen Fabrikanten, der sich uns angeschlossen hat; ich habe mich zeitig auf mein Zimmer zurückgezogen.

Wissen Sie, Fräulein Martha, daß ich mich auf Wandermüdigkeit ertappe? Wissen Sie, daß ich anfange, Sie um den Frieden zu beneiden, in dessen feinem, rosigem Gewölk sich Ihre Seele immerzu behütet findet? Denn ob ich in einem alten, weitläufigen Hotel der Provence, mit Steinfliesen und Kamin, übernachte oder in einem Temperance-Hotel zu Edinburg oder zu Christiania oder zu Rom, oder gar hinter einem Moskitonetz auf Ceylon — es ist dieselbe Welt der Gegenständlichkeit. Ist es der Mühe wert, so viel Maulwurfshügel dieser Erdkugel abzuklettern? Lohnt es Zeit und Kraft, so viel Augenkost einzuschlürfen, auf die Gefahr hin, sie seelisch nicht mehr verarbeiten zu können? Das Reisen ist eine Stufe und muß überstiegen werden; so wie die moderne Titanenschlacht, dieser Wettkampf aller gegen alle, enden muß in einer Katastrophe, wonach dann entfieberte und entgiftete Menschen als freie Freunde ruhig miteinander verkehren werden — jenseits der Titanen, auf den Hügeln der Schönheit, wo meine Mozart-Mädchen ein so lieblich Leuchten ausstrahlen.

Jenseits der Titanen
Sind keine Waffen mehr,
Sind nur noch Wunden
Und heilende Hände;
Jenseits der Titanen
Eroberst du nimmer:

Dort wirst du beschenkt.
Jenseits der Titanen
Wohnt auf den Hügeln der Götter
Die Schönheit, das Glück.
Doch niemand wandelt ohne Narben
Jenseits der Titanen ...

Ihnen, mein stilles Fräulein Martha — ich will es bekennen: an Sie besonders muß ich immerzu denken, die Sie so lieb und langsam die langbewimperten Augen auftun, immer mit einem schüchternen Lächeln um den verlegen halb geöffneten Mund — Ihnen besonders gilt dieser nächtliche Gruß. Es ist mir, als ob ich in einer Kapelle säße, obwohl Protestant, und schlicht und fromm zu einer Madonna spräche. In meiner Wohnung in Thüringen sind alle Wände voll von Bildern, denn ich muß Schönheit um mich haben. Auch zu Marseille habe ich Ihrer gedacht, dort oben in der Kirche Notre Dame de la Garde, wo die gnadenreiche Jungfrau Meer und Hafen bewacht. Über dem Altar jener Kirche, die den ganzen Hafen überleuchtet, steht eine silberne Madonna, darüber der Gruß an die Gnadenbringerin: Ave gratia plena! Daß sich das Heilige und Reine so gern in ein Jungfrauenbild symbolisiert! Jungfrau und Kind! Etwas Jungfräuliches und Kindliches in unsren Seelentiefen antwortet wie ein Echo im tiefen Walde, wie eine versunkene Glocke aus den Vineta-Gewässern des Herzens. Die Wände sind dort bedeckt mit Ex-voto-Tafeln dankbarer Besucher; ich entsinne mich einer Tafel: „Retour du Dahomey et du Soudan d'un capitaine père de famille"; und so drückten viele ihren Dank aus, ihre „reconnaissance à Marie" oder „à notre bonne mère". Die Luft ist an jener schönen, steil gelegenen Kirche voll von Dank- und Bittgebeten. Und das ist sinnig. So mögen schon in Urzeiten die Schiffer des Mittelmeers ihre Heimat gegrüßt und mit erhobenen Händen zu ihren Göttern gebetet haben. Vielleicht stand eine sinnliche, schaumgeborene Aphrodite, wo jetzt eine seelenvolle Madonna silbern strahlt...

Wunderschön ist der Blick von jenem Steinhügel über Marseille, die vorgelagerten Inseln, worunter die Türme des kleinen Château d'If, die langen Höhenzüge, die Flotillen der Segelschiffe und ein-

zelne große Dampfer. Und wenn man sich aus dieser bunten Vielheit umdreht, so glüht hinter uns, im Dunkel der Kirche, die immer gleich ruhige rote Ampel, das ewige Licht, wie der feste Mittelpunkt einer unsterblichen Seele.

Ich habe Sie zuerst auf einem Hügel gesehen, Fräulein Martha. Auf den Hügeln standen immer die Tempel und Kirchen und Leuchttürme und Burgen der Menschheit — alles, was Wege weist und Schutz gibt. Dort auf dem Riviera-Hügel liegt auch und wartet der unerbaute Marmortempel...

Es raunt etwas in mir: Troubadour, du sprichst ja dies alles gar nicht zu einer Erdenjungfrau, sondern deine eigene unerfüllte Sehnsucht nimmt Gestalt an — und Martha oder Madonna sind nur Weckmittel, leuchten wie ein Grubenlicht in den Schacht deiner Seele, und fördern aus deinen Tiefen dein eigenes Lebensziel zutage. Aber es ist ungalant, Ihnen das zu sagen, liebes Fräulein...

In Arles hatten wir den letzten sonnenhellen Tag; auch Frau Eleonore war noch heiter. Da haben wir vor Mistrals bronzenem Standbild verehrend Rückschau gehalten; die dankbare Provence hat es ihm errichtet. Die Namen seiner Werke sind darauf eingegraben: Miréio, Calandau, Nerto, Les isclo d'or, Lou trésor dou félibrige — und andre. Und wie reich ist sein Museum! Welch schön gerundetes Lebenswerk!... Ich aber — wie fahr' ich in der Welt umher!...

Übrigens, meine reizende Elsässerin, hab' ich hier in der Provence entdeckt, woher der Name Elsaß stammt. Es gibt in Arles eine Sarkophagen-Allee, die „Aliscamps", die „Champs Élysées". Offenbar hängt Elsaß mit Elysium zusammen, mit elysäischen Gefilden. Seit ich zwei so anmutige Elsässerinnen kennen und lieben zu lernen das Glück hatte, bin ich von dieser Abstammung des Namens Elsaß durchdrungen und überzeugt...

Wie tot die mitternächtige Stadt mit ihren stummen Kanälen! Wie unbewegt diese Lichter an den nassen, menschenleeren Gassen! Es ist ein schwermütiges Stadtgebilde ohne Mond und Sterne, ohne Melodie... Doch formt sich mir, indem ich auf zerrissenen Teppichen des vernachlässigten Hotels schlaflos auf und ab schreite, dieses Lied...

Im Lande der Trauer gedeiht keine Frucht,
Da rieselt und seufzt in vertrockneter Schlucht
Nur traurig ein Tropfen zum andern;
Da starrt in gläserne Luft das Laub,
Kein Wind scheucht unter den Sohlen den Staub,
Wenn es dich lüstet, zu wandern.

Und sucht die Flöte den Freudenton,
So schleicht sich der Laut wie ein Dieb davon;
Auch sind keine Mädchen zum Tanzen.
Die Ritter reiten verdrossen vorbei,
Sie fragen umsonst, wo Großtat sei;
Der Rost sitzt an den Lanzen.

Doch sprengt Frau Freude die Hügel hinan
Auf weißem Roß, mit Schellen dran,
So weiß sie die Sonne zu geben!
Schon jauchzte die Flöte, das Mädchen sprang,
Es reift die Tat und die Frucht am Hang —
Und heilig wird wieder das Leben!

Wäre mein Leben tatengroß und heilig, liebes Fräulein! Ich habe mich leicht geschwatzt und heiter gereimt, holdes Mädchen! Weltschmerz hat nie lange Raum in meiner Seele, ich räuchre und reime und klimpre den Kerl wieder hinaus. Haben Sie Dank, daß Sie zugehört haben! Ich beherberge in mir die phantastische Hoffnung, daß uns in Lourdes — wenn wir über Carcassonne und Toulouse ankommen — irgend etwas Wundervolles erwartet: — ein Brief von Ihnen —?! Oder gar Sie selber?!...

Närrische Welt! Ich lasse mich treiben und überraschen und beschenken. Ist ja doch alles Glück und Gnade! Gute Nacht!

Troubadour.

Nachschrift. Und kommst nicht mehr an meine Tür? Und sagst mir nicht Gute Nacht? Bist aber so ehrlich, mir am andern Morgen mit gekünsteltem Lächeln auch diesen verschwärmten Brief zu überreichen? Du hast ein übergroßes Vertrauen zu mir, liebster Freund, und hältst mich für stark und hochherzig. Ich bin's aber nicht. Mein Herz möchte dich glücklich sehen, aber mein Herz weint. Ich kann auch diese immer unverhülltere Werbung nicht gutheißen. Ich lege den Brief zu den andern.

Eleonore.

Fünftes Kapitel

Lourdes

Darf nur ein Kind dein Antlitz schaun
Und deinem Beistand fest vertraun,
So löse doch des Alters Binde
Und mache mich zu deinem Kinde!
Novalis

Wo war Friedels Feuerseele geblieben?

War diese Frau, die da neben zwei frischen Männern einherschlich, noch die einst entzückende Sängerin, die den Spielmann Ingo von Stein hingerissen hatte als Sieglinde und Isolde?

Pegasus im Joch? Eine entmarkte, ungenial gewordene Hausfrau?

Doch nein — wo waren die glänzenden Hauskonzerte noch vom vorigen Winter? Waren sie nicht ein Beweis, daß sich die siebenunddreißigjährige Frau in zehnjähriger Ehe glänzend entfaltet hatte? Und welche Stimmungen, wenn Richard und Ingo als zwei einzige Zuhörer im Schatten des Hintergrundes saßen und die Frau am Klavier zwei und drei Stunden lang ihr loderndes Temperament entladen ließen, daß die Kämme und Nadeln aus den goldenen Haaren flogen — die zahllosen Haarnadeln, die dann der allezeit ritterliche Richard mit elegantester Gewandtheit, auf den Zehen, unnachahmlich komisch auflas, auf einer silbernen Visitenschale sammelte und zum Schluß mit gebeugtem Knie der Künstlerin wieder verabreichte? Je nach der Zahl der herausgeschleuderten Nadeln wurden Grad und Wucht des Spieles lachend festgestellt. Doch nicht selten geschah es, daß man ergriffen und begeistert die Feststellung vergaß.

Oder wenn Friedel und Ingo vierhändig Symphonien von Brahms und Beethoven spielten, daß die Wände bebten beim Fortissimo und die beneidende Nachtigall aus dem Park ans Fenster flog beim Adagio — wo war das?

Dann wieder sang sie mehrere Stunden lang Lieder von Brahms, Schubert und Schumann, wandte sich in den Pausen nach den lauschenden Freunden um und fragte: „Seid ihr noch nicht müde, Kinder?" — „Wenn du nicht müde bist, Friedel —?" — „Oh, jetzt fang' ich erst an!" Erst gegen Mitternacht wurde mit Tee und Brötchen oder mit einer von Richard glänzend bereiteten Bowle der musikalische Abend beschlossen. Und „ihr seid geniale Zuhörer", dankte die Sängerin, das Gesicht fächelnd, strahlend und gesättigt. „Kinderchen, jetzt ist mir wieder wohl! Musik ist in aller Qual des Lebens meine Gesundheit, meine Seligkeit!"

Wo war das alles?

Kann Geniefeuer versprühen, das bis vor kurzem in dieser ungewöhnlich lebensvollen Frau gesprüht hatte? Nein, nein, es kann sich veredeln, verinnigen, aber darf nicht verloren gehen...

„Spielmann," sagte sie wehmutvoll zu Ingo, als sie in Lourdes einfuhren, und zupfte ihn wie ein ungeduldiges und unglückliches Kind am Ärmel, „lieber Spielmann mein, warum spielen wir denn nicht mehr? Warum sind wir denn so säuerlich ernst geworden? Warum bin ich denn so schwer, so schwer? Ach, ich bin eine verrostete Harfe, ich bin alt, alt, Kinderchen, ich bin über Nacht alt geworden!"

Mit keiner Silbe berührten sie und Ingo die provenzalischen Briefe an jene jungen Mädchen. Richard hatte von dem Dasein dieser Briefe überhaupt nur ein flüchtiges Wissen; bei guter Laune hätte er den Freund geneckt, und in seinem normalen sachlichen Ernst langweilte ihn solche Romantik.

„Du besuchst so gern katholische Kirchen", scherzte der Gatte. „Bete zur Madonna von Lourdes, sie soll dich wieder jung machen."

„Ach, spotte nicht, Liebster", gab die Kranke zurück. „Was wißt ihr Männer, wie einer alternden Frau zumute ist, die einst als Künstlerin die Welt erobern wollte! Die Welt erobern!"

„Aber, Friedel, alternde Frau — wenn man so was hört!" versuchte Ingo zu trösten. „In zwanzig Jahren laß uns davon sprechen! Und selbst dann — hast du nicht oft von deiner lustigen Großmutter erzählt, daß sie noch mit mehr als siebzig Jahren die Jüngste war von allen? Etwas in uns wird immer jünger, lichter, geistiger;

ein Herz voll Güte und Poesie kennt kein Altern. Denk an den greisen Mistral in Maillane, von dem du so entzückt warst!"

Als sie zu Lourdes kaum im Hotel abgestiegen waren, stürzte der Troubadour mit der Nachricht herbei: „Friedel, Richard, ich hab' im ersten Stock einen Salon mit Klavier entdeckt! Der Wirt gibt ihn mit Vergnügen. Es sind wenig Gäste im Hotel; rechts und links nehmen wir unsere Zimmer und musizieren den ganzen Abend. Friedel muß sich mal wieder austoben, das seh' ich ihr schon lange an; was, Friedel?"

„Ein Klavier? Gutes Klavier? Her damit!"

Der Major, dem der Zustand seiner Gattin in den letzten Wochen Sorgen gemacht hatte, war überglücklich. Sogleich nach dem Nacht-Imbiß ging man hinauf, ohne sich im dunkelnden Lourdes viel umzusehen; und der Gatte ließ eine Flasche Sekt kaltstellen, Friedels Leibgetränk.

Nun saß sie vor den Tasten und stürzte sich sofort mit Wucht und Wonne in den zweiten Akt von Tristan und Isolde: „Nicht Hörnerschall tönt so hold, des Quelles sanft rieselnde Welle rauscht so wonnig daher"... Sie spielte die Begleitung auswendig, sie sang und begleitete sich selber. Und dazwischen, die Erwartungsszene mit Brangäne bei beginnender Nacht mit Glut spielend und singend, rief und stieß sie in allem Rausch der Darstellung manchmal hervor: „Ja, das ist das Weib — Wagner kannte das Weib — seht, wie kindlich jetzt — jetzt begehrend, zärtlich und wild — alles — eine Naturkraft" — — So spielte sie hingerissen und hinreißend; und stand doch als Mensch und Künstlerin immer wieder darüber.

Aber später, mitten im Liebestod — „mild und leise, wie er lächelt" — sprang sie auf und brach ab. Ihre Kämme waren herausgefallen, ihr Goldhaar flutete über den Rücken, ihre Wangen flammten im Fieber. „Nein!" rief sie. „Nicht sterben! Auch nicht aus Liebe sterben! Das ist zu gewaltig! Das darf man nicht am Klavier im Salon singen, in engen Verhältnissen, als Gattin und Mutter — das ist das Meer! Uferlos! So etwas kann man nur erleben — einmal erleben und im Erleben vergehen!"

Sie warf sich in einen Sessel.

„Nein, nein, nein, ich will leben! Laß die Kämme liegen, Richard,

laß meine Haare fließen und meine Seele uneingedämmt! Komm, Ingo, lieber Freund, spiel' mir einen beruhigenden Satz aus Bach! Nicht sterben, Kinder — überwinden!"

Es war sonst nicht ihre Art, einen musikalischen Abend derart zu zerreißen. Ingo begab sich zögernd ans Klavier und holte aus seinem umfassenden musikalischen Gedächtnis Töne der Beruhigung hervor. Richard aber saß bei seiner Gattin auf der Lehne des Fauteuils und streichelte besänftigend ihren angeschmiegten Kopf. Ihr Herz hämmerte laut, ihre Pulse flogen, ihre Finger zuckten; sie stürzte rasch einige Gläser Schaumwein hinunter, bis sich ihr aufgestörter Künstler-Dämonismus langsam wieder beruhigte.

Nachher sang sie einige Lieder. Und dann saßen alle drei in einer wohligen Plauderstimmung beisammen; und Friedel, in ihr Tuch gehüllt, kam in ein lebhaftes Erzählen, durch das freilich Nervosität hindurchzitterte.

„Heut' gehen wir überhaupt nicht zu Bett, Kinder, was?" schlug sie vor. „Oh, wie hat mir das Stündchen am Klavier wohlgetan! Ich war so allein in diesen Wochen. Kinderchen, seid ihr mir denn noch ein bißchen gut? Ach, Richard, du glaubst nicht, wie ich mich nach unsren Jungen sehne! Wollen wir nicht umkehren, Richard, ja?"

„Gewiß, mein Herz, das hab' ich mir ohnedies vorgenommen. In acht Tagen sind meine Ferien zu Ende. Aber du bist mir dann hoffentlich hübsch gehorsam, wenn ich in München den Arzt deinetwegen befrage?"

Sie wollte nichts vom Arzt wissen, geriet vielmehr in ein zungengeläufiges Plaudern von tausend Dingen, besonders von ihren Jugendtagen.

„Schon als ich Kind war, flogen mir bei großer und schöner Musik Schauer über den Rücken", plauderte sie; „ich spürte Musik körperlich. Und es geht mir heute noch so. Es ist ein elektrisches Bad. Oh, ich kann euch sagen, ich war ein unbändiges Kind, der Schrecken meiner Verwandten, und liebte die Natur leidenschaftlich. Ich weiß noch, so gegen das vierzehnte Jahr, als sich meine Freundinnen immer mehr für Jünglinge interessierten, konnte ich das gar nicht verstehen, denn bei meinem wilden Springen und Raufen fehlte mir jedes Gefühl für sentimentalen Geschlechts-

unterschied. Ich stand vor einem Rätsel, meine Gespielinnen wurden mir fremd, ich war zum erstenmal grenzenlos allein. Aber ich hatte mein ideales Elternhaus, wo nichts Unreines an mein Ohr drang. O Kinder, ich bin in einem wilden Park voll von schönen Blütenbäumen groß geworden! Oft war ich ganz mit Blüten überstreut, wenn ich bis Abendrot und Mondlicht im Grase gelegen hatte und vor Heimweh nach den Abendröten zu sterben vermeinte. Denn übergroße Schönheit macht mir körperlichen Schmerz. Dort irgendwo, dort hinter den glühenden Wolken, dort mußte meine Heimat sein. Und meine Seele spannte — halt, eins meiner Lieblingslieder schon damals!"

Sie lief ans Klavier und sang mit hingebender Innigkeit Schumanns seelenvolles Abendlied: „Es war, als hätte der Himmel die Erde still geküßt".

„Wenn ich dann ins Haus zurückkam, hatte ich lange mit einer Art von Betrunkenheit zu kämpfen, bis ich mich wieder in der Erden-Wirklichkeit zurechtfand. In jenen Jahren wurde mein Großvater krank und lag viele Monate in wunderbarem Seelenfrieden zu Bett. Keiner ging ungesegnet von diesem Leidenslager hinweg; sein Gesicht war von himmlischer Güte. Unsre lebhafte Großmutter, die ihm allabendlich vorgespielt hatte, war kurz vorher gestorben. Und so fiel mir dreizehnjährigem Backfisch die reizende Aufgabe zu, ihn abends durch Musik zu erfreuen. Ich saß mit meinem dicken Zopf im riesengroßen Saal am Flügel, glühend vor Glück und Begeisterung; und der Großvater lag nebenan im dunklen Zimmer, in das nur ein Strahl von meiner Klavierlampe hineinfiel. Und nach jedem Stück rief er ein Wort des Dankes. Oh, ich war selig vor Glück, jemandem Schönes geben zu dürfen — und er sagte dann oft: ‚Kind, das ist der Himmel auf Erden.' Meist spielt' ich Mozart und Beethoven, dann sämtliche Oratorien, die ich von Großmutter kannte, wobei ich alle Stimmen ohne Ausnahme sang. Und da dies dem Großvater sehr behagte und ihm niemand zu widersprechen wagte, so spielt' ich oft zum Leidwesen der Mutter bis um Mitternacht ... Ihr seht, Kinder, so früh hat das begonnen! Und ich habe mir die Unart heute noch nicht abgewöhnt."

So erzählte die heute wieder von innen heraus leuchtende Künstlerin. Und die verständigen Männer ließen sie lächelnd gewähren, stimmten wohlgefällig bei und verallgemeinerten unmerklich das Gespräch zu Bemerkungen über die Opferkraft und Zähigkeit der Frauen überhaupt.

„Wir sind wunderliche Geschöpfe", sagte Friedel. „Ich fürchte mich, im Finstren allein zu sein, ich bebe tagelang vor jeder unangenehmen Aussprache; aber in großen Gefahren — das wirst du mir bestätigen, Richard — kenn' ich keine Spur von Angst."

Langsam leitete sich die Unterhaltung in immer ruhigerem Rhythmus zu der Mission der Frau hinüber. Man knüpfte an Wagners Frauengestalten an: die Erlösungskraft der Senta im Fliegenden Holländer, Elisabeths heiligende Einwirkung auf Tannhäuser, Kundrys Entwicklung vom Dämonismus zum Dienen. Dann erwähnte Ingo Pfitzners Armen Heinrich und die Aufgabe der jungfräulichen Agnes, den kranken und verbitterten Ritter in ein neues Leben zu führen.

„Es sind Walküren, solche Frauen," sprach er, „sie führen den kämpfenden Helden in heilige Hallen."

„Man kann ebensogut sagen: es ist in ihnen die Madonna wirksam!" rief Friedel. „Herrlich ist das Wesen der Madonna, dieses großartige Symbol jungfräulicher Mütterlichkeit! Jungfrau und Mutter zugleich! Wissende Reinheit! Der Protestantismus ist arm, daß er die Madonna nicht mehr hat; und wir können den Malern nicht dankbar genug sein, daß sie diesen Typus festgehalten haben. Über meinem Bett hängt oben Raffaels Madonna Sixtina und unten Giorgiones schlafende Venus. Von der Venus zur Madonna — das ist unsre Entwicklung. Aber die Madonna ist das Höchste."

So glitt das bedeutsam gewordene Reigenspiel des Gespräches ganz von selber harmonisch hinüber zum Hirtenmädchen von Lourdes und zur Madonna der Wundergrotte.

Da vernahmen sie draußen einen fernen, vielstimmigen Gesang. Und als Richard Fenster und Laden öffnete, hatten sie, in die Nacht hinausschauend, einen großartigen Anblick.

Die Kirchengebäude, die sich dort im Schatten der nächtlichen Pyrenäen erhoben, erglühten von oben bis unten in einem über-

wältigenden Goldglanz. Den Rändern und den Portalen entlang waren elektrische Lämpchen entzündet, und nun stand die schlanke obere Kirche flammend mitten in der Nacht, und ebenso unter ihr das große rundliche Portal der Rosenkranzkirche. Ein feenhafter Anblick! Als ob die Gottheit einen Tempel gebaut hätte aus Funken und Flammen, statt aus Steinen. Dazu wogte der Männergesang einer Prozession herüber, deren Kerzen nun durch die Frühlingsnacht sichtbar wurden; und man unterschied den immer wiederholten Kehrreim: „Ave, ave, ave, Maria!" Es war ein vielstimmiger Gruß an die Himmelskönigin, dargebracht mit Licht und Schall, aus den Seelen von einigen tausend Gebirgsbewohnern.

„Herrlich!" sprach Friedel ergriffen und legte den Arm um ihres Gatten Schulter. „Man möchte fromm werden und mitsingen."

Und die andere Hand Ingo reichend, fügte sie weich hinzu: „Kinder, wir wollen einander gut bleiben, nicht wahr?"

„Ungeheure Organisationskraft!" bemerkte der Major gleichmütig und meinte damit die katholische Kirche.

„Hier ist den Sinnen die Macht des Geistes eingeprägt und eingezwungen", fügte Ingo hinzu, der Friedels Händedruck etwas zerstreut erwiderte. „An diesem Schauspiel werden diese Gebirgsbauern lange zehren."

Zum Überfluß dröhnten noch irgendwo Böllerschüsse; das alte Schloß stand in bengalischer Beleuchtung; und vom Gipfel des Pic du Jer glühte ein großes Kreuz gleichfalls in elektrischen Flämmchen hernieder.

„Was wollt ihr?" sprach Ingo duldsam, als der sehr protestantische Major einige unwillige Bemerkungen fallen ließ. „Die Könige aus dem Morgenlande brachten dem Kind in der Krippe Weihrauch, Myrrhen und Gold, die Engel ihre Lobgesänge, die Hirten ihre Anbetung — und diese Pyrenäenhirten Beleuchtungen, Gesänge und Prozessionen. Das Leben bildet mannigfache Formen, auch das religiöse Leben. Doch mich interessiert vor allem die kleine Hirtin Bernadette Soubirou, die diesen Ort berühmt gemacht hat."

So zogen sich die drei Freunde nach melodischem ersten Abend zur Nachtruhe zurück.

* * *

Lourdes, im Frühling.

Immer ernster wird meine Stimmung nach den Schwärmereien der Provence. Ich bin in diesem Augenblick noch unentschlossen, ob ich Ihnen, meine Damen, bei Ihrem gänzlichen Stillschweigen diese weiteren Blätter senden darf und will. Frau Eleonorens bewährter Takt mag darüber entscheiden.

Mit Spannung bin ich hier in Lourdes auf das Postamt gelaufen; hoffte bestimmt, ein Lebenszeichen, einen Gruß, einen Dank von Ihnen zu finden — fand aber nur eine Karte von Schaller: „Meine Nichten sind hier in Barcelona — wann kommen Sie?"

Und kein Gruß von Ihnen. Keine Unterschrift.

Das ist alles.

Das ist der ganze Widerhall. Meine Briefe haben nichts in Ihnen geweckt.

Nun, hier in Lourdes ist nicht Zeit und Ort, einem Verdruß nachzugeben. Ich bin sogar ungalant genug, Ihnen zu bekennen, daß hier zwei andre Damen im Brennpunkt meiner Teilnahme stehen: die kleine Seherin Bernadette Soubirou und die Madonna der Grotte ...

... Ich bin voll von diesem Abend in Lourdes. In mein Zimmer herauf rauschen die Wasser der Gave — die Nacht ist feierlich still — einzelne Sterne leuchten — und die großen grauen Pyrenäenberge umstehen das Tal in festlicher Hoheit.

Bei beginnender Nacht betrat ich den Platz vor der Kirche. Welche Raumbehandlung! Alles stumm, kaum ein Spaziergänger; die Lichter zittern und funkeln, abgemessen verteilt; und von selbst finde ich den Weg zur Grotte, nachdem ich erst vor dem gekrönten Jungfrauenbild auf dem Platz haltgemacht.

Vor der Grotte sind eine Anzahl nächtlicher Beter versammelt. Alles schweigt, kniet, betet. Neben mir liegt auf dem Pflaster ein Mönch, fern von den andren, hinter den andren; zum Schluß neigt er sich und küßt die Erde. Mehr als hundert Kerzen flammen in der Grotte, eine Pyramide von Lichtern, zu dem Bild empor, das dort oben rechts in weißem Gewand und blauem Gürtel steht,

genau an der Stelle, wo die Gestalt durch Bernadette gesehen worden.

Welche Künstlerin, dieses arme vierzehnjährige Hirtenmädchen! Eine Dichterin! Wie kam das Kind dazu, eine Gestalt dieser Art zu schauen, die ihr von keinem Altarbild her bekannt war? Denn die Jungfrau Maria der Bernadette ist eine Neuschöpfung. Das ist das Wunderbare. Immer hat sie jene Gestalt in derselben Gewandung gesehen und genau beschrieben: weißes Gewand, Schleier rechts und links am Gesicht herab, blauer Gürtel, dessen zwei Schleifen bis fast zu den Füßen reichen, und auf jedem nackten Fuß eine goldne Rose. Welche Schönheit! Die Gestalt hält den Rosenkranz in Händen, macht ihrer kleinen Besucherin das Zeichen des Kreuzes in neuer und großzügiger Form — wie Bernadette es vorher nicht pflegte —, lächelt oder ist traurig-ernst, spricht zu ihr: — kurz, sie hat Leben, Bewegung, Natürlichkeit. Es ist nichts Starres, es ist etwas Lebendiges. Und die Kleine ist traurig, wenn sie ihr nicht erscheint, ist aber bei ihrem Anblick so entzückt, daß sich ihr Gesicht verklärt — derart verklärt und verschönt, daß die eigene Mutter kaum noch ihr Kind erkennt. Ja, während einer der Erscheinungszeiten hält das Kind versehentlich lange Zeit, wohl eine Viertelstunde, die Hand in die brennende Kerze — und die Hand der Verzückten bleibt unversehrt.

Was soll man sagen? Hat sich hier die himmlische Welt aufgetan? Hat diese Kleine durch eine Ritze in das jenseitige Reich geschaut?

Und mit welcher Kraft und Umsicht hat sich die Kirche dieser Ereignisse bemächtigt! Einst war hier Wildnis, jetzt steht da oben, gewaltig, im Sternendunkel der Nacht, die weiße, schlanke Kirche. All diese klug durchdachten Anlagen, all diese Kaufläden mit den Tausenden von Figuren, Bildwerken und Andenken, all diese Hotels, diese Hunderttausende von Menschen, die schon hierher gepilgert sind und noch hierher pilgern werden, all diese Gebete, diese Kerzen, diese Gottesdienste: — alles veranlaßt durch ein armes Hirtenmädchen!

Ist dieses jungfräuliche Kind vergleichbar der Jungfrau von Orleans? Hat sie die Aufgabe erhalten, Frankreich und die Welt

von einem andren Feind zu erlösen — von niedren Leidenschaften und Krankheiten des Leibes und der Seele?

Hier ist der Punkt.

Diese Madonna nennt sich „unbefleckte Empfängnis". Was heißt das? Es heißt das Reinigen der Beziehungen zwischen Mann und Weib. Das muß die Erklärung sein, nichts andres. Es heißt Reinheit und Natürlichkeit an Stelle der Entartung; es heißt Heiligung der Natur statt der unsauberen Lüstlings-Unnatur. Gerade Frankreich mit seiner erotischen und Ehebruchsliteratur, seiner Verherrlichung sinnlicher Kunst und sinnlich-eindringlichen Geschmacks überhaupt — grade das sinnliche Frankreich mußte der Ausgangspunkt sein, wo die Gegenkraft einzusetzen versuchte, fern von Paris, im äußersten Winkel, in diesem Gebirgstal mit dem rauschend reinen Wasser. Ein heiligender Quell entrieselte der Stelle, wo Bernadette auf Befehl der Jungfrau mit den Fingern grub, und wurde in wenigen Tagen ein starker Brunnen: eine symbolische Handlung! Es ist das Wasser des Lebens, des wahren, durch reine Natürlichkeit der menschlichen Beziehungen wieder geheiligten und geadelten Lebens. Wasser! Überreiztheiten des Alkohols entstellen die moderne Zivilisation und dieses Weinland Südfrankreich: hier aber fließt das silberklare Bergwasser unentstellten Lebens, das nicht reizt, das aber heilt.

Tiefsinnig! Unerklärliche Genialität eines Kindes! Einer reinen Jungfrau! Immer in Sagen und Märchen, diesem Niederschlag uralter Weisheit, ist es ja das Kind oder die Jungfrau, denen Erlösungskraft aus den Banden der Unnatur innewohnt.

Warum entzückt mich so, dort an der Riviera und hier in Lourdes, immer wieder das Jungfräuliche? Was such' ich darin an symbolischem Lebensgehalt?

Sie weiß von Welt und Zivilisation nichts; sie weiß nicht einmal, was das Wort „unbefleckte Empfängnis" — mit dem sich die Madonna zuletzt vorstellt (je suis l'immaculée conception) — überhaupt heißt. Sie soll's dem Pfarrer sagen als dem natürlichen geistigen Mittelpunkt des Ortes; schnell aus der Grotte ins Pfarrhaus laufend, murmelt sie's immerzu vor sich hin, um das Wort ja nicht zu vergessen! Welche menschliche Züge!

Man geht hier im Frühling, wenn keine Pilgermassen Staub aufwühlen, in andauernder Ergriffenheit einher. Es ist unmöglich, sich diesen einströmenden, eindrängenden, wie Bergwasser in uns einrauschenden Gedanken zu entziehen. Ich war heute abend nur eine halbe Stunde draußen; die melodischen Kirchenglocken schlugen an, als ich hinausging; sie schlugen wieder an, als ich den großen, höchst bedeutend wirkenden Platz vor der Kirche verließ.

Und die Wasser rauschen die ganze Nacht ...

Ich habe noch nicht an der Quelle getrunken ...

... Gibt es eine jenseitige Welt?

Und wenn es eine solche Welt gibt: warum soll sie unter den Mitteln, sich mit uns zu verbinden, nicht auch dieses benutzen?

Gibt es aber eine jenseitige Welt voll von Kräften und Lichtgestalten, die das geistige Fluidum unserer Erde bilden, die unsre geistige Lufthülle sind, aber ebenso den ganzen Kosmos durchdringen, in den wir ja eingebettet sind: ist dann das Sprechen mit ihnen so unsinnig? Ist Gebet Unsinn?

Leben unsre Verstorbenen? Oder sind sie tot für immer? Ist nur das Sichtbare wirkliches Leben? Gibt es nicht viele andre Daseinsformen? Kann man Augen und Organe ausbilden für die geistige Welt? Sind unsre großen Dichter, Künstler, Religionsstifter die Seher dieser geistigen Welt und kündigen von diesem realen, den andren Sterblichen unsichtbaren, nur geahnten unbekannten Lande?

Das ist die eiserne Frage ...

... „Pénitence!" ruft die Erscheinung von Lourdes. Buße! Dreimal ruft sie es eindringlich und mit einem so tieftraurigen Gesicht, daß der mitfühlenden, magnetisch auf sie eingestellten Kleinen die Tränen kommen. „Was soll ich tun?" ruft das Mädchen. — „Bete für die Sünder!" Und viele Menschen will die Jungfrau dort sehen, will sie dort beten sehen: sie will eine Gegenkraft entwickelt wissen.

Weiß und Blau sind darum die reinen Farben dieser Madonna. Und auf den Füßen blühen goldene Rosen.

Indem man zu den Füßen dieser Himmelsfrau von diesem Wasser trinkt und sich die Augen wascht, drückt man den Wunsch

aus, mit dem Lebensstrom, der von dieser Erscheinung ausging, in Verbindung zu treten. Es ist nicht das Wasser als solches, das hilft: es ist der in uns selber erwachende heilkräftige Wunsch, jener himmlischen Reinheit und Gesundheit teilhaftig zu werden. Wunsch in uns und Wasser außer uns wirken zusammen. Das Ich muß lebendig mitwirken, wenn Reinheit und Schönheit zum Ich kommen sollen.

Die Best-Geheilten sind jene, die mit reinerem Herzen diese Stätte verlassen ...

Schwer freilich, an Wunderheilung zu glauben! Schwer — — weil so einfach? ...

Doch ich will nicht von den wirklichen oder angeblichen Heilungen sprechen, die hier geschehen mögen. Was etwa sich ereignen mag an Wahn oder gar an frommem Betrug, wenn im Hochsommer der stille Ort fast erstickt unter den Zehntausenden von Pilgern, das ist eine Sache für sich. Darüber mögen andre streiten. Mich fesselt dieses kleine Menschenkind ...

In einer schimmernden Wolke pflegte ihr die Gestalt zu erscheinen, die von sonst niemandem erblickt wurde; es war also ein Lichteindruck; und eine schimmernde Wolke blieb noch ein Weilchen zurück, wenn die Gestalt entschwunden war. Sie kam aus dem Licht, sie war Licht. Es mag wohl eine elektromagnetische Verbindung zwischen Seherin und Erscheinung bestanden haben. Reines Herz nebst reinem magnetischen Organismus — das hat wohl in diesem besonders veranlagten Kinde anziehend auf die jenseitige Welt gewirkt. Alles Schöne ist dem Licht verwandt und wird am schönsten symbolisiert durch das Licht. Gemeine Sterbliche würden geblendet werden durch des Lichtes Fülle.

Marias Lieblingsblume, neben der Rose der Liebe, ist die Lilie der Reinheit und des Glaubens. Die Lilie wächst hoch und weiß über das gewöhnliche Blumenmaß hinaus. Die Form ihrer Blüte ist ein Kelch, ein weißer Kelch: geschaffen, um Licht und Tau einzunehmen, die himmlischen Gaben. Ein Gralskelch! Die jungfräuliche Blume hält den Kelch empor und füllt sich mit Licht von oben.

Gibt es doch noch etwas Höheres als die willensstarke Persönlichkeit? Vielleicht — Gefäß zu sein? Rein, still, empfangend von oben, weitergebend nach unten? Wie die Lilie?

Ist das lilienhaft Jungfräuliche in solchem Sinne höher und himmlischer als das Nur-Männliche? Erlöst uns Männer immer wieder die Jungfrau? ...

Und wie schwer war Bernadettes äußeres Leben! Sehr arm, sehr einfach, doch gut erzogen, etwas zart als Kind, erlebte sie dann die Fülle ihres Glückes binnen wenigen Monaten in jenen genialen Visionen. Dann aber, als ihr Werk gesichert war und eingeweiht wurde, lag sie krank und konnte an den Festen nicht teilnehmen. Als Klosterschwester starb sie fern in Nevers, hat ihr mächtig anwachsendes Werk nie mehr gesehen. Muß wohl sterben, wer die Götter geschaut hat?

Ihr Werk lebte, sie selber ging dahin.

Groß! ... Ingo.

Nachschrift. Groß! Ja, mein Ingo, das ist groß. So haben wir zwei es uns einst geschworen, einer edlen und großen Lebens- und Kunstanschauung unser Dasein zu widmen. Und diese Blätter lassen mich wieder an Dich glauben, mein Freund und Bruder! Aber willst du diese ernsten Gedanken wirklich an jenes unbedeutende Mädchen senden? Will der Gralsucher wieder zum tändelnden Spielmann werden? Lieber, merkst Du denn nicht, daß Du über den Eindrücken hier in Lourdes sowohl sie als auch mich vergessen hast? Denk' an das Gespräch über die Titanic: suchst Du des Lebens Sinn und Geheimnis, indem Du irgendeine Braut suchst? Lieber Troubadour, unter Tränen will ich beten, daß Du ausziehen mögest wie Saul, der Sohn des Kis: er suchte eine — Eselin und fand ein Königreich. Ich werde diese Blätter zu den unabgesandten Briefen legen und Dir heute alles übergeben. Hier in Lourdes soll es sich zwischen uns entscheiden. Ich bin krank; die Aufgabe, die ich an Dir hatte, geht zu Ende. Bald bist Du auf törichter Brautschau — und ich eine Kranke unter Kranken.

Ach süßer Freund, die Sorge um Dich ist meine Krankheit!

Friederike.

* * *

Krankheit und Verdüstrung der Frau von Trotzendorff rollten wieder wie Wolken über jenes kurze Aufflammen der alten Gesundheit.

Sie stand in seelischen Kämpfen, von denen ihre Mitreisenden nichts oder wenig ahnten. Oft saß sie allein an der Grotte und setzte sich mit der Tatsache auseinander, daß sie den Freund verloren habe, daß Anmut und Jugend ihn anziehe, daß sie selber unrettbar zu altern beginne. Und das Gesicht der leidenden Künstlerin wurde bleich und verfallen. Aber sie hatte ein meisterhaftes Talent, dergleichen nach außen hin zu verbergen; unter dem Schein leichter Magenverstimmung, verursacht durch die ölige südfranzösische Kost, wußte sie ihren Seelenkampf scherzend ins Harmlose zu deuten.

Fabrikant Muthner, der sich in Cette zu ihnen gesellt hatte und später nach Bayonne und Biarritz weiterwollte, war wieder aufgetaucht: ein ernster, wohlbeschlagener Fachmann, der sich mit Trotzendorff vorzüglich verstand. Er machte der gnädigen Frau mit natürlichem Anstand den Hof. Und Frau Friederike, die für ehrliche Komplimente empfänglich war, hatte sogar den Versuch gewagt, ihren Freund Ingo ein wenig zur Eifersucht zu reizen: ein Zug, der dem erstaunten Troubadour neu war, wie überhaupt das Verhalten der Freundin ihm ebenso Bedenken erregte wie dem Gatten.

An diesem Morgen, kurz vor dem Frühstück, das alle vier gemeinsam einzunehmen pflegten, waren Ingo und Trotzendorff zufällig allein und tauschten ihre Besorgnisse aus.

„Sag' einmal, Richard," begann Ingo, „die Kränkeleien unsrer Friedel machen mich besorgt. Solltet ihr nicht einen Arzt befragen?"

„Das hab' ich mir längst vorgenommen", erwiderte Richard in seiner gesetzten, nüchternen Weise. „Denn auf die Wunder von Lourdes will ich mich denn doch als guter deutscher Protestant nicht verlassen. Sie hatte schon einmal, nach der Geburt des zweiten Jungen, solche unangenehme Geschichten — Frauenleiden — wo sie auch wie jetzt zwischen Übermut und Schwermut hin und her pendelte. Zarte Geschöpfe, diese Frauen, man kann gar nicht feinfühlig genug sein."

„Das ist wahr", versetzte treuherzig der Troubadour, der keine Ahnung hatte, wie er der Freundin weh tat.

„Ich werde sie heute nicht mitwandern lassen", fuhr der Major fort. „Muthner und ich werden Cauterets und Umgegend besich-

tigen. Du tust mir einen Gefallen, Ingo, wenn du dich ihrer annimmst, soweit sie überhaupt ausgeht. Zu deinem beliebten Eigenbrödeln und Notizenmachen wirst du ja dazwischen Zeit genug finden. Einverstanden?"

„Vollkommen! Es ist mir heut' überhaupt nicht um Geselligkeit zu tun. Hab' da einen ernsten Brief aus Thüringen erhalten."

„Nun? Unangenehmes?"

„Mein Bruder hat einen Jagdunfall gehabt. Näheres schreibt mir die Cousine nicht."

„Elisabeth? Ei was! Ist die wieder in Thüringen?"

„Merkwürdigerweise! Der erste Brief seit mindestens drei Jahren."

„Ich dachte, sie wäre in Pommern bei ihrem Schwager?"

„Bis jetzt, ja. Ihre Mutter kränkelt. Nun ist sie zu Hause und wechselt in der Krankenpflege zwischen ihrer Mutter und meinem Bruder."

„Es wundert mich, daß dein Bruder sie nicht genommen hat. Zwei Nachbarsgüter — das hätte sich nicht übel gemacht! Ruhige Naturen beide."

„Eben darum vielleicht. Das Gesetz der Ergänzung, verstehst du!"

„Na, dein Bruder hat ein rauhes Fell, die sanfte Elisabeth hätt' ihm gut getan! Übrigens — du standest ihr doch wohl auch einmal ziemlich nahe?"

„Sehr sogar."

„Ihr seid doch verrückte Kerls, ihr zwei Waldecker!" lachte Richard. „Junggesellen alle zwei! Der eine tost auf der Jagd oder auf landwirtschaftlichen Ausstellungen herum, der andre durchläuft die halbe Welt. Elisabeth hätte ganz gut zu einem von euch beiden gepaßt. Die entfernte Verwandtschaft ist doch kein Hinderungsgrund? In Thüringen vettert sich ja alles!"

Er lachte, er war selber Thüringer. Und als das Gespräch nun auf die Wunder von Lourdes kam, betonte der breitschultrige, wuchtige Mann so scharf und nüchtern seinen protestantischen Standpunkt, daß Ingos Romantik sich rasch in blauen Duft verflüchtigte:

„Unser Reformationsgesang ‚Ein' feste Burg ist unser Gott' hat mehr Mark als diese ganzen süßlichen Litaneien."

Beim Frühstück wurde das Programm des Tages mit Vorsicht besprochen und festgesetzt; denn man mußte bei Frau Friedel darauf gefaßt sein, daß sie sich in ihrer gefühlsmäßigen Art auf irgend einen Entschluß versteifte. Doch heute war sie nachgiebig und ließ die Männer entscheiden.

Major und Fabrikant zogen ab.

Der Troubadour wandelte mit Frau Eleonore von Poitou langsam hinaus nach der Grotte.

„Laß uns einen dieser kleinen Becher kaufen, Ingo," bat sie, als sie aus dem Gasthof traten, der vorn eine Verkaufsstelle führte, „wir wollen heute aus der Quelle trinken."

Ingo erfüllte den Wunsch.

An der Grotte waren wenig Besucher. Die weißen Kerzen entsandten ihr mildes Licht, das in der Tagesbeleuchtung seltsam wirkte; die weiße Marmorgestalt der Jungfrau stand still über dem kleinen Rosenstrauch. Fünf bis sieben blühende Rosen waren am Strauch, rötlich-weiße Blumen, die sich unter den Füßen der Madonna lieblich entlang rankten.

Die beiden Deutschen setzten sich auf eine Bank, hörten hinter sich das Rauschen der Gave und vor sich das leise Murmeln einer betenden Nonne.

So saßen sie eine besinnliche Weile: Ingo in seinem ungeklärten Drang, Frau Friederike in ihrem steten, starken Kampfe.

Dann erhob sich die gefaßte und stille Frau, schritt an den Brunnen neben dem Gitter der Grotte heran, füllte den Becher und trank; füllte ihn nochmals und reichte ihn Ingo. Hernach tauchte sie die Hand ein und fuhr sich waschend über die Augen. Alles geschah schweigend.

Und schweigend gingen sie dann miteinander den sanft ansteigenden Fußweg hinauf, der hinter der Kirche unter Bäumen nach oben führte.

Sie rang um Kraft. An ihrem Arm trug sie ihr Täschchen; im Täschchen waren die unterschlagenen Briefe.

„Wir wollen erst noch das Panorama sehen", sagte sie mit schwerer Stimme.

Und so besuchten sie miteinander das Panorama.

Ingo gab die nötigen Erklärungen.

„Siehst du, so sah Lourdes ums Jahr 1858 aus, zur Zeit, als die kleine Bernadette jene Erscheinungen erlebte. Damals stand hier weit und breit noch kein Haus, alles war ländlich, eine Mühle war ja wohl hier in der Nähe. Und dort kniet sie nun, inmitten der zusammenlaufenden Leute; sie trägt das eigentümliche Kopftuch dieser Gegend, gleicht fast einer kleinen Nonne. Mit der linken Hand hält sie die Kerze, mit der rechten berührt sie die Flamme, ohne sich zu verbrennen. Das Feuer-Element scheint ihr verwandt zu sein in diesem Zustand. Sieh nur, wie ist sie entrückt und abgesondert von den ratlosen Gruppen der Menschen! Entrückt ins Land der Schönheit! Wie das Genie einsam! Nur durch Taten der Güte mit den Mitmenschen verbunden!"

„Das ist groß", bestätigte Frau Friederike leise.

„Und sieh, welch ein bläulicher, fast violetter Duft über der Landschaft! Wie eine Verklärung!"

Sie verließen das Gebäude und gingen weiter, am Kalvarienberg vorüber und nach der Gegend der grotte du loup. Immer einsamer und ländlich stiller wurde die Umgebung. Die Luft war mild, voll weicher Färbung der Hügel und einfach-großen Gebirgskämme.

An einer jungen Birke machten sie halt und setzten sich auf die Decke, die Ingo trug. Die runden, hellgrünen Frühlingsblättchen dieses sonst so leicht erzitternden zarten Baumes bewegten sich kaum. Eine weiße Straße lief ziemlich fern zu ihrer Rechten in die Pyrenäen hinein, hell und trocken wie die Straßen der Provence, doch ohne wandernden Staub. Die Dämonen des Windes schliefen irgendwo auf Tempelstufen.

Frau Friederike saß in ihrem mattblauen Kleide, hatte den Hut abgesetzt und ließ ihr Goldhaar leuchten. Aber ihr Gesicht war wie Alabaster, ihre Lippen blaß und stumm. Sie hatte das Täschchen vor sich auf den Schoß genommen und hielt beide Hände darauf.

Ingo legte kameradschaftlich den Arm um den ihrigen. Doch lehnte sie den Kopf nicht an, sie sah nur starr in die Gegend.

„Friedel ist auf Cis-Moll gestimmt", begann er. „Hast auch du, wie ich heute früh, einen Brief bekommen, der dir Sorge macht?"

„Du hast einen Brief bekommen?"

Er zog sein Taschenbuch und überreichte ihr den Brief seiner Cousine Elisabeth.

„Darf ich lesen?"

„Aber, Friedel —! Seit wann haben wir denn Geheimnisse voreinander?!"

Sie las folgenden schlichten und sachlichen Brief:

„Lieber Ingo!

Du wirst erstaunt sein, von einer alten Freundin diesen Brief zu erhalten, nachdem wir uns seit Jahren nicht mehr geschrieben haben. Ich bitte Dich hiermit herzlich um Entschuldigung, wenn ich Deine Frühlingsfahrt stören sollte. Dein alter Vater kommt ja mit seiner Gicht nicht an den Schreibtisch; und so hat er mich gebeten, Dir mitzuteilen, daß Dein Bruder leider einen Jagdunfall gehabt hat und an den Folgen daniederliegt. Das Gut war ja bis jetzt in den Händen deines Bruders; wenn die Sache übel ausgeht, so könnte an dich eine Aufgabe herantreten, die allerdings zu Deiner romantischen Freiheitsliebe, wie sich Dein Vater ausdrückt, nicht mehr stimmen würde. Mir würde es leid tun, wenn Du Dir Dein Leben nicht so gestalten könntest, wie Deine Natur es braucht, das weißt Du, lieber Ingo. Zum Glück habt Ihr ja einen guten Verwalter. Auch Dein Vater ist immer derselbe, in allen Unpäßlichkeiten geistesfrisch. Weniger freilich meine Mutter. Ich fahre in eurem gelben Jagdwagen täglich zwischen den beiden Gütern hin und her, von einem Krankenbett zum andren. Nun kommen mir meine Erfahrungen vom Roten Kreuz zugute. Oft auch lauf' ich zu Fuß durch den Wald, wobei mich Harras, unsre unverwüstliche Dogge, begleitet. Ach, ich bin wieder jung geworden, als ich nach harten Jahren meinen Thüringer Wald wiedersah! Es ist allerdings möglich, daß ich von heut' auf morgen mit meiner Mutter an den Genfer See fahre. Denn der Arzt wünscht es dringend. Gib jedenfalls immer Deine genaue Adresse an, für den Fall, daß man Dich hier brauchen sollte. Im übrigen, lieber Ingo, gedenke ich Deiner mit derselben Liebe, die mich von Kindheit an mit Dir verbunden hat. Sei innig gegrüßt!

Elisabeth."

Frau von Trotzendorff gab den Brief zurück und schaute lange vor sich hin.

„Ein Gruß an mich oder meinen Mann ist nicht dabei", dachte sie. „Ich hab' ihr einst Schweres angetan — jetzt tut mir das Schicksal das gleiche."

„Was sagst du dazu?" fragte Ingo.

„Vielleicht wär's das beste, du würdest sofort nach Hause reisen."

„Unter keinen Umständen!" rief er mit einigem Trotz.

„Und dein Bruder?"

„Ist robust genug, hat sich nie viel um mich gekümmert, wird auch diesen Unfall durchbeißen."

„Und dein Vater?"

„Ein selbständiger Charakter."

„Und das Gut?"

„Davon kann man reden, wenn es mit meinem Bruder wirklich schlimm würde."

„Aber der Brief liest sich wie eine Vorbereitung."

„Oder auch wie ein Anknüpfungsversuch der guten Elisabeth."

„Bei ihrem spröden Charakter? Schwerlich! Ich glaube, du solltest den Gedanken an Heimkehr ernstlich ins Auge fassen."

„Aber wie kommt mir denn Friedel vor? Haben wir zwei nicht hinlänglich mein Verhältnis zu Elisabeth durchgesprochen? Vergißt du, daß wir so gut wie verlobt waren? Und sie schreibt ja, daß sie noch ebenso denkt. Wie kannst du mir da die Rückkehr empfehlen? Bist du gar kein bißchen mehr eifersüchtig?"

Sie ging auf seinen scherzenden Ton nicht ein. Es kämpfte gewaltig in der unglücklichen Frau; sie neigte sich einen Augenblick seitwärts ins Gras und stützte laut seufzend den Kopf in beide Hände. Hier Thüringen — dort Barcelona! Zwischen Scylla und Charybdis saß sie und rang um den Freund, den sie doch festzuhalten weder Macht noch Recht besaß.

Dann richtete sie sich auf, beachtete seine fragenden und beruhigenden Worte nicht, sondern griff in ihr Täschchen und nahm das Bündel Briefe zur Hand.

„Da!" sagte sie dumpf und preßte die Zähne zusammen.

„Was ist das?"

„Deine Briefe."

„Welche Briefe?"

„An die Mädchen in Barcelona. Ich hab' sie nicht abgeschickt."

Er hatte das blaue Band gelöst, ließ aber nun jäh die Hände sinken.

„Nicht abgeschickt?"

„Nein."

„Aber — weshalb nicht?!"

„Du kannst es in den Nachschriften lesen."

Er durchblätterte die Papiere und las die Nachschriften. Dann kam eine lange, unheimliche Stille.

Sie atmete kaum; ihr schwaches Herz pochte zum Zerspringen. Er legte schweigend die Blätter wieder zusammen, band sie schweigend wieder zu und steckte sie schweigend in die Rocktasche.

„Friedel," sagte er endlich mit gepreßter Stimme, „es ist nicht das erstemal, daß du dich zwischen mich und andre stellst. Fühlst du nicht, wie du mich entwertest?"

Er saß in einem Gemisch von Zorn und Wehmut auf dem Rasen, rupfte sprießende Gräser aus und warf sie wieder fort.

„Würde dieses Lourdes nicht so beruhigend auf mich wirken," sprach er weiter, „ich fürchte, wir würden im Zorn voneinander scheiden. Denn dieses Bevormunden ist gegen unsre Verabredung einer unbedingt vertrauensvollen Kameradschaft. Meine Schwärmerei für jenes Mädchen mag seltsam sein, meinetwegen; deshalb ist aber die Tatsache, daß ich von jenem Hügel mit der stillen Stickerin und dem unerbauten Tempel einen tiefen Eindruck mitgenommen habe, dennoch vorhanden. Und ich werde dieser Sache auf den Grund gehen — und werde die Briefe persönlich nach Barcelona bringen."

Sie saß mit abgewendetem Gesicht, neigte das Haupt und zuckte nur wenig zusammen. Sie kannte ihn und war nicht überrascht; sie wußte, daß er stärkeren Eindrücken und Erkenntnissen unbeirrbar bis zu Ende nachspürte. Hier war nichts zu halten; sie hatte ihn nicht mehr in der Gewalt.

Er sah nicht, wie ihr die Tränen in die Augen stiegen, den kristallenen Behälter füllten und dann langsam über die Wangen rollten. Ihr lag es pressend schwer auf dem Gewissen, daß sie sich

einst zwischen ihn und Elisabeth gestellt hatte; dieses stille und herbe Mädchen war nach allem, was man seitdem hörte, doch wohl wertvoller, als sie beide damals angenommen hatten. Ingo von Stein, zu Hause wenig verstanden, hatte in Friedels Familie ein neues Heim gefunden; sie hatten sich beide beflügelt und gefördert und hatten einfach vergessen, daß eine stille, etwas spröde Elisabeth irgendwo Kranke pflegte. Oft aber stand jetzt die hohe Gestalt dieser keusch verschlossenen, schwer zugänglichen Jungfrau, die durch gesellschaftliche Beziehungen des thüringischen Adels auch mit Trotzendorffs bekannt war, mit schweigender Mahnung an Frau Friederikens Lager. Sie trug die Tracht der Schwestern vom Roten Kreuz, denen sie zwei Jahre angehörte; und sie schien ernsten Blickes nach Ingo zu fragen. Bislang hatte Friedel wenigstens Rechenschaft über den Freund geben können; jetzt konnte sie auch das nicht mehr; der unbefriedigte Spielmann fuhr weiter.

Die liebende Frau tat, wie sie es manchmal in Zeiten der Mißverständnisse zu tun pflegte: sie setzte stumm den Hut auf, nahm ihr Täschchen und erhob sich, um sich schweigend zu entfernen. Er wollte ihr folgen; aber sie winkte ab und sagte leise:

„Bitte, laß mich allein!“

Jetzt erst sah er, daß ihr Gesicht in Tränen gebadet war. Und sofort loderte Beschämung in ihm empor, die jede Regung des Unwillens verbrannte. Der letzte Satz der letzten Nachschrift stieg ihm riesengroß in Bewußtsein und Empfindung: „Die Sorge um Dich ist meine Krankheit.“ Hatte sie nicht recht, um ihn besorgt zu sein? War er nicht ein Phantast, der oft genug sich einfach auf die Bahn gesetzt hatte und in die Welt hinaus gesaust war, wenn ihm irgendwelche menschlichen Verhältnisse nicht paßten? War es nicht deutlich, daß er zwischen Wissenschaft, Poesie und Religion tatlos umherschwebte, nippend an allem, von nichts aber sich wahrhaft durchdringend und nichts in Kunst oder Leben prägekräftig gestaltend? Wie unritterlich stand er vor der mütterlichen Sorge der weinenden Freundin!

„Vergib, Friedel!“ rief er und wollte in überwallendem Mitgefühl den Arm um ihre Schultern legen. Allein sie befreite sich sanft und bestimmt. Sie wollte kein Mitleid; daß ihr die Tränen flossen, merkte sie kaum. Ihr Entschluß stand fest.

„Groß!" rang sich endlich als erstes Wort aus ihr hervor. „Das letzte Wort deiner Aufzeichnungen heißt groß. Wir wollen nicht kleinlich sein, Ingo." Sie sprach mühsam und wischte sich mit dem Taschentuch die Tränen fort. „Es spricht auch in mir so viel Unerfülltes mit. Aber groß sein, nicht wahr! Ich hab' mir's an der Quelle da unten gelobt. Und darum bitte ich: Laß mich für heute allein. Ich will ins Hotel zurückgehen und mich niederlegen. Denn ich bin krank."

Er machte abermals einen Versuch, sich um sie zu bemühen. Aber sie wiederholte nur in ihrer bekannten Art, die jeden Widerspruch ausschloß: „Bitte!"

Dabei sahen sie sich einen Augenblick an. Nur einen Augenblick, wie die Sonne am verschleierten Tage zaghaft hindurchbricht; der Augenblick drohte ihren Entschluß umzuwerfen; doch sie wandte sich rasch und ging den Pfad nach Lourdes hinunter, an einem spät blühenden Apfelbäumchen vorüber, von dem eine Blüte auf ihren Hut fiel — ein Abschied von der Jugend.

Ingo stand betäubt.

Er übersah, empfand und begriff mit einemmal den Schmerz, den diese Frau von großzügiger Künstlerleidenschaft und zugleich von früh geübter Gewissenhaftigkeit so lange schon durchkämpfte. Mit jenem stürmischen Isoldengesang hatten diese Tage von Lourdes begonnen; mit offenem Haar, wie Wogen des offenen Ozeans, war sie noch einmal einhergerast. Jetzt schlich sie weinend nach Lourdes hinunter.

„Das ist die zweite Frauen-Freundschaft, über deren Trümmer hinüber ich mein Glück suche", sprach er in knirschendem Kummer zu sich selber. „Sollte wohl auf dieser Glücksjagd Segen ruhen? Aber ich will sie wiedergewinnen, Friedel und Elisabeth, beide, so bald ich — sobald — — ja, was denn nun wohl?"

Da war wieder das Unerfüllte. Und er sah wieder jene Mozart-Mädchen auf einem Hügel der Freiheit und Schönheit winken und warten — warten auf ihn?

„Weltfahrer bin ich", sprach er, indem er durch die Hügel wanderte und schließlich zu einem kleinen Schilfsee gelangte, dessen Stille beruhigend auf ihn wirkte. „Weltfahrer bin ich, immerzu von Melo-

dien durchsungen, und sehne mich nach dem festen Punkt, von dem aus das Nahe und Ferne reich und tief sich erfassen läßt. Ich will Friedel nicht durch Mitleid beleidigen; sie ist tapfer und wird das allein durchhauen. Aber ich will doch neben der Phantasie fortan der Güte einen größeren Raum in meinem Herzen gestatten — wie diese Bernadette, wie meine vergessene Elisabeth."

Er ging an die Grotte von Lourdes zurück, saß dort lange und sammelte sich zu einer Gebetsstimmung, seine Augen heftend auf die Marmorstatue der weißen Madonna mit der blauen Schärpe.

* * *

Am Abend, als die willensstarke Frau bleich und gefaßt wieder am Tisch saß und über ihre Schwächlichkeit zu scherzen versuchte, wurde von dem Ehepaar beschlossen, über Paris und München zu fahren und dort ein Sanatorium aufzusuchen.

Ingo, der sehr zart zu Friedel war, hielt in möglichst unbefangenem Ton an seinem Abstecher nach Barcelona fest.

Richard schaute einen Augenblick vom Kursbuch auf, es zuckte ironisch um seine Mundwinkel, und er fragte:

„Suchst du Schallers Nichten oder den Gralsberg?"

„Beides", bemerkte Ingo trocken...

Am Bahnhof von Toulouse nahmen sie Abschied. Der Troubadour und Frau Eleonore hielten sich lang an beiden Händen und schauten mit Wehmut einander an.

Die Lippen der blassen Frau bebten. Sollte sie ihm sagen, wie sehr sie krank war? Sollte sie ihm sagen, daß hier vielleicht auf Leben und Tod Abschied genommen wurde? Nein! Es war einer ihrer heroischen Momente. Galt es zu sterben, so wollte sie allein sterben. Die Heroine lächelte und zwang sich zu einigen Worten von allgemeiner Herzlichkeit, das Weh in sich begrabend, das tiefe Weh, auf den abirrenden Freund nicht mehr von Einfluß zu sein:

„Groß bleiben, lieber Ingo! Es wird gewiß alles gut werden, wir wollen dir lauter gute Gedanken mitsenden. Madonnengedanken!"

Er nickte schweigend.

Und zu Richard sprach er mit bewegter Stimme:

„Gib gut auf sie acht, Richard! Sie ist doch die Beste von uns dreien!"

Sechstes Kapitel

Die Verlobung

O brich nicht Steg! du zitterst sehr.
O stürz nicht, Fels! du dräuest schwer.
Welt, geh nicht unter, Himmel, fall nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebsten sein!

Uhland

Aus dem dröhnenden Geräusch der spanischen Hafenstadt Barcelona hebt sich das vornehme Villenviertel am Gebirgszug Tibidabo empor und sucht reine Luft.

Dort klettert die Straße, die nach einem katalonischen Dichter den Namen führt, die Calle Muntaner, mit starker Steigung bergan.

Auf der Terrasse eines prächtig unterhaltenen Gartens voll immergrüner Gewächse standen dort die beiden Mozart-Mädchen.

Hier aber war die Stimmung anders als auf dem leichten Riviera-Hügel. Die zwei jugendlichen und schönen Geschöpfe lachten nicht aus ungezwungenen Matrosenkleidchen in eine heiter-natürliche Welt; sie waren vielmehr eingenäht in nagelneue, steif knisternde Festkleider. Und hinter ihnen ragte mit strengem Stolz Schallers große Villa, ein viereckiger Bau mit flachem Dach, einem Kastell nicht unähnlich.

Um sie her aber prangte der balsamisch duftende Garten, planvoll gefüllt mit Palmen, Orangenbäumchen, Zitronen und andren Stauden und Spalieren des halbtropischen Klimas. Zu ihren Füßen funkelte abendschön die laute, energische, menschenvolle Stadt; in der Ferne glühte blendend das Meer; zur Rechten sahen sie den schräg ansteigenden und steil abfallenden Festungsberg Montjuich den Hafen bewachen. Hinter ihnen, auf den Höhen, waren Pinien rötlich angeglüht von der sinkenden Sonne, und wie Minarets winkten dazwischen fremdartige Türmchen.

Man spürte wohl noch an diesen graugrünen Abhängen den Pulsschlag der Arbeitsstadt, den Atem des Hafens, den Duft des Mittelmeers. Aber man war zugleich diesen Regionen entrückt und

schloß sich durch eine hohe und weitläufige Gartenmauer vom Arbeitstag ab.

Hier also hatte Schaller seine Burg erbaut.

Im Innern des Hauses hatten sich manche Kostbarkeiten und manche wertvollen Gemälde angesammelt. Ein Innenhof war von farbiger Kuppel überdacht; dort spielte ununterbrochen der feine Strahl eines Springbrunnens und verbreitete zugleich Kühle und das Gefühl einer leichten Lebenslaune, einer Überwindung der Arbeitsschwere. Es stimmten dazu die heiter geschnitzten Geländer der Stockwerke, die diesen dämmernden Innenhof umrankten. So war dort eine maurische Stimmung geschaffen, die zum subtropischen Gartenbild paßte und gegen den brennenden spanischen Sommer schützte.

Die Mädchen, in Seidenkleidern und weißen Schuhen, gingen wie auf Stelzen und bemühten sich, gesetzt zu sein; aber sie konnten ihre Erregung nicht verbergen. Denn es war keine gewöhnliche Abendgesellschaft, der sie entgegenfieberten.

Die lebhafte Jüngere entlud ihre Gespanntheit in fortwährenden Umarmungen und Küssen, die Fräulein Martha über sich ergehen lassen mußte, besorgt um die Falten und Bauschungen ihres feierlichen Kleides.

„Ich freue mich ja schrecklich, ganz schrecklich für dich!" rief der hübsche kleine Zappelkäfer. „Freust du dich denn nicht auch? Hältst du's überhaupt noch aus vor Ungeduld?"

„Gewiß, ja, nur weiß ich nicht recht —"

„Na, was denn nun wieder? Pfui, schäm' dich! Etwa wegen des Spanischredens heut' abend? Aber du bist ja schon einmal ein ganzes Jahr hier gewesen!"

„Ich hab' aber vieles vergessen. Nein, das nicht, ich meine nur — ich wollte, es wäre schon vorüber. Ich bin ja viel zu jung — und — mein Gott, wie sie mich alle ansehen werden!"

„Laß sie gaffen, du bist süß, sie werden sich alle verlieben! Zwei junge Spanier werden sich deinetwegen erdolchen, es wird ein Duell geben mit zehnmaligem Kugelwechsel, heute nacht reißen die Katzen aus vor den vielen Serenaden — und ich gieße den Sängern Wasser über den Kopf."

„Glaubst du, daß sie Reden halten auf — auf ihn und mich?"

„Natürlich! Dann sagst du ganz einfach gracias oder merci beaucoup und nickst ein klein wenig mit dem Kopf — aber nur ein wenig, vornehm — siehst du, ungefähr so!"

Die Kleine gab ein vorbildliches, gnädig herablassendes Kopfnicken zum besten, wobei ihr der Augenaufschlag meisterlich gelang. Aber die schwerblütige Martha schaute mit ihren wundervollen Blau-Augen ratlos in die Welt und war nicht in Stimmung zu bringen.

Zu gleicher Zeit lustwandelte der Herr des Hauses, in Frack und brasilianischem Orden, zwischen seiner blaß-vornehmen Stiefmutter und der bürgerlich-ehrbaren Witwe Frank-Dubois, die immer in schwarzer Kleidung ging. Sie schritten stattlich unter Fächerpalmen auf und ab. Ein springender Strahl rieselte und raunte auch dort; und im runden Becken flimmerten rote Fische. Es lag hochzeitlicher Glanz in der abendlich rosigen Luft; die Welt war voll Farben; auf Palmenkronen wiegten sich Genien mit Schmetterlingsflügeln und gaukelten abwechselnd um die Gespräche der Alten und das Zwitschern der Jungen. Selbst die kleinen bärtigen Gnomen, die Geister des Goldes, die sonst schwere Säcke schleppten, feierten heute, saßen unter Tropfsteingebilden und kämmten sich gegenseitig die Bärte.

In den Worten und Gebärden der hier wandelnden Erdenbürger war satte Sicherheit. Sie fühlten sich nicht heimgesucht von irgendwelchem Hunger nach Unendlichem. Das Rätsel des Daseins hatte sie nie bekümmert. Eine erhebliche Rente in Gewahrsam zu bringen, genügte als Lebensziel. Wobei sie Arbeitsamkeit, Ordnungssinn und andere bürgerliche Tugenden zu achtenswerter Entfaltung brachten.

„Jetzt bin ich über die Zukunft meiner Tochter doch einigermaßen beruhigt", versicherte Frau Frank-Dubois. „Mit ihr selber wird es sich schon ganz gut machen, denn sie ist ja sparsam und häuslich und versteht den Haushalt. Die Schule ist ihr halt schwer geworden; aber sie hat, was sie an Schulbildung braucht. Es ist eine stille Natur; mein seliger Mann war auch so ein Stiller, sie hat's von ihm."

„Das Mädel wird's wie eine Prinzessin haben", versetzte Schaller und nahm die Dame fest zugreifend unter den Arm. „Das glaube ich Ihnen versichern zu dürfen. Also wenn ihr beide einverstanden seid, so klopf' ich nach dem zweiten Gang ans Glas und mache die Sache bekannt. Ich liebe immer Überraschungen, knappe, fertige Tatsachen. Punktum!"

Er trat zu den Mädchen, legte der Jüngsten von hinten her seine großen Hände über die Augen und küßte ihre Wange.

„Na, Mausi, hast du dein Cousinchen aufgemuntert?"

„Pah, Onkel Schaller, die hat Angst!"

„Es schickt sich, daß eine Braut schüchtern tut", erwiderte Schaller und legte den Arm um das gazellenschlanke Mädchen, das nur um eine Stirnbreite kleiner war als er selber. „Kinder, es soll famos werden! Die Nacht wird durchgetanzt! Und außerdem hab' ich eine Extra-Überraschung, besonders für die da, den kleinen Grashupfer!"

„Noch einen Bräutigam? Her damit!"

„Ruhig Blut, Sennorita! Es klingelt! Gäste kommen!"

* * *

Ingo von Stein hatte in Narbonne übernachtet. Er fuhr dann über Perpignan nach Barcelona. Der Schnellzug lief an der See entlang, deren Wasser im Ostwind an die Klippen schäumte und das tiefe Blau des Mittelmeers in ein ebenso herrlich Weiß verwandelte.

Sprangen nicht mit glänzenden Schuppenschwänzen die Okeaniden herauf, lachten den Fahrenden aus und schnellten im Purzelbaum wieder hinunter in die Arme aufpustender Wassermänner? O Schaumtanz, o Schmeichelwelle, o Heimat der schaumgeborenen Göttin Aphrodite! Herfunkelnd ans knochig-männliche Festland — und dem Greifenden zwischen den Fingern zersprühend, ein schillernder Schein!

Am Bahnhof hatte ihn Schaller persönlich und ohne Chauffeur im Automobil abgeholt. Bei ihm saß noch ein würdiger alter Herr, dessen Wesen und Aussehen dem Ankommenden sofort angenehm und bedeutend ins Auge fiel. Es gibt Menschen, zu denen man auf den ersten Blick ein seelisches Verhältnis findet, als hätte man sich

schon irgendwo einmal gesehen. Dieser alte Herr, gleichsam der erste Gruß auf spanischem Boden, wirkte in so merkwürdig anziehender Weise auf Ingo. Sie gaben sich mit gelassener Selbstverständlichkeit die Hand, als wären sie gestern erst auseinandergegangen.

Der mehr als sechzigjährige würdige Herr war ein Freund des Großkaufmanns und wurde als Konsul a. D. Ernst Bruck vorgestellt. Es war ein Mann von Mittelgröße mit schönem grauem Vollbart, graublauen Augen und einer klaren, hohen Stirn. Hätte er einen Turban getragen, man hätte ihn mit seinem tropisch gebräunten Angesicht für einen indischen Rajah halten können. Nur daß sein Wuchs nicht ragend genug und sein Benehmen bei aller ernsten Ruhe einfach und ohne jede Pose war.

„Also steigen wir ein, fahren wir ab! Gepäck ist in Ordnung!"

Frisch und händereibend sprang der Spielmann in das Fahrzeug, es war neuer Schwung über ihn gekommen. Wieder im Menschengewühl! Und Schaller hatte in seiner rauhen und lauten Weise seiner aufrichtigen Freude Ausdruck gegeben, den durchgeistigten Wanderer in seinem katalonischen Heim begrüßen zu dürfen.

„Leider sind einstweilen meine Fremdenzimmer besetzt," entschuldigte er sich, „und ich muß Sie ins Hotel bringen. Aber wenn Sie sich ausgeruht haben, werfen Sie sich gleich in Frack und kommen hinauf. Sie sollen eine festliche Versammlung finden. Es gibt einen Knalleffekt, die Mädels werden an die Decke hüpfen, außer mir und Bruck ahnt niemand Ihre Nähe. Um sechs Uhr, bitte! Bruck holt Sie im Auto ab. Übrigens fährt er morgen mit Frau und Tochter gleichfalls nach dem Montserrat, kann Ihnen also Führer und Dolmetscher sein."

Während sich Schaller am Steuer durch das Menschengewimmel der großen Stadt hindurcharbeitete, erzählte der Konsul, wie er seinen Freund vor einem Dutzend Jahren in Brasilien kennen und als tatkräftigen Geschäftsmann schätzen gelernt habe.

„Ich baute damals eine Drahtseilbahn aus der Ebene nach einem Bergwerk auf den Kordilleren", sprach er mit seiner wohltönenden Baßstimme, in einer langsamen, sachlichen Bestimmtheit, ohne jenes nervöse Fieber, das dem modernen Menschen bis in die

tägliche Redeweise hinein das Gepräge gibt. Er bildete einen auffallend ruhevollen Gegensatz zu Schallers Temperament, bei welchem man immer das Gefühl hatte, daß er mit vorgerecktem Kinn, Fäusten und Ellenbogen um die Million kämpfe, unter der berüchtigten Losung, die seinen Angestellten nur allzu bekannt in die Ohren klang: „Wer nicht pariert, der fliegt!"

Der Konsul, gemächlich in die roten Lederpolster zurückgelehnt, faßte seinen Fahrtgenossen ins Auge und sprach:

„Ich kenne Sie übrigens schon. Meine Tochter, die viel liest, hat mir aus Ihrem Buch ‚Heroismus' vorgelesen. Und Schaller erzählte mir von Ihrem Gespräch über die Titanic. Ich darf Ihnen wohl gleich bekennen, daß ich da ganz auf Ihrer Seite stehe."

„Die Titanic! Sie haben recht. Jene grauenhafte Katastrophe hat mich an das tiefste Problem gemahnt, das ich schon lange ungelöst in mir herumtrage und neulich in Lourdes wieder ernsthaft durchdacht habe: wie steht es um Tod und Jenseits? Die moderne Menschheit wirft sich mit so viel Tatkraft auf so viele Probleme — warum nicht auf dieses?"

Der Konsul nickte.

„Vielleicht grade, weil die modernen Menschen zu tatkräftig, zu unruhig sind. Man müßte, um einen Zugang zu dieser Frage zu finden, vor allem andren eine Entfieberung vornehmen, eine Entgiftung. Nun, das muß man der höheren Führung überlassen. In diesen Fragen stimme ich mit Freund Schaller nicht überein. Ich selbst bin auch nicht unmodern, was Tatsachensinn anbelangt; war Seemann, Ingenieur, Farmer, hielt mich als Konsul im Kaukasus, dann in Indien und Brasilien auf und habe mich nun in meiner Heimat Westfalen zur Ruhe gesetzt. Doch wir können ja wohl über diese Dinge noch in aller Ausführlichkeit auf dem Montserrat hoffentlich recht ergiebige Gespräche führen."

So waren sie die Rambla hinuntergefahren und hatten den Gast im Hotel abgesetzt.

Stein war durch Stand und Erziehung an die geselligen Formen gewöhnt, so daß ihm der Übergang von nachdenklicher Einsamkeit zur gefälligen Vielsamkeit nicht schwer fiel. Als er nun vor Spiegel und Waschbecken den Eisenbahnruß hinwegspülte, besah er ge-

nauer als sonst seine äußere Erscheinung. Eine grad und gut gewachsene Statur, kurzes Blondhaar, milde mattblaue Augen, ein ungestutzt voller Schnurrbart und von den Augenwinkeln zu den Enden des etwas vortretenden Mundes zwei scharfe Linien, die eine edle Nase flankierten und dem gesundfarbenen Gesicht im Verein mit einer hohen und breiten Stirn geistige Strenge verliehen. Doch sobald er nur wenig lächelte, verwandelte sich die Strenge in sonnige, fast kindliche Güte; und gar sein lautes Lachen war nach Tonfall und Aussehen von herzbezwingender Macht. Neckerei wohnte gern in diesen Zügen und spielte oft um den beweglichen Mund; aber Spott und Schärfe hatten darin keine Wohnung; höchstens noch die Schwermut und eine gewisse verträumte Abwesenheit. Das zu kleine Kinn war der Gegensatz zu Schallers Bulldoggenkiefer und zur modernen Menschheit überhaupt; dieses Gesicht mit seinem hellen Leuchten, sobald es seelisch und geistig belebt war, paßte nicht in den Kampf aller wider alle. So sah ein Sonnenbringer aus, ein Götterbote aus dem Lande des Vertrauens, kein pfiffiger Späher aus dem Lande der Konkurrenz.

Er legte sich auf den Diwan, hatte noch ein Stündchen Zeit bis zum Umkleiden und durchblätterte aufs Geratewohl die Gedichte des Novalis, die er in der Tasche trug.

„Darf nur ein Kind dein Antlitz schaun
Und deinem Beistand fest vertraun,
So löse doch des Alters Binde
Und mache mich zu deinem Kinde!"

Wen meint der Dichter? Die Madonna meint er. „Ich sehe dich in tausend Bildern, Maria, lieblich ausgedrückt" ... Da taucht immer wieder die Jungfrau auf, das holde Urbild mütterlicher und zugleich kindlicher Weiblichkeit, die der Welt das Genie schenkt: denn aus den Augen des Kindes auf ihrem Arm leuchtet Genie-feuer. Das Geheimnis des Lebens ist in den Augen dieses Kindes, das den Tod überwunden und eine Bahn in den Kosmos zum „Vater" eröffnet hat. Ist die Jungfrau-Mutter Hüterin des Lebensgeheimnisses? Ist das Geheimnis der Geburt zugleich das Todesgeheimnis? Warum ergreift mich so mächtig das Rätsel des Todes?

Warum ergreift mich so mächtig das Rätsel lebendiger Frauenschönheit? Warum sehn' ich mich nach dem einen Weibe — und nach dem einen Gral? Wo sind sie vereinigt? Wo sind Spielmann und Gralsucher eins? Wo ist kein Zwiespalt mehr zwischen Leben und Tod, zwischen Poesie und Religion, zwischen freudig erfaßtem Diesseits und edel erkanntem Jenseits?

Das Leichte und Frohe der Mozart-Mädchen hatte ihn, vor seinen Augen herschwebend, mit magischer Gewalt nach Spanien gelockt. In solchen Mädchen ist Glück, Wärme, Stille — waren es vielleicht grade diese Eigenschaften, die er suchte, nicht die Mädchen selber? War es das knospenhaft in sich Geschlossene der Jungfrau, was so bezaubernd auf ihn gewirkt hatte?

Jedenfalls war er entschlossen, heute abend eine Frage an das Schicksal zu stellen und die Entscheidung zu erzwingen: er war entschlossen, seine Briefe persönlich zu überreichen. Säuberlich waren die bedenklich warnenden Nachschriften der treuen Friedel abgeschnitten und im Notizbuch verborgen. Er steckte die Briefe, die noch vom blauen Band umflochten waren, behutsam in die Tasche seines Überziehers, dachte mit Dank und Teilnahme an die ferne Freundin, fühlte sich aber unwiderstehlich vorwärtsgetrieben. Sehenswert war gewiß morgen der nun so nahe gerückte Gralsberg; aber sein rauschhaftes Empfinden suchte zunächst einen andren Gralsberg irgendwo da oben am Gebirgszug Tibidabo.

Und rasch und neckisch vollzogen sich nun die Ereignisse.

„Wissen Sie, woher der Name dieses Berges kommt?" fragte Bruck, als sie miteinander in Schallers Automobil zum abendlichen Fest hinauffuhren. „Tibi dabo ist lateinisch und heißt ja wohl: Ich werde dir geben. Nämlich alle Reiche und Herrlichkeiten der Welt, wie der Versucher zum Heiland sagte, so du niederfällst und mich anbetest. Aber der Heiland hat das freundliche Angebot dankend abgelehnt. Es ist also der Berg der ahrimanischen Täuschung und luziferischen Versuchung, wenn Sie wollen, der Berg irdischen Besitzes."

Der Konsul lachte sein sonores Lachen und schloß gelassen:

„Unser weltkluger Materialist Schaller hat sich also seine Gralsburg an einen recht passenden Ort gebaut."

Ingo, in Frack und Zylinderhut, eine Teerose im Knopfloch, zwei Blumensträuße in Händen, lachte mit und vergaß in diesem Augenblick, daß er selber über den Schmerz einer kranken Freundin hinüber dem auf der Kugel schwebenden Glück nachjagte.

„Ja ja," sagte er, „ich erinnere mich seines handfesten Programms. Erst die Million, dann die Seele!"

„Stimmt!" lachte Brucks Baßstimme. „Nämlich dem Teufel die Seele, wenn der ihm dafür die Million gibt! Aber Schaller ist gar nicht so schlimm, wie er manchmal tut. Auf die Zehen läßt er sich allerdings nicht treten. Teils durch Spekulation, teils durch Arbeit und zuletzt durch Heirat zwingt er die Dämonen des Reichtums in seinen Dienst."

Als Steins vornehme Erscheinung neben dem kleineren Bruck die gewundenen Wege des Zaubergartens zu Schallers Burg hinanstieg, war oben schon alles voll lustiger Gäste. Deutsch, Französisch und Spanisch klangen in allen Tonlagen durcheinander.

Kaum in Sicht der Terrasse, wo sich die festlichen Menschen in der Beleuchtung des Sonnenuntergangs bewegten, wurden die Ankommenden vom Hausherrn selbst bemerkt.

„Holla, die erste Überraschung!" rief er. „Mädels hierher! Wen haben wir da? Den Troubadour!"

Und er packte in seiner nervös-energischen Art die beiden jungen Damen an den Armen und riß sie herum, dem Kommenden entgegen, der den Zylinderhut zog, schon von weitem lachend grüßte und dann seine Blumen überreichte.

Martha wurde glutrot, die Jüngste schlug in die Hände.

„Der Baron!" rief sie, denn er wurde gesprächsweise nur der Baron genannt. „Martha, aber was sagst du nur! Hab' ich's nicht gleich gesagt, den werden wir noch einmal sehen?! Danke für die schönen Blumen, aber warum haben Sie denn gar keine Silbe mehr von sich hören lassen? Wir waren Ihnen schrecklich böse! Martha war anfangs fast melancholisch. Ich auch!"

„So mach' ich heute abend alles wieder gut," lachte Ingo, „ich werde grade zu Ihnen beiden verschwenderisch liebenswürdig sein."

So begrüßte man sich, hell und vertraut. Ingo wurde mit der Gesellschaft bekannt gemacht: da waren Brucks freundliche Frau

und kränkelnde Tochter; Schallers Teilhaber, ein knochiger Geschäftsmann, mit seiner Gattin, einer unendlich mageren und unendlich graziösen Pariserin; ein Justizbeamter, ein Professor der Musik, Kaufleute, Herren und Damen aus der Gesellschaft, junge Deutsche, die in Barcelona geschäftlich tätig waren und sich an diesem Abend als Dolmetscher zwischen den zwei oder drei Sprachen nützlich machten. An wahren Schönheiten, das übersah der geübte Ingo mit raschem Blick, war nur noch eine echte Spanierin vorhanden, die den Namen Carmen trug und ihre Rasse prächtig vertrat.

Aber Martha, obschon verlegen und ungelenk, überstrahlte alle.

Stein war gewohnt, sich rasch auf eine Gesellschaft einzustimmen und den Ton zu treffen, der sich in das Menschenkonzert einfügte. Als man bei einem Rundgang durch die Räume am Flügel haltmachte, und der Musiker einige Sätze aus der Mondscheinsonate zum besten gab, ließ ihm Ingo durch den Dolmetscher Komplimente machen über seine romanische Umfärbung Beethovens, und es entspann sich, mit Hilfe des geschickten Dolmetschers, ein Gespräch über Musik. Mit Carmens Eltern sprach er über den Unterschied zwischen Katalonien und dem übrigen Spanien; man stellte fest, daß Provence und diese spanische Nordprovinz sprachverwandt seien, und daß beim Kongreß der félibres, unter Mistrals Führung, auch Kataloniens Dichtkunst vertreten war. Der vielgereiste Ingo freute sich an den melodischen spanischen Lauten. Und immer wieder, auch im Buschwerk des Kleingesprächs, wußte er durch irgendeine Lücke hindurch nach Martha zu spähen, die aber den Blick nicht erwiderte.

Er war ahnungslos.

Er machte sich innerlich Vorwürfe, weil sein Geschmack feststellte, daß sie hier, auf dem Parkettboden der Gesellschaft, nicht den günstigen Eindruck bestätigte, den er von ihr in Erinnerung trug. Die Bewegungen der Elsässerin waren — zumal neben der Pariserin — von schwerfälligem Rhythmus; sie glich einem zwar schlanken, aber etwas täppisch laufenden russischen Windspiel; ihr Gesicht war mehr treuherzig als geistvoll; auch unterhielt sie sich fast gar nicht, sondern ließ sich unterhalten. Er steuerte unauffällig durch die be-

lebten Gruppen und machte sich kundschaftend an Frau Frank-Dubois heran, die ihm zur Tischdame bestimmt war.

Die Herren boten den Damen den Arm; man zog zum Abendessen unter die Arkaden, die unterhalb der Terrasse mit vielen Säulen märchenhaft angelegt waren, mit Lampions und Blumen reizend verziert. Vier blinde Musiker aus Barcelona sorgten für Tafelmusik. Und nun ergossen sich, aus Silber, Porzellan und Kristall, die Genüsse der Tafel über die sehr laute und heitere Gesellschaft, wobei vor allem die Deutschen den südländischen Weinsorten, vom dunkelsten Purpur bis zum edelsten Gold, mit Bewunderung zusprachen.

„Die Älteste sitzt neben mir," hatte ihm Schaller mitgeteilt, „dafür hab' ich Sie zwischen Marthas Mutter und den Goldkäfer gesetzt, der für Sie schwärmt! Auf der andren Seite haben Sie den Geisterseher Bruck. Nehmen Sie sich also nach allen Windrichtungen in acht!"

Und er hatte dem Baron zugeraunt, daß er sich mit der elsässischen Bourgeoisdame französisch unterhalten möge; sie halte das für vornehmer, und das Hochdeutsche falle ihr etwas schwer. Der thüringische Freiherr stutzte einen Augenblick; aber er war von andren Dingen erfüllt und sah in dieser würdigen Dame vor allem Marthas Mutter.

„Madame," sprach er, als sie bei Tisch saßen, „gestatten Sie, daß ich Ihnen eine drollige Geschichte erzähle? Auch Sie, Mademoiselle, meine muntere kleine Nachbarin, passen Sie auf! Wissen Sie, Madame, daß ich Sie und Ihre Tochter schon lange kenne? Ich besuchte in Straßburg im vorigen Herbst einen mir befreundeten Schriftsteller; dieser Schriftsteller hat einen Roman aus der Revolutionszeit geschrieben. In diesem Roman kommt eine Leonie vor, die sich zuletzt mit einem etwas pedantischen Hauslehrer verlobt. Als wir nun dort miteinander an einem großen Platz — heißt er nicht Broglieplatz? — vor einer Buchhandlung standen, kam eine Dame in Pelz und schwarzem Kleid mit ihrer schlanken Tochter vorüber. ‚Sehen Sie sich die junge Dame an', bemerkte mein Freund: ‚so etwa sah Leonie aus.' Das war in Straßburg. Und wen find' ich einige Monate später an der Riviera? Jene nämliche

Leonie, die mir jetzt hier in Barcelona gegenübersitzt! Ist das nicht eine närrische Welt?"

„C'est charmant!" rief die Junge. „Ich muß es gleich über den Tisch hinüber Martha erzählen."

Durch diese natürliche Art, sich zu geben, stellte Ingo rasch einen vertraulichen Ton her.

Aber mit Madame Frank-Dubois entspann sich nach und nach ein immer kühleres politisches Gespräch. Sie vertrat, mit mehr Eigensinn als Begründung, den Standpunkt eines Teils der elsässischen Bourgeoisie, Anschauungen, die weder mit der Mehrheit des elsässischen Volkes noch mit den deutschen Empfindungen des Thüringers harmonisch zusammenklangen. Er ahnte hier Klüfte. Ihre Tochter, äußerte sie mit einem befremdlich anmutenden bürgerlichen Stolz, besuche nur französische Tennisplätze und Gesellschaften.

„Was hat sie denn davon?" fragte Stein trocken. „Sie schließen sich also vom deutschen Kulturgebiet ab?"

„Wir sind Elsässer."

„Genügt das? Mit diesem engen Grundsatz kommen ja die Elsässer in den Schmollwinkel."

„Für einen Fabrikanten kann es ja wohl gleichgültig sein, wo er sein Geld verdient."

„Ist der Mensch bloß zum Geldverdienen auf der Welt? Hat er nicht auch ein Vaterland?"

„Bei uns Elsässern, die wir Verwandte in Frankreich haben und morgen vielleicht wieder französisch werden — —"

„Aha, damit rechnen Sie also?! Glauben Sie denn wirklich, Deutschland werde das mit so viel Blut erkaufte Elsaß je wieder herausgeben? Gestatten Sie mir einmal in allem Ernst die Frage: Möchten Sie wieder französisch werden?"

Madame Frank-Dubois zögerte; sie hatte sich nie viel mit diesen Dingen beschäftigt; sie machte eben mit, wie es in ihren Kreisen guter Ton schien.

„Französisch werden?" wiederholte sie gedehnt. „Das nun grade nicht. Das würde doch wohl wirtschaftliche Störungen mit sich bringen. O nein, das eigentlich nicht! Nur — —"

„Nur eben auch nicht deutsch, nicht wahr?" rief Stein. „Also weder Fisch noch Fleisch! Elsässer — weiter nichts! O weh, wie würd' ich Ihr schönes Land bedauern, wenn es ein Zwitterding würde wie Luxemburg! Wissen Sie übrigens, daß auch ich elsässisches Blut in den Adern habe? Eine meiner Urahnen war aus dem oberelsässischen Adel und hat nach Thüringen geheiratet. Sehen Sie, damals sperrten sich die Elsässer nicht ab!"

„Das sag' ich ja auch," erwiderte Madame Frank-Dubois und atmete auf, denn es war ihr bei diesem Gespräch nicht behaglich gewesen, „drum geb' ich ja auch meine Tochter einem — —"

Hier klopfte Herr Schaller, der besorgt in diese Politik herübergelauscht hatte, hell und unternehmend ans Glas; und die erglühende Martha senkte den Kopf. Er erhob sich in seiner ragenden Größe und klemmte das Monokel ins Auge; sein kühnes und festes Herrengesicht glänzte wie die Rose in seinem Knopfloch; der studentische Schmiß glühte doppelt keck in der vielfarbigen Beleuchtung der Lampions. Die Saitenmusik schwieg; das Tischgespräch ging über in erwartungsvolle Stille.

„Meine Damen und Herren," sprach er auf deutsch, übersetzte aber sogleich jeden Satz mit eleganter Handbewegung ins Spanische, „die erste Überraschung des Abends bestand darin, daß ich Ihnen einen geistreichen Idealisten, den ich schätze und beneide, heute abend zugeführt habe." Er winkte mit leichter Verneigung dem Baron zu. „Ich für mein Teil pflege offen meinen Realismus zu bekennen, denn ich mache gar kein Hehl daraus, daß mir der Sperling in der Hand lieber ist als die Taube auf dem Dache. Noch lieber ist mir die Taube in der Hand als der Sperling auf dem Dache. Und ich bin in der glücklichen Lage, Ihnen sagen zu dürfen, daß ich ein Täubchen gefangen habe, eine schöne weiße Taube, die fortan meine Arche Noah über den Ozean des Lebens geleiten wird. Meine Herrschaften, gestatten Sie mir, Ihnen meine Braut vorzustellen, Fräulein Martha Frank-Dubois!"

Erstaunte Stille — dann ein brausendes Hoch in allen drei Sprachen von allen Seiten des langen Tisches und der wunderlich gemischten Gesellschaft! Es war ein Knalleffekt! Man hatte geahnt, man hatte getuschelt; aber nur wenige waren auf die deutliche

Tatsache gefaßt gewesen. Alles drängte sich nun zu dem Brautpaar heran, Gläser klangen, Glückwünsche flogen, Umarmungen fluteten über die Braut herab; und mehr als ein Tropfen des köstlichen Getränkes spritzte auf Tisch und Teppich.

Stein saß vom Donner gerührt.

Der Trinkspruch hatte ihn einfach niedergeschmettert.

Die Andeutungen der Jüngsten während des Abends hatte er nicht verstanden oder auf sich bezogen; daß etwas in der Luft lag, hatte er nur vorübergehend empfunden. Jetzt saß der Troubadour mehrere Sekunden mit buchstäblich offenem Munde und starrte sein entzaubertes Ideal an, das sich mit der rosig verschönten Anstandsmiene eines gut erzogenen Mädchens erhoben hatte und Umarmungen über sich ergehen ließ.

Dann aber kam ihm seine gesellschaftliche Schulung zu Hilfe. Er sprang auf, schlug in die Hände und rief immer wieder: „Großartig!", küßte der Mutter die Hand, riß die Kleine übermütig ans Herz und nahm sie mit hinüber zur persönlichen Beglückwünschung. Denn alle Tischordnung war auf eine Weile zerbrochen.

„Hätt' ich eine Ahnung gehabt!" rief er drüben. „Ich hätte mir's nicht nehmen lassen, mit Reim und Lautenklang das festliche Ereignis zu feiern."

„Es wäre zu nett, wenn Sie Ihre Laute mitgebracht hätten", versicherte die Braut mit schicklicher Höflichkeit.

Und so lachten sie und plauderten inhaltlose Sachen und bedauerten das Fehlen der Laute und schüttelten Hände und gingen nachher, als Schallers Geschäftsteilhaber ans Glas klopfte, um kurz und korrekt zu beglückwünschen, wieder an ihre Plätze. Die Woge der Festfreude legte sich einen Augenblick, schwoll aber immer wieder an; einige Mütter seufzten, daß ihnen der reiche Kandidat entgangen war, Steins Herz hämmerte, die Jugend war elektrisiert — und alle miteinander strahlten, schwatzten, lachten und zechten um die Wette.

Es wurde getanzt. Der Troubadour phantasierte später, als sich die Gesellschaft verteilte, so toll am Flügel, daß der spanische Professor vor Begeisterung aus dem Häuschen geriet. Schaller ließ sich die „Rosenlieder" singen, sein Leiblied; denn er wurde senti-

mental. Dann tanzte man wieder zur Musik der Blinden; die jungen Leute führten ein harmlos Scherzspiel auf; man trank sämtliche Spirituosen durch — bis lange nach Mitternacht der Halbmond über Meer und Montjuich stand. Stein machte allen halbwegs hübschen Damen ebenso unbedenklich wie liebenswürdig den Hof; verliebte Paare lustwandelten im Garten; er glaubte sich zu entsinnen, Hände, Wangen und Lippen geküßt zu haben, sogar die leider nach spanischer Unart gepuderte und geschminkte Carmen.

Gegen Morgen saß er schweren Hauptes in einem Automobil, hatte jedoch Besinnung genug, nach dem Überzieher zu tasten, ob die provenzalischen Briefe noch darin wären. Ja, da waren sie noch wohlbehalten an Ort und Stelle. Und so glitt er denn auf lautlosen Gummireifen mit seinen Briefen und mit seinem Rausch ins Hotel zurück, wo er lachend ankam und immer vor sich hinrief:

„O Troubadour! o Troubadour!"

Zweiter Teil

Ingos Einkehr

Siebentes Kapitel

Der Gralsberg Montserrat

Wer ist der Gral?
Das sagt sich nicht.
Doch bist du selbst zu ihm erkoren,
Bleibt dir die Kunde unverloren.
Richard Wagner

In stiller Größe walten über den wechselnden Schicksalen der Menschheit die Genien der Güte und die Meister der Innerlichkeit.

Nicht ist es ihre Sache, sich um den Haushalt des Alltags oder das Getriebe der Gattung zu kümmern; das besorgen andre Geister und Dämonen, ruhelos den Erdball umdrängend.

Aber die Meister warten. Die Meister warten auf einzelne erwachende Seelen. Und wenn ein Gralsucher sich losringt von den Trieben der Masse und fortan seinen persönlichen Weg sucht, so senden sie ihm ermunternd und beratend einen Lichtboten.

„Dort ist ein Suchender deiner Teilnahme wert, lieber Bote", sagen dann die Meister. „Geh hinab, werde sein Schutzgeist! Arbeite an seinem Herzen, durchdring' ihn mit dem Bewußtsein ewigen Wertes! Laß ihn stolz sein, doch ohne Hoffart! Sag' ihm, daß nicht Titanenwille den Götterstz erobert! Denn wir sind es, die den durch uns hindurchrinnenden göttlichen Strom weiterschenken; aber wir schenken nur dem, der zur Erkenntnis stiller Größe nach Kampf und Irrfahrt reif geworden. Geh hin, lieber Bote, tue dein Werk!"

Und die Lichtboten tauchen tatenfroh hinab in die Lebensfluten der Erde.

Wenn aber Boten des Lichtes vorüberziehen an den Gestaden der Düsternis und der Vernüchterung und der Weichlinge, die an des Lebens Würde verzweifeln, so strahlt in doppelter Schönheit der Gottesboten Gesicht.

Sie drehen der flammenden Schwerter flache Klinge dem Gestade zu, so daß ein Widerstrahl von dem kraftvollen Silber hinüberblitzt in das Land der Dumpfheit.

Da hebt dort einer oder der andere sein Haupt: „Wer zieht vorüber? Wer hofft noch? Wer wagt noch an Freiheit und Freude zu glauben in diesem Räderwerk der Fronen?"

„Ich, mein Bruder!" flammt es zurück. „Und sieh her, wie meine Muskeln straff und meine Blicke voll Mut sind und mein Atem den Busen schwellt! Sieh her, wie mir wonnig und wohl ist, weil ich wandeln darf als Bote der Gottheit!"

* * *

„Bis jetzt haben Sie Laute gespielt oder Klavier, Herr Spielmann", sagte der Konsul. „Aber Sie kennen noch nicht die Macht und Tiefe der Orgel. Wie die Orgel zur Laute, so verhält sich der Montserrat zur Wartburg. Was Sie mir soeben aus Ihren Blättern über Lourdes vorgelesen haben, läßt mich annehmen, daß Sie dort eine erste Weihe empfangen durften: das heißt, eine Ahnung von den höheren Gesetzen, die hinter dem Sichtbaren walten. Vielleicht gibt Ihnen dieser Berg eine zweite Weihe. Und das Leben selber hernach die dritte und beste."

Sie saßen bereits in der Bahn, als diese Worte gesprochen wurden. Das Reiseziel der Familie Bruck und des Spielmanns war nicht mehr fern.

Der Felsenberg Montserrat erhebt sich einsam und majestätisch aus den Hügeln der katalonischen Landschaft.

Nähert man sich an duftigem Sonnentage von Barcelona her dem Städtchen Monistrol im vielgewundenen Tal des Llobregat, so scheint sich plötzlich am Horizont ein Wolkengebirge zu türmen. Man späht genauer — und man entdeckt mit erhabenem Staunen: es sind keine Wolken, es sind Felsen!

In abenteuerlichen Steinformen zackt sich der gewaltige Berg wie eine Walhalla aus den Dünsten des Flachlandes empor. Sein Name ist Montserrat, das heißt Zackenberg, weil wie die Zähne einer Säge diese Kammlinie zerrissen und zerschnitten ist. Und um so wirksamer ist der langgestreckte und hohe Felsenbau, weil er sich

einsam mitten in wenig hohen, zerwaschenen Lagerungen der katalonischen Lehmhügel erhebt.

Die Phantasie gesellt sich hinzu und verbindet mit dieser Stätte eine der tiefsinnigsten Legenden.

An diese hohe Felsenburg heftet sich eine Sage, die aus keltischen Bezirken stammt. Der Montserrat ist der mittelalterliche Montsalvat oder Munsalvaesche der Gralsage.

Dem Gralsucher Ingo von Stein war der Gral, dieses geheimnisvolle Becher-Kleinod, das verjüngende Kraft gibt, lange schon anziehend und bedeutsam. Er fühlte längst den unbestimmten Drang, durch Klingsors Gärten und Blumenmädchen hindurch diesen schwer zu erreichenden Einsiedlerberg zu besuchen. Doch ohne Kenntnis des Spanischen ist die Fahrt zum Montserrat beschwerlich. Es ist oben, auf einer Felsenterrasse, eingenistet in eine Schlucht, nur ein großes Benediktinerkloster mit allerlei umfangreichen wirtschaftlichen Gebäuden und Logierhäusern. Ein Gasthaus nebst Kaufladen ist zwar auch vorhanden, aber kein eigentlicher Hotelbetrieb, nur einige Laienbrüder, die das Gepäck besorgen. Die Gäste, die familienweise kommen, erbitten sich je nach ihrer Kopfzahl in irgendeinem der Logierhäuser eine Wohnung und bereiten in der dazu gehörigen Küche ihr Essen selber. Durch ein schickliches Trinkgeld entschädigt man das Kloster für die Gastfreundschaft. So sind dem einzelnen Ausländer die Zugangsbedingungen erschwert; doch um so ungehemmter kann er sich dann der Einsamkeit des Berges überlassen.

„Ich glaube gelesen zu haben," äußerte Stein, als er mit der Familie Bruck auf der gewundenen Zahnradbahn im Schatten der Felsenwände hinauffuhr, „daß schon Wilhelm von Humboldt begeistert von diesem Berge gesagt hat, er habe nie einen ähnlichen Anblick genossen, denn an dieser Stätte vereinige sich alles, was einer Landschaft Größe und Schönheit zu geben vermag."

„Sie werden staunen", sagte der Konsul. „Ich war schon vor Jahren oben."

„Im übrigen muß ich Ihnen gestehen, daß ich Spanien nicht sehr liebe", fuhr der Troubadour fort. „Es ist Grausamkeit in diesem Volk der Stierkämpfe; sie haben Peru und Mexiko vernichtet,

waren mit Bluthunden hinter den Indianern her, haben Torquemada, Alba und die Inquisition erzeugt — ein fanatisches Land, kein Land der Liebe!"

„Immerhin, sie hatten auch den Vorkampf gegen die Mauren", fügte Bruck ausgleichend hinzu und strich nachdrücklich seinen Druidenbart. „Sie haben in ihrer Art, unter dem Eid zum Beispiel, den Gral des Christentums gegen die Araber behütet."

„Das ist wohl wahr", räumte Ingo ein. „Aber es saßen damals Germanen in Spanien: Goten. Und erst im mittelalterlichen Deutschland hat sich der Gralsgedanke vertieft. Es ist vielleicht eine europäische Mission der Germanen, solche Gedanken zu pflegen und wachzuhalten. Wolfram von Eschenbach hat sie nach Deutschland getragen, Richard Wagner hat die alte Burg neu erbaut im Herzen moderner Kultur und Kunst."

„Wer ist der Gral?" zitierte Brucks belesene Tochter aus Wagners Parsifal. „Das sagt sich nicht; doch bist du selbst zu ihm erkoren, bleibt dir die Kunde unverloren."

„Waren Sie in Bayreuth?"

„O ja! Wir sahen den Gral und das Nibelungengold."

„Wunderbare Gegenstücke! Der Edelstein des Heils — und das Gold des Unheils! Jener kommt aus der Höhe — dieses aus den Tiefen. Dort eine Taube — hier ein Drache. Wunderbar!"

„Ja, und dort Reinheit, hier Begierde. Man kann sagen, daß Parsifal ein geläuterter und erlöster Siegfried ist. Auch der Drachentöter hat einen Speer, tötet damit und wird getötet. Aber Parsifals Speer heilt."

Ingo und Bruck verstanden sich erstaunlich in der Deutung dieser tiefen Symbole; sie nahmen einander förmlich das Wort von den Lippen und setzten sofort ein, wo der andre aufhörte. Im hochgebildeten Freiherrn von Stein wurde die einfach-große Madonnen-Stimmung von Lourdes wieder lebendig; es arbeitete etwas in seinem ganzen Organismus. Sein Zustand war kein Denken, sondern mehr als dies, auch das Denken umfassend: sein Zustand war einsaugendes Erleben. Und Bruck selber, einem alten Barden an Gestalt nicht unähnlich, schien gefüllt zu sein mit solchen Gedanken, deren plastische Kraft durch sich selber und ohne Beweis überzeugte.

„Da nach der Sage so viele Ritter das Kleinod des Grals gesucht haben," sprach der Freiherr, „so muß es sehr schwer zu erringen, sehr kostbar und sehr geheim sein."

„Das Einfachste ist meist das Schwerste", warf Bruck ein.

„Ja, denn diese großzügige Einfachheit ist eine Summe von tiefsinnigen und verwickelten Dingen, aber ins Klare gebracht", fuhr Ingo fort. „In einem Tautropfen spiegelt sich eine ganze Umwelt. Und so ist wohl der Gral gesammelte Kraft."

„Ganz gewiß, und zugleich Heiligkeit, Lebensheiligung, denn er hängt mit dem Karfreitag zusammen."

„Sehr wahr, er ist eine Mischung aus keltischer Sage und christlicher Legende. Die Sage vom Wunschgefäß — vom Tischleindeckdich — vereinigte sich mit der Kunde von jener heiligen Schale, aus der das letzte Abendmahl gehalten worden und in die Joseph von Arimathia Christi Blut aufgefangen hat. Die Sage ist also ritterlich und religiös zugleich: Welt und Himmel, Abenteuer und Gebet, Phantasie und Ethik! Ja, bis ins alte Indien führt sie zurück: das Wunschgefäß, das so viel Segen gibt, soll die Sonne selber sein, aus den Drachenwolken herausgekämpft von Indras Speer."

„Da dieses leuchtende Kleinod aus den geistigen Welten kommt, hat man es sogar für einen Meteorstein gehalten", fügte Bruck hier lächelnd ein.

„Und Munsalvaesche mag man ja von sauvage ableiten und als Wildenberg deuten", meinte Ingo. „Doch sinniger deucht mir die Ableitung von salvus: Heilsberg."

„Ein materialistisches Geschlecht hat das Geheimnis des Grals verloren", schloß der Konsul und schaute ernst an den Tempelmauern dieses gigantischen Berges empor. „Denn sie haben heute weder Ehrfurcht noch Heiligtum und müßten in einer neuen Mysterienschule erst wieder nachdenksame Einsamkeit lernen."

Als sie hinaufkamen vor die großen, vielstöckigen und mehr massiven als schönen Häuserkasten aus rötlichem Stein, die sich unter überhangenden grauen Felsen neben Kloster und Kirche ausbreiten, verhandelte der Konsul mit den Angestellten und ließ sich eine Wohnung von zehn Zimmern öffnen, so daß jede Person

zwei Zimmer zur Verfügung hatte. Ein Vorraum und ein Eßzimmer in der Mitte blieb dem gemeinsamen Gebrauch vorbehalten; die Betten wurden überzogen; ein Glasschrank enthielt die nötigen Gläser und Geschirre.

Und nun war man behaglich allein in dem fast noch unbewohnten, großen, hallenden Hause, das nur im Hochsommer mit Flüchtlingen aus der Bruthitze der Ebene überfüllt zu werden pflegt. Frau Bruck hatte ihr Dienstmädchen mit; es knisterte bald in der Küche; und Ingo saß, als Gast dieser ernstgestimmten Familie, mitten in Spanien an einem deutschen Tisch.

Die Frauen, von häuslichem und unauffälligem Wesen, beide mit warmen braunen Augen, deren Blick wohl tat, zogen sich früh zurück. Die Tochter, eine junge Witwe, barg irgendeinen Lebenskummer, auf den man aber nicht zu sprechen kam. Die beiden Männer packten ihre Lodenmäntel aus und schritten dann miteinander in den kühlen Abend, eingehüllt wie Mönche, um in der Kirche dem berühmten Vespergesang zu lauschen.

Denn die Mönche des Montserrat sind bekannt durch ihre Musikschule. Sie unterrichten dreiunddreißig Knaben als Schüler; nur begabte Jugend wird dieser Ehre teilhaftig. So kann man dort im Zauberdunkel der Kirche, besonders abends, eindrucksvolle Kirchenmusik vernehmen; biegsamen und hellen Knabenstimmen antworten männliche Gegenchöre der Mönche; beide Gruppen bleiben unsichtbar; und die Begleitung der Orgel wird verstärkt durch ein kleines Orchester. So ist der ganze Raum, in dem nur wenige Beter anwesend sind, erfüllt von gregorianischer Kirchenmusik.

Auch hier bildet die Statue einer Jungfrau den Herzpunkt der Kirche: eine Madonna, angestrahlt von vielen Kerzen. Sie steht über dem Altar unter einem goldverzierten Bogenwerk, inmitten eines maurisch-byzantinischen Chors, der von Gold funkelt. Die Jungfrau ist blütenweiß gekleidet, das Kleid bauscht sich nach unten, viele Kerzen vereinigen ihre Leuchtkraft: aber ihr Gesicht ist schwarz. Das Maurische des Chors und die Schwärze der Jungfrau wirken fremdartig und orientalisch.

Dieses höchste Heiligtum Kataloniens entstand vor einem Jahrtausend im Grenzkampf zwischen arabischer und christlicher Kultur,

zwischen semitischen und christlichen Vorstellungen. War es das Erbe vielleicht schon eines phönizischen oder vorarischen Heiligtums? Der Berg ist ja ein riesenhafter Altar. Es saßen zur Zeit der Maurenkämpfe Goten in Spanien; Gundomar hieß der Bischof, unter dem vor tausend Jahren das Bild gefunden wurde. Die schwarze Holzfigur soll aus Palästina stammen und war in einer Höhle des Berges verborgen; noch heißt die Grotte cueva de la virgen; Hirten sahen dort jeden Sonnabend einen Glanz — man drang mühsam vor und fand diesen heiligen Gegenstand. Eine Grotte und eine Madonna auch hier — wie dort in Lourdes!

Von einem Gral weiß diese kirchliche Legende nichts. Man müßte denn dieses wohlbehütete, angeblich aus Palästina stammende Jungfrauenbild als einen heiligen Gral ansprechen; wobei die ehemaligen Einsiedler als Gralsritter zu betrachten wären.

Der Konsul erzählte dies alles.

„Es waren einst", fuhr er fort, „da oben auf dem weitgedehnten Felsenberg, noch höher als das Kloster, zwölf Einsiedeleien über den Montserrat zerstreut, mit einer dreizehnten — Santa Anna — in der Mitte, worin der älteste und würdigste dieser Eremiten wohnte, während immer der jüngste die fernste und steilste Klause — San Jeronimo — zugewiesen bekam. Nun ging damals über den ganzen Berg ein sogenanntes ewiges Geläute. Um zwei Uhr morgens gab die Klosterglocke das Zeichen: die Mönche erhoben sich und zogen zu Gebet und Gesang in die Kirche; nach bestimmter Zeit nahm die nächste Einsiedelei Glockenzeichen und fromme Übung auf; und in genauer Reihe und Zeitfolge setzte sich das fort, bis um Mitternacht San Jeronimo den Beschluß machte. An bestimmten Tagen und Stunden vereinigten sich alle Eremiten bei Santa Anna, im Mittelpunkte des Hochtales; von dort wanderten sie nach einem Felsenvorsprung, von wo das Kloster sichtbar war, und sangen das salve regina herunter. Viele Äbte und andre hohe Geistliche haben sich nach arbeits- und studienreichem Leben hierher zurückgezogen und sind Einsiedler geworden, oft von Königen und Fürsten in ihrer Stille besucht und um Rat gefragt. So ist die Luft dieses Berges magnetisiert von heiligen Gedanken. Und Loyola folgte einer richtigen Ahnung, als er sich nach seiner Bekehrung hierher begab und

in dieser geweihten Luft seine berühmten Exerzitien schrieb. Denn dieser Berg hat viel Magnetismus, ich spüre das."

Stein saugte mit erstaunten Sinnen diese absonderlichen Dinge ein. Der Montserrat, dessen sich jetzt die Nacht bemächtigte, wurde immer sprechender und merkwürdiger. Diese Felsengebilde da oben waren Statuen; hatte ein Urvolk seine Götter in Stein gehauen?

Die beiden Wandrer fühlten sich erhaben gestimmt von der ungewöhnlichen Kirchenmusik und ergingen sich auf dem äußersten Vorsprung, wo ein Denkmal an jenen spanisch-französischen Kampf aus der napoleonischen Kriegszeit erinnert, dem die Einsiedeleien zum Opfer gefallen, nachdem ein französischer General von San Dismas herab das damalige Kloster in Grund und Boden geschossen hatte.

Unter dem Schein des wachsenden Mondes erhöhte sich noch das Phantastische der Felsformationen. Und phantastisch antwortete dem Berge das verschnörkelte Land mit dem Flußlauf des vielgekrümmten Llobregat. Überall ausgeschwemmte Tonerde, mit kahlgewaschenen Felsenzügen dazwischen, voll von Runzeln und Schrunden, einer Mondlandschaft nicht unähnlich.

„Abenteuerlich!" rief Stein. „Man ist in einer Märchenstimmung, ganz dem Gewöhnlichen entrückt!"

„Und eine abenteuerliche Situation!" fügte er für sich selber hinzu, als er sich nachher in der eisernen Bettstelle dehnte. Er schaute sich noch einen Augenblick in dem schmucklosen weißgetünchten Zimmer um und löschte dann die Kerze.

Grimmig zog er die Wolldecke um die Ohren und lachte grimmig über den Schabernack, den ihm das Schicksal da unten in Barcelona gespielt hatte. Bitterkeit lag nicht in seiner Natur; aber Wehmut wuchs im Laufe der lautlos ruhigen Nacht. Kein Geräusch der Ebene drang an sein Ohr; nur in ferner Schlucht vernahm er den Gesang einer Nachtigall. Die Steingiganten über ihm hielten ritterliche Wacht; der unvollkommen leuchtende Mond warf die langen Schatten dieser Ritter den mitternächtigen Berg entlang. Welche Wirkungen des Mondes!

So lag er lange wach und horchte in die große Nacht und glaubte der Erde und seinem bisherigen Leben entrückt zu sein — auf einen Felsen geschwemmt, wie ein Schiffbrüchiger der Titanic.

Nach und nach gestaltete sich diese erste Nacht auf dem Montserrat, hoch über den Eisenbahnpfiffen der unruhigen Erde, zu einer stillen Rückschau.

Er zog die Summe seines bisherigen Lebens.

Vor fünf Jahren hatte sich Ingo von Stein in den Gärten am Horn zu Weimar eine Wohnung eingerichtet, hatte Bibliothek, Klavier, Gemälde, Büsten, Fernrohr und andre Dinge geschmackvoll untergebracht und gedachte nun seinem Ideal einer persönlichen Universalbildung schaffend nachzuleben. Doch die Meister seines Schicksals waren damit noch nicht einverstanden. Sie stellten Friederike von Trotzendorff zwischen ihn und seine Braut. Und als Friedels geniale Natur alle Register ihrer Phantasie- und Gefühlsromantik zog, trat die herbe, gefühlskeusche, etwas menschenscheue Elisabeth still zurück; der Briefwechsel mit ihr entschlief; sie wurde Krankenschwester beim Roten Kreuz und begab sich später zu ihrer Schwester nach Pommern. Aber das Kleeblatt bereiste Italien und England, ging allsommerlich nach Bayreuth und Tirol oder an die See; und der Statistiker und Soldat Richard war glücklich, daß die gern fliegende Gattin einen Flugkameraden gefunden hatte. Ingo selber tat tiefe Einblicke in den Reichtum, die Zartheiten, die Wunderlichkeiten einer Frauenseele und wurde durch diesen Bund im Innersten gefördert, ja — wie sie oft scherzend sagte — mit Genialität angesteckt. Bis dann diese Kameradschaft, durch zwei harmlose Mädchen, in der Provence und am Fuße der Pyrenäen, in der bisherigen Form zerschellte. Und — seltsame Fügung! — gleichzeitig trat Elisabeth wieder in Sicht! Und zwar dort in Lourdes, inmitten der ernsten Krankenstimmung, die so viel stille Kraft entfaltet, dort bei Bernadette und ihrer wundersamen Madonna! Die heitre Schar der Troubadours — und dann die ernste Schar der Kranken von Lourdes: — welch ein Gegensatz!

„Seltsam das alles!" dachte der Gralsucher. „Elisabeth, die Krankenpflegerin, hat sich immer dem Lebensernst gestellt und war auf soziale Fürsorge gestimmt — doch Friedel und ich? Wir sind immer davongeflogen in heitre Gefilde. Kann es da keinen Ausgleich geben? Damals wär' ich Spießbürger geworden, hätt' ich mich mit Elisabeth in jenes gemächliche Heim eingelullt — aber

jetzt? Sind heimliche Führer über meinem Leben? Haben sie Friedel benutzt, wie sie sich jetzt der Mozart-Mädchen bedienten? Ach, ihr seid mächtiger als ich! Ihr führt mich im Zickzack durch die Welt, foppt mich mit hübschen Gesichtern — und werft mich zuletzt auf diesen einsamen spanischen Berg, nachdem ihr mir Elisabeth und Friedel und diese kleine Martha genommen habt! Ist das der Gral? Ist dies nun das unbekannte Land, das ich suche?"

Immer wieder blitzte in seine beginnende Schwermut der Gedanke hinein, es sei dennoch planmäßige Führung höherer Mächte, die hinter dem Sichtbaren stehen.

„Ist der Gral vielleicht gar keine fertige Sache — so wenig wie jener Tempel? Kristallisiert er sich vielleicht in uns nach und nach? Und leuchtet dann als ein Licht inmitten des Lebenstempels, den wir selber nach und nach aufbauen?!"

Er rollte sich qualvoll in seiner Wolldecke hin und her; Sinnenhunger, Lebenshunger, Gestaltungsdrang glühten in dem gesunden jungen Manne, der hier vereinsamt, von weiblicher Liebe verlassen, auf dem weltfernen Montserrat lag. Denn nicht mit Bausteinen der Romantik allein baut man die Gralsburg, sondern nur aus der Fülle wirklichen Erlebens...

In der gleichen Nacht schaute der wachsende Halbmond in das Fenster eines Sanatoriums in München, wo eine schöne Frau bei elektrischem Licht schlaflos lag und unter Schmerzen der Seele und des Körpers umsonst zu lesen versuchte.

In der gleichen Nacht kauerte ein halbwüchsiges Mädchen zu Barcelona im Nachtgewand auf dem Bettrand der älteren Cousine und unterhielt sich mit ihr darüber, daß der Baron eigentlich noch netter wäre als Onkel Schaller, und daß ihn Martha gewiß genommen hätte, wenn er ein wenig früher gekommen wäre. Und unten saß Madame Frank-Dubois mit Marthas Bräutigam zusammen und rechnete ihm vor, daß sie ihrer einzigen Tochter vorläufig rund hunderttausend Mark mitgeben könne.

In der gleichen Nacht stand in Thüringen die hohe Gestalt des Fräulein Elisabeth von Stein-Birkheim am Bett ihres schwerkranken Vetters und gab der neuen Krankenschwester Anweisung, wie der Kranke zu pflegen und zu beköstigen sei, da sie selbst am andren

Morgen mit der leidenden Mutter an den Genfer See reisen mußte. Dann fuhr sie spät in der Nacht im Wagen durch den Mondschein nach Hause und empfand es in stillem Hinträumen als ein großes Glück, Leidenden helfen zu dürfen. „Es ist auch eine Form von Liebe", fügte sie leise hinzu, nistete sich in ihren Pelz ein und schloß seufzend die Augen.

* * *

„Wir zwei werden heut' allein den Gralsberg besteigen", sprach Konsul Bruck am andren Morgen. „Meine Damen lassen sich entschuldigen, sie sind müde und möchten einstweilen ausruhen."

Also nahmen die beiden Herren Lebensmittel in den Rucksack, Lodenmäntel auf den Arm, Stock in die Rechte und stiegen durch Morgennebel eine schmale Schlucht empor zu den Ruinen der Einsiedeleien.

Diese Schluchten sind üppig durchwachsen mit Efeu, Rosengebüschen, Buchsbaum und Steineichen nebst andren Bäumen und Büschen dieses pflanzenreichen Landes. Die Stufen sind neu zurechtgehauen, enge Stellen zwischen den Felsen sind erweitert. So kommt man, wenn man die letzte schmale Felsenpforte überschritten hat, plötzlich in ein wildschönes Hochtal hinan, in dessen Mitte die spärlichen Trümmer der Einsiedelei Santa Anna liegen, und das aufs neue von gigantischen Felsen umstanden ist — ein doppelt großartiger Anblick, wenn die mächtigen Steingebilde durch ziehende Nebelwolken hindurch sichtbar sind.

Diese Felsen sind rundbäuchig und kegelförmig, oft in dichten Gruppen aneinandergebacken; sie sehen manchmal aus wie Donjons und Bastionen; dann sitzt es wieder wie ein verzauberter Kopf auf der unteren Säule; und oft scheint ein riesiges Profil herüberzudrohen aus diesen grauen, kieseldurchsetzten Monolithen, aus diesen versteinten Termitenhaufen. In einzelnen Ballen wirbelt der Nebelrauch vorüber, als stände jenseits des Montserrat eine Welt in Brand. Grün und grau im Wechsel sind die Farben dieses Hochlandes, das vor Winden geschützt und nur nach Osten offen ist, wo jetzt die Sonne durch die Nebel zu brechen sucht.

Von einem Vorsprung zur Rechten aus entdeckt man noch einmal unten die Klostergebäude; hier war es, wo die dreizehn Einsiedler

das salve regina zum Heiligtum hinuntersangen. Und hier, auf diesen spärlichen Mauerresten, standen Eremitage und Kapellen von Santa Anna. Weiter oben sind die Trümmer von San Benito; und ganz oben und hinten, ein wahrhaftiges Schwalbennest an scheinbar unzugänglichem Felsen, hängt das Trümmergemäuer der Einsiedelei San Salvador.

Deutlich vernahmen sie den Schall der Klosterglocken; denn dieses Hochtal mit seinen Felsen ist ein Schallfänger. Amseln schmetterten in der Ferne; kleinere Singvögel belebten mit leiseren Stimmen die liebliche Nähe.

Einsiedlerstimmung! Karfreitagszauber!

Eine Hummel hing am Thymian und summte dann mit tiefem Ton von Blume zu Blume, so daß es klang wie unterirdischer Glockenhall, der dem Glockenton des Klosters Antwort gab. Alle Geräusche, auch die Stimmen, erhalten zwischen jenen Felsen volleren Hall und stärkere Bedeutung. Die Einsiedler durften sich kein Haustier halten; sie aßen kein Fleisch; aber ihre Gefährten waren die wilden Vögel, die sich unscheu in der Hütte niederließen und mit dem frommen Manne Freundschaft schlossen. Gebet, Geläut und Vogelschlag klangen zusammen bei dieser laudatio perennis, diesem ewigen Lobgesang, der über den Berg ging.

Auf den Trümmern von San Benitos Einsiedelei sitzend, wo eine Steineiche aus den Überbleibseln der Mauer dringt, vernahmen die Wanderer vom tiefen und unsichtbaren Kloster her Kirchengesänge. Zugleich wurde das östliche Land ein wenig nebelfrei und gestattete einen Fernblick auf die spanische Ebene. Drüben aber, am scheinbar pfadlosen Felsensaum, schritt ein Mann mit einem belasteten Maultier langsam zu Tal. Im übrigen war das ganze Gelände von einer erhabenen Einsamkeit.

„Wir wollen höher hinan," schlug Ingo vor, „wir wollen uns einen Weg nach San Salvador bahnen."

Der Fußpfad nach dieser hohen Ruine ist kaum zu sehen und durch Gestrüpp versperrt. Doch oben ist ein gefälliges Höhlengemach in den Felsen eingehauen, ein prachtvoller Sitz, der die Mühe des Aufstiegs lohnt. Die wohnliche Grotte ist durch eine Röhre mit einer höher gelegenen Zisterne verbunden, so daß der Siedler wie

aus einem Brunnenrohr Wasser auslassen konnte. Diese Eremiten ließen es sich angelegen sein, zunächst eine Zisterne anzulegen auf diesem nicht wasserreichen Bergland, indem sie durch eingegrabene Rillen Wasser sammelten. Sie ummauerten den Behälter und schützten das wertvolle Naß gegen die Sonnenglut. Auch Spuren eines Gärtchens sind bei San Salvador. Die Wanderer entdeckten blaue Lilien und Goldlack und beschlossen, diese Gaben der hohen Wildnis später den Damen hinunterzubringen. Und welch ein uralt Gemäuer! Schon im Jahre 1272 starb hier oben ein Anachoret, der fünfundvierzig Jahre diese hohe Siedelei bewohnt hatte. Der Blick von hier nach Süden und Osten, über die wechselnd beleuchtete Ebene, fängt gewaltige Schönheit ein. Gegen den Nordwind schützen Felswände. Und durch das Gestrüpp tastete sich Ingo zu einem Pfad, der nach einem neuen Hochtal Ausblick gewährte: nach San Antonio und jenem natürlichen Felsenturm, der Caball Bernat heißt. Ein Falkenpaar umkreiste die Fremdlinge; ein Kuckuck rief aus dem neuen Frühlingstal herüber; Felsen-Rundtürme erhoben sich in unmittelbarer Nähe, Giganten der Urzeit, verzauberte Grals-ritter, die in dieser feierlichen Einsamkeit ein Geheimnis hüten.

„Ist dies der ältesten Götter
Unheimlich erhabenes Haus?"

Stein sprach es vor sich hin, am Eingang der Höhle auf seinem Mantel liegend, während Bruck Vorräte auspackte.

Der Troubadour hatte die Laute zu Hause gelassen. Sie paßte mit ihrem idyllischen Geklimper nicht mehr in solche großzügige Umgebung. Doch schrieb er sich einen poetischen Gedanken auf, unter dessen Eindruck er stand.

„Ist dies der ältesten Götter
Unheimlich erhabenes Haus?
Großartige Steingestalten
Schauen herab und hinaus.

Titanen der ältesten Rasse
Belebten titanisch den Stein:
Sie prägten die eigene Größe
Dem großen Gebirge ein.

Sie gaben den Felsen Gesichter:
Da ragten gespenstisch rings
Die gralbehütenden Ritter,
Die Memmonsäule, die Sphinx ..."

„Sie haben mich neulich", begann Bruck nach einer Weile, scheinbar ohne Anknüpfung an Gral und Sphinx, „auf dem Festabend in Barcelona verwundert ins Auge gefaßt, als Schaller die Worte hinwarf, Sie möchten sich vor mir hüten, denn ich sei ein Geisterseher. Es war Scherz von Schaller; aber in Wahrheit verachtet er meine Weltanschauung gründlich, was mich übrigens weder wundert noch ärgert."

„Ich erinnere mich", erwiderte Stein. „Wir sprachen ja wohl an jenem Abend auch von Elfen und Nixen?"

„Ganz recht! Sie sagten einmal: Wenn's Elfen gäbe, worauf ich erwiderte: Warum soll's denn die nicht geben?"

„Ja, ich erinnere mich dessen deutlich."

„Nun gut," fuhr der Konsul fort und strich mit der ihm eigenen unerschütterlichen Gelassenheit seinen grauen Vollbart, „ich habe meine Verteidigung oder Erklärung aufgeschoben bis zu dieser ruhigen Stunde. Und da Sie mich gestern abend wiederum verwundert anschauten, als ich vom Magnetismus dieses Berges sprach, bin ich Ihnen nähere Mitteilungen schuldig. Sie sind zwar ein philosophisch und literarisch gebildeter Mensch; aber mir wäre das wohl zu farblos. Ich brauche Tatsachen. Und so war ich zunächst Materialist, bis mich vor etwa zehn Jahren allerlei Erlebnisse zu spirituellen Einsichten zwangen. Heute such' ich keine Beweise mehr für die Unsterblichkeit der Seele, denn sie sind mir in überreicher Fülle gebracht worden."

„Experimentelle Beweise?" fragte Stein bedenklich.

„Es ist schwer darüber zu sprechen", erwiderte der merkwürdige Mann. „Um aus höheren Sphären Mitteilungen zu erhalten, muß man sich vor allen Dingen selber zu höherer Wesensart reinigen und erziehen. Anders ist eine Verbindung mit oberen Mächten gar nicht möglich."

Der Konsul begann vorsichtig und taktvoll zu erzählen; Stein hörte mit vorurteilsloser Aufmerksamkeit dem älteren Gefährten zu.

„Tatsachen, wie ich sie Ihnen mitteilen kann, sind durch die ihnen innewohnende natürliche Würde und Schönheit erhaben über die sogenannte Debatte, wie ihr ja wohl in Deutschland das Zanken einer größeren Menge nennt, mit nachheriger Abstimmung und Entscheidung durch die Mehrzahl von Köpfen, nämlich von Dummköpfen. Aber mit der sogenannten öffentlichen Meinung oder mit dem sogenannten allgemeinen, freien, gleichen und geheimen Wahlrecht, das in Wirklichkeit eine grobe Vergewaltigung der Gebildeten durch den Pöbel ist, hat die höhere Wahrheit nichts zu schaffen. Leben Sie einmal in Brasilien am Rande des Urwaldes oder in Indien inmitten der Pest oder im Kaukasus unter einer meuchelmörderischen Bevölkerung — und Sie wachsen nach und nach über europäische Mittelmäßigkeit ein wenig hinaus."

Der Konsul machte eine Pause und fuhr dann fort:

„Es gibt Menschen von einem feinen Magnetismus, die — wie man es von den Dichtern sagt, welche ja wohl auch einst Seher gewesen sind — mehr hören und sehen und fühlen als die gröber eingekörperten Mitmenschen. Diese gefährliche Begabung will natürlich Hand in Hand mit wachsender sittlicher und geistiger Reife ausgebildet sein, sonst treiben solche sensitiven Menschen ins Chaos und wissen sich unter ihren Stimmen und Gestalten nicht mehr zurechtzufinden. Hellsehen und Hellhören, automatisches Schreiben, wobei der Arm durch eine magnetische Gewalt gelenkt wird, Schreiben mit einem sinnreichen kleinen Skriptoskop, welches die Buchstaben bezeichnet, wobei gleichfalls magnetische Beeinflussung die Schreibenden lenkt — von solchen Verbindungen mit der unsichtbaren Welt werden Sie vielleicht schon gehört haben."

Stein konnte nun denn doch ein unbehagliches Gefühl nicht zurückdrängen; er murmelte nur einiges und verhielt sich abwartend.

„Ich weiß wohl," fuhr Bruck in Ruhe fort, „die Dilettanten und Querköpfe sorgen dafür, daß dies alles verzerrt und verunreinigt an die Öffentlichkeit kommt. Und die Öffentlichkeit verzerrt das bereits Verzerrte vollends. Die wenigsten besitzen genügend eiserne Zucht und Ruhe, um durch die Verwilderungen hindurchzudringen. Und diese wenigen haben der Masse gegenüber schweigen gelernt."

Der Konsul fügte abermals eine Pause ein, entnahm dann seinem Rucksack ein Schreibbuch und legte es neben sich. Dann fuhr er fort:

„Auch ich und meine Zugehörigen, einschließlich eines Vetters, entdeckten in uns diese seltsame Veranlagung. Aber wir waren als willensfeste Naturen und klare Köpfe nicht gewillt, uns diese Dinge über unsere Kraft wachsen zu lassen; wir schulten uns, wir sichteten, wir waren im Umgang wählerisch auch in der Geisterwelt. Hierbei wurden wir unterstützt durch Meister und Schutzgeister. Dieser Weg ist keine Tändelei; der Neugierige kommt nicht auf seine Rechnung, sondern wird gefoppt; für uns war es ein langsames Fortschreiten durch Prüfungen zu Missionen, wobei wir wuchsen an Geduld, Selbstlosigkeit und Erkenntnis. So bekamen wir durch unsre geübten Organe hindurch Mitteilungen aus der uns alle durchdringenden und umflutenden unsichtbaren Welt."

Ingo konnte als klassischer Humanist aus der Fülle seiner Bildung heraus ein Lächeln nicht unterdrücken. Der Konsul sah es und sagte:

„Lächeln Sie ruhig, mein lieber Herr Baron, ich erwarte das gar nicht anders. Nehmen Sie ruhig an, meine Mitteilungen wären meinem sogenannten Unterbewußtsein entschlüpft. In diesem Kasten hat ja alles Platz, auch Götter und Geister."

Und er sprach bedachtsam weiter:

„Ich habe mir manches in dieses Buch geschrieben und will Ihnen gleich zu Anfang etwas von Elementargeistern vorlesen. Versuchen Sie einmal, von allem, was Sie als phantastisch hierbei stört, abzusehen, und lassen Sie die Mitteilungen durch sich selber wirken!"

Sein braunes Buch mit den harten Deckeln war von Anfang bis zu Ende vollgeschrieben; Brucks Handschrift war klar, groß und fest.

„Da kam einmal zu uns ein kleiner Blumengeist."

Er blätterte. Stein, dessen Lächeln wich und dessen Phantasie sich zu entzünden begann, stellte eine Frage.

„Nehmen Sie meine Zurückhaltung nicht übel, Herr Konsul: Gibt es denn wirklich solche Naturgeister? Sind es nicht Einbildungen der Dichter?"

„Keineswegs! Diese Elfen, Sylphen, Gnomen und andre Elementarwesen sind so lebendig und wirklich wie Sie und ich. Nur

sind sie aus so feiner Substanz, daß sie von gewöhnlichen Augen nicht gesehen werden, so wenig wie die ultravioletten Strahlen. Auch haben Sie keine Seele wie wir, kennen weder Leid noch Liebe, weder Tugend noch Sünde. Ich könnte Ihnen in diesem Augenblick sagen, daß dort drüben an der Felswand eine ganze Reihe von Gnomen sitzt, aneinandergereiht wie Affchen auf der Stange, äußerst putzig und drollig uns Menschen betrachtend — aber das würde ja nicht viel nützen, denn Sie sehen es ja doch nicht."

Mit verduztem Lächeln schaute Stein sich nach allen Seiten um.

„Aber ich bitte Sie, Herr Konsul, wo sitzt denn das Völkchen? Wollen Sie mich nicht den Herrschaften vorstellen? Können sich denn aber solche Naturwesen mit uns Kulturmenschen verständigen?"

„In seltenen Fällen und mit bestimmten Menschen. Manchmal löst sich ein einzelnes Wesen aus seiner Gattung, mächtig angezogen von irgendeinem menschlichen Kreise, und sucht bei uns etwas wie eine Seele."

„Undine! Aber wie kommen sie grade zu Ihnen?"

„Unsre Ruhe zieht sie magnetisch an."

„Und was wollen sie von Ihnen?"

„Liebe und Lehre."

Das klang alles ruhig und selbstverständlich.

Ingo hatte die sonderbare Empfindung, als wäre sein bärtiger Nachbar, der neben ihm auf dem Lodenmantel lagerte, auf diesem immer klarer aus den Nebeln sich enthüllenden Gralsberge ein zeitloser Druidengeist, dem sich nichtige moderne Einwände gar nicht nahen können.

„Einst kam also", sprach der Konsul, in sein Schreibbuch schauend, „ein allerliebster Blumengeist, der an der Grenze der Menschwerdung stand — denn es kommt bisweilen vor, daß ein Naturgeist als Mensch geboren wird —, wovor sich aber dieses lichte und leichte Wesen fürchtete. Doch drängte es den Geist dennoch zu dem schweren Pfade, denn er konnte ja dadurch höher steigen. ‚Oh, der Duft!' begann das Geistchen — wir hatten duftende Rosen auf dem Tische stehen — ‚wie gemahnt er mich an das, was ich Heimat nannte! Ich bin noch kein Mensch gewesen, das lange Leid hab' ich noch vor mir; ein ätherzartes Wesen war ich und soll nun eine

üble Masse werden. Mein Dasein floß dahin zwischen Schönheit und Seligkeit, gewiegt vom säuselnden West. Des Himmels Diamanten flocht ich in mein wehendes Haar, süße Zwiesprache hielt ich mit raunenden Bäumen. Duftblaue Weiten umfaßte meines Auges Blick, mein Leben floß dahin wie des Baches Welle, der über Blumen geht.' — ‚Hast du keine Schwestern?' fragte ich. — ‚Ich hatte Schwestern, selig und glücklich gleich mir; wir tranken den Tau, wir atmeten den Duft, wir badeten im Mondschein, und wir jubelten der Sonne zu. Wir erzählten uns tausend süße Dinge, wir tanzten im Winde, und waren wir müde, so betteten wir uns in Blumen. Aber meine Schwestern sind noch nicht so weit wie ich. Wohl sehe ich sie noch, erkenne sie wohl, aber sie denken nicht mehr mein. Euch hab' ich liebgewonnen, euch beide Menschen im Silberhaar. Nicht oft mehr werde ich auf Flügeln der Winde euch nahen, nicht oft mehr im Sternenschein den Duft meiner Heimatrosenfelder trinken, nicht oft mehr in Sehnsucht meiner Schwestern Stirnen ungesehen umschmeicheln — bald trag' ich Not und Lasten, bald geh' ich in Jammer und Weh, bald werde ich ein Mensch wie ihr!'"

Stein schlug erstaunt und entzückt in die Hände.

„Das ist ja Poesie! Herr Konsul, Sie sind ja ein verkappter Poet!"

„Im Unterbewußtsein?" lächelte der Konsul. „Was mein Oberbewußtsein anbetrifft, so hab' ich nie einen Vers geschrieben."

„Irgendwo in Ihrem Kreise muß doch das stecken!"

„Das kommt auch, wenn ich einmal nicht dabei bin. Sie meinen also hartnäckig, wir erfinden diese Geistchen? Die Gnomen da drüben an der Felswand lachen und drehen Ihnen lange Nasen. Nun also, lassen Sie sich in Ihrem Wahn nicht stören! Ich will Ihnen nur noch sagen, wie dieses Geistchen ausgesehen hat: die Gestalt war durchsichtig, das Gesicht ein feines Oval von mattem Weiß, die Haare silberhell wie Mondschein, und zwar selbstleuchtend, die Augen von einem tiefen, fast grünlichen Blau. Oh, sie sind herrlich, diese Gäste aus dem Lande der Schönheit!"

So erzählte der Konsul.

Er sprach von seinen Geisterfreunden wie von lebendigen Menschen.

Dann fuhr er fort und beschrieb andre Naturgeister, die sich zu ihm herangedrängt hatten und um Förderung baten.

„Ach, ich kann Ihnen sagen, mein lieber Herr Baron," sprach der Konsul, und der ernste, kühle Westfale wurde nach und nach sichtlich weich und warm, „durch das ganze Reich der Geister und der unerlösten Natur geht die Sehnsucht nach Erlösung durch Liebe. Sehen Sie, da kam einmal der Geist eines armen Berliner Kindes zu uns, das nach Hunger und Mißhandlungen früh gestorben war. Es erzählte uns seine Geschichte, wie es auf den Stufen einer Kirche vor Sehnsucht hinübergeschlummert sei, nachdem es in einer Weihnachtspredigt zum erstenmal von Liebe hatte sprechen hören. ‚Da kam', sagte der kleine Geist, ‚ein gütiges Wesen zu mir, und ich fühlte etwas ganz Sonderbares von ihm ausgehen, was ich auf Erden nie gekannt hatte. Auf meine Frage nach diesem so unsagbar beseligenden Etwas ward mir die Antwort, es sei die Liebe; das war so schön, daß ich dafür keine Worte finden kann.'"

„Wunderbar!" rief Stein, der in immer wärmere Schwingung geriet. „In den Preis der Liebe, die Sonn' und Sterne bewegt, klingen Goethes Faust und Dantes Commedia aus. Und Novalis ruft in seiner berühmten Abendmahlshymne: Wenige wissen das Geheimnis der Liebe."

„Ich bin kein studierter Mann", erwiderte Bruck. „Aber ich weiß es aus meiner besondren Welt, daß helfende und schaffende Liebe die Sonne des Kosmos und die Sonne des Menschenherzens ist. Mein Schutzgeist schärft mir das immer wieder ein."

„Ich fange an, Ihre Geisterfreunde lieb zu gewinnen."

„Meine Geisterfreunde sind auch die Ihrigen", versetzte der Konsul mit der ihm eigenen ernsthaften Ruhe. „Und es ist kein Zufall, daß wir zwei hier beieinander auf dem einsamen Gipfel eines spanischen Berges sitzen. Die heitren Mozart-Elfen, die in Ihnen wirkten, um Sie nach Barcelona zu locken, haben ihr Werk rühmlich zustande gebracht und sitzen jetzt dort in den Blumen und freuen sich über unser Gespräch."

Der Alte lachte behaglich. Stein fuhr herum, von Schauer durchrieselt. Er starrte in diese große, fremde Welt, ohne etwas andres zu sehen als einige schaukelnde Lilien. Fast erschrocken schaute er

dann einen Augenblick dem rätselhaften Mann ins Gesicht. Sollte etwas von des Troubadours verliebter Schwärmerei für Martha ruchbar geworden sein?

Doch der Konsul plauderte gelassen weiter.

„Ich kann Ihnen nun auch ruhig anvertrauen, daß wir in unsrem kleinen Kreise jährlich bestimmte Missionen auszuüben haben, die uns um die hohe Zeit des Weihnachtsfestes von unsren leitenden Geisterfreunden erteilt werden. Und zwar Missionen an bestimmten Gruppen von Geistern, die grade durch unsre Wesensart gefördert werden können. Sie werden erstaunen, wenn Sie hören, daß etwa eine Gruppe von Lügengeistern zur Wahrhaftigkeit angeregt werden oder eine Gruppe verrohender Wesen einen geistigen Impuls erhalten soll. Es ist oft schwer, mit solchem anfänglichen Unflat zu verkehren, wir könnten es ablehnen; aber es wäre nicht unser Segen. So führen wir diese Sitzungen zäh und regelmäßig jeden Sonntag und Mittwoch durch, bis diese Wesen geläutert genug sind, reine Geister überhaupt wahrzunehmen. Denn in ihrem traurigen Zustand sind sie blind."

„Merkwürdig! Merkwürdig!" murmelte Stein. „Sie lesen also sozusagen den Toten vor? Wie jener schwäbische Prälat mitternachts in der Kirche Gottesdienst hielt für die Geister?"

„So ungefähr. Nur daß der Ausdruck ‚Tote' nicht paßt, denn die Bewohner der spirituellen Welt sind lebendig. Anfangs äußern sich manche höchst naiv. ‚Geisterfreund,' sagte mir da einmal einer, ‚ich war sehr schlimm, bin es heute noch. Doch sagtest du neulich, auch wir könnten besser werden. Solange ich noch in jener erstarrten Wüste lebte, kannte ich nichts anderes und hatte keine Sehnsucht nach Besserem. Nun aber sehe ich den Unterschied zwischen mir und euch. Dazu kam ein Hoffnungsfunke, der durch deine Rede in meine Seele fiel. Nun frage ich dich: Ist es wahr, kann aus mir noch etwas werden? Und sage mir noch eins: Was hast du für einen Grund, den Geistern, die dir doch nichts geben können, zu helfen? Hilfst du Menschen auch? Hast du Vorteile, wenn du Menschen hilfst? Hilfst du deiner Frau und sie dir? Liebst du alle Menschen, und wirst du auch mich die Liebe lehren? Sie scheint mir das Höchste, doch fühle ich nichts von ihr.'"

„Die Liebe!“ warf Stein dazwischen. „Immer wieder suchen diese Wesen Liebe! Sie ist offenbar der Magnet, zu dem sich alle hingezogen fühlen!“

„Sie ist der heilige Gral“, sagte Bruck mit tiefem Ernst ...

Jetzt hatte sich der Gralsberg aus den Nebeln herausgelöst und lag nun mit seinen Felsentempeln ruhevoll in der buntschimmernden Ebene. Die Wandrer vor ihrer Grotte genossen weltweiten Ausblick. Auf einer blauen Blume in der Nähe funkelte diamantener Tau, als glühte dort das Auge eines Elfchens liebesuchend herüber.

„Fahren Sie fort!“ bat Stein. „Erweitern Sie meine Welt zum Kosmos! Ich möchte ganz in diese Gralsburg eindringen.“

„Gern!“ erwiderte der Alte, um dessen weißgraues Haar der Morgenwind spielte. „Ich bin glücklich, daß Sie mit Teilnahme zuhören. Noch viel von Elementargeistern könnt' ich Ihnen erzählen. Doch mitten in diesen kleinen Dingen steht hier die ernste Mission unsrer Geisterfreundin Santa. Sie hatte zwei Jahre lang eine Sendung auf Erden zu erfüllen.“

„Ein Geist, der als Geist auf Erden eine Sendung hat?“

„Warum nicht? Wie so mancher Mensch seine Sendung hat. Hören Sie Santa selber!“

Feierlich las er mit seiner tiefen, volltönenden Stimme, die gelegentlich zu leisem Pathos neigte:

„‚In heiligen Hallen ruhte zuletzt mein Fuß, auf reine Liebe blickte zuletzt mein Auge, in Sphärenharmonie schwelgte mein Ohr. Aus Gottesgefilden bin ich zur Welt herabgesandt; trostloses Elend, Haß, Neid und Roheit sind es, die mich hienieden erwarten. Gönnt mir ein Plätzchen, wo ich mich erquicken kann! Bereitet eure Herzen, daß ich eine Freude habe! Meine Mission ist schwer, helft sie mir tragen! Der Geisterfreunde nur eine einzige Runde auf Erden darf ich mir zur Erholung wählen; ihr seid es, auf welche meine Wahl gefallen ist. Seid gütig, selbstlos und liebreich, übt euch in Geduld, und ihr bietet mir ein Labsal!‘“

„Wie muß man sich Santas Mission vorstellen?“ fragte Stein.

„Auch das will ich mit Santas eigenen Worten lesen; sie hat sich in Umschreibung, gleichsam in Erzählungsform, darüber geäußert.

Hören Sie und versuchen Sie mir zu glauben, daß nicht ich oder eine meiner Damen diese Mitteilung erfunden haben!"

Er las. Und Ingo erging es eigen: er mußte bei Santa immer an Elisabeth denken, die stille Krankenpflegerin.

„Es schweigt der Raum. Unendliche Erhabenheit, zeitlose Ruhe atmet dies tiefe, friedevolle Schweigen. In diese heilige Stille gleitet ein lichtschimmerndes Wesen, ein Gottesgedanke, zu Seele geworden; sein Dasein ist Andacht, Anbetung, selige Ruhe. ‚Meister,' fragt es leise, ‚kann es Höheres geben als diesen Frieden?' — ‚Es gibt ein Höheres', sagt die milde, gütige Stimme: ‚diesen Frieden den Friedlosen bringen'. — ‚Friedlose gibt es in Gottes Reich? O Meister, warum hast du mich ihnen nicht längst gesendet?' — ‚Weil deine Stunde noch nicht gekommen war.' — ‚Ist sie jetzt gekommen?' — ‚Sie ist es. Ich sende dich hinab, Santa, zu den Geistern der Abgeschiedenen, die noch an die Erde gebannt und elend sind. Führe sie mir zu! Groß und schwer ist die Aufgabe, größer die Liebe, die sie vollbringt.' — Der Lichtgeist schwebt aus der Stille, aus dem Frieden hinab, schwebt durch Sphären, schön wie Träume, und Wirklichkeit wie Gottes Liebe; fächelnde Winde wehen ihr zarte Klänge, leuchtende Blütenkelche hauchen ihr süßen Duft. Und Klang und Duft sind eins, entspringen demselben Born, werden zu Worten, die von erbarmender Liebe reden — von der Liebe Santas, die eine heilige Mission zu den Friedlosen führt. Der Gottgesandten naht sich flehend ein Geist: ‚Santa, mein Bruder wurde zum Vatermörder und starb von Henkershand. Erbarme dich, bringe ihm Licht in seine Finsternis!' — ‚Santa, mein Kind verdirbt, o hilf meinem armen, mutterlosen Kinde, es kann sich nicht trennen von Erdenlust, von lockender Sünde!' — ‚Weh, mein alter Vater wurde zum Dieb und gab sich um der Schmach willen selbst den Tod! Santa, hilf! Rette!' — Ein dunkler Schatten senkt sich schwer auf des lichten Geistes unbefleckte Reinheit, ein Schatten, der nie war, der nun lange, lange auf ihr ruhen wird. Schneller schwebt sie hinab, immer mehr der heischenden Geister umgeben sie, lange verstummt ist des Windes leise Musik, der Blumen süße Sprache. Sie blickt jetzt auf die Erde: — Menschen und Geister — widerliche, verzerrte Gesichter — wilde Schreie der Getretenen — Flüche vom

Bruder gegen den Bruder — Raub am Heiligsten — Elend und Jammer, wohin ihr angstvolles Auge irrt! Der Lichtgeist verhüllt sein Antlitz und weint über die Erde. ‚Führe sie mir zu!' tönt es herab, die Stimme ihres Meisters. Kraft und Mut scheint diese Stimme ihr zuzuströmen; Santa will ihr Werk der Liebe beginnen. Und sieht ein Weib, unlängst gestorben, noch an der Erde hangend, sieht es schmutzstarrend, mit allen Lastern behaftet, sieht in jedem Zuge des Gesichtes Verworfenheit, sieht in jeder Bewegung des viehischen Geschöpfes sinnlose Trunkenheit, sieht nichts mehr von einem Ebenbild Gottes! Und Santa fühlt, wie kalt und lauernd die Reue naht und größer werden will als die Liebe. Da hört sie aus der Verworfenen einen Schrei, halb Jammer, halb Jubel: ‚Mein Kind, mein kleines Kind, hab' ich dich endlich wieder!' — und sieht das Weib eine elende Dirne an sich pressen mit heißer Zärtlichkeit, sieht es frei von Trunkenheit, sieht es aufgehen in Mutterliebe, durchleuchtet von dem Gottesfunken, der auch in diesem Weibe nicht erstarb! Da beugt der reine Geist sich zu dem elenden Weibe nieder: ‚Meine Schwester, ich kann dich lieben.' Dann wendet er sein Antlitz noch einmal dem Reich des Lichtes zu, noch einmal grüßen seine leidverklärten Augen das Friedensland: ‚Meister, ich danke dir, daß du mir die Liebe gabst!' Und gleitet hinab — erdenwärts!"

Der Konsul schloß das Buch. Stein war hingerissen und ergriffen.

„Verstehen Sie jetzt Santas Mission?" fragte Bruck.

„Das kann nicht erfunden sein!" rief der Troubadour begeistert. „Das ist Poesie — aber Poesie der Wahrheit! So muß es sein, ich fühle das, ich erlebe das! Diese Santa lebt! Erzählen Sie mir doch Genaueres! Ist sie oft zu Ihnen gekommen?"

„Mehrmals, meist gegen Weihnachten; und immer mit Worten des Dankes und der Liebe. Als einmal eine Dissonanz in uns war, anläßlich kummervoller Erlebnisse meiner Tochter, klagte sie nachher, daß sie die Pforte verschlossen gefunden habe. Ihr Abschied hat uns tief bewegt, denn wir hatten sie liebgewonnen. ‚Ich komme heute zu euch,' sprach sie, ‚um Abschied zu nehmen; meine Mission ist beendet, ich kehre in Gottes hellen Tag zurück. Ich werde wieder

Licht und Reinheit atmen, mein Ohr wird wieder jene wunderbare Musik vernehmen, die meine stete Sehnsucht war in den Zeiten, da nur häßliche und rohe Töne zu mir drangen. Ich werde wieder von Frieden umgeben sein und die abgeklärte Freude um mich sehen, die auf Erden niemand ahnen kann. Jubelt mit mir, die ihr mich liebt, und denen ich danke für das Heim, das ihr mir geboten! Seid mir gegrüßt! Ich gehe in Tag und Sonne!"

„In Tag und Sonne! Wunderbar, liebe Santa!" rief Stein, sprang auf und schwang die Arme in einem elementaren Bedürfnis nach Entlastung. „Das ist Wahrheit! Das ist die Welt der Seele! Ich fühle diese Santa, die sich da um Leidende bemüht und sich nun wieder erhebt in Tag und Sonne!"

Und wieder trat ihm Elisabeths hehre und entsagungsvolle Gestalt voll in Empfindung und Bewußtsein. War nicht auch sie eine Santa? Jahraus, jahrein im engen Krankenzimmer, während ihr Geliebter schönheitsdurstig durch die weite Welt flog!

„Kommen Sie!" bat Ingo, in dem allerlei Gedanken aufgewühlt waren. „Lassen Sie uns wandernd über diese hohen Dinge sprechen! Ich bin nicht zum Stillesitzen geschaffen. Wie machen Sie mir die Welt groß! Ich fange an, die Enge nicht mehr zu fürchten, denn überall kann ja ein Fenster nach der Ewigkeit offen sein. Wir wollen auf den höchsten Punkt dieses Berges klettern, nach San Jeronimo, und von dort aus das Weltall umarmen!"

Der Konsul lächelte über seines jungen Freundes Überschwang.

„Dazu brauchen wir nicht nach San Jeronimo", sprach er. „Denn wir sind überall umflutet und durchströmt von der Ewigkeit."

Doch brachen sie auf und wanderten.

Der Nebel hatte sich in einzelne weiße Wolken verdichtet, die nun wie Schwäne hoch oben im tiefblauen Himmel dahinzogen, während ihre Schatten über den Berg schwebten. Stein empfand in sich ein brustweitendes Jauchzen, kein Eremitengelüst. Er sang mit feierlich hallendem Bariton Lohengrins Gesang:

„Im fernen Land, unnahbar euren Schritten,
Liegt eine Burg, die Montsalvat genannt;
Ein lichter Tempel stehet dort inmitten,
So kostbar, wie auf Erden nichts bekannt" ...

Ihm war zumute, als hätte er eine Einweihung durchgemacht und ein neues Land betreten.

„Dieser Gralsberg", sprach er, „soll das Ende meiner Ausfahrt bilden. Ja, nun kommt die Heimkehr und die Einkehr. Ich habe Bausteine gesammelt zu einer Seelenburg. Kann man nicht auf engstem Raum seelische Kraft entfalten? So will ich im Herzen Deutschlands mein Gralsuchen endigen."

Bruck freute sich, daß seine Mitteilungen so belebend wirkten. Sie vertieften wandernd ihre Unterhaltung; sie blieben den ganzen Tag im Freien, umgeben von einer mittäglich leuchtenden Ebene, an deren östlichem Rande schmal und silbern das Mittelmeer schimmerte. Erst um Sonnenuntergang stiegen sie wieder den Schluchtpfad hinab ins Kloster, mit leichtem Rucksack, doch Herz und Haupt schwer von Bildern und Gedanken.

„Es ist ein Telegramm da."

„Für mich?" fragte Stein erschrocken.

„Für uns alle: Schaller will mit seinen Damen, jung und alt, morgen heraufkommen, wenn das Wetter gut bleibt."

„Ach, nur das! Wenn das Wetter gut bleibt? Das ist eine ungewisse Sache; und ich weiß nicht, ob ich so höflich sein werde, hier im Kloster zu warten. Mich drängt es wieder auf den Berg."

Tatsächlich zog der Spielmann und Gralsucher am andern Morgen allein aus und hatte keine Lust, auf die Mozart-Mädchen zu warten. Ja, mit einem gewissen Zorn schloß er sich ab; er empfand sich von jener Welt als verschmäht.

Das Wetter war unsicher; und so beschloß der alte Herr zurückzubleiben. Doch Ingo versah sich mit Proviant und Mineralwasser und deutete an, daß er am Ende gar in jener hohen Grotte übernachten werde.

Er kletterte einen andren Pfad empor zu den Trümmern der südöstlichen Einsiedeleien San Juan, Santa Katharina und San Onofrio, die in die Ritzen eines umfangreichen rundlichen Felskolosses eingeklebt sind. Diese Felsen sehen aus wie Bastionen und Rundtürme ohne Fenster und Nietungen. Es steht dort ein Kapellchen. Gitter sind an den Türen dieser kleinen Kapellen; man pflegt kleine Münzen hindurchzuwerfen. Und so lagen viele Kupfer-

münzen, aber auch etliche Peseten, drin auf dem Steinboden zerstreut, ein kleiner Sternhimmel. Ingo warf ein Silberstück hinein und bat den Heiligen — war es Sankt Johannes? —, mitzubauen an des Pilgers künftigem Seelentempel. Er hatte in der Nacht von Elisabeth geträumt; ihr Bild war immer wieder zusammengeflossen mit der Geistergestalt Santas; und er blieb nun dauernd unter diesem edlen Eindruck.

Der Himmel deckte sich leise zu; es wurde geräuschlos eine Decke vor die Sonne gezogen. Die Luft war still und selbst hier oben schwül. Auf dem Platz der Vögel, im grünen Haingebüsch, freundete sich eine nahe umherhüpfende Nachtigall klugen Auges mit dem Wanderer an. Doch Bruck hatte ihm sein geheimnisreiches Buch mitgegeben — ein Zeichen großen Vertrauens, wie die Damen lächelnd betonten; und so lebte er heute mehr nach innen. Am späten Nachmittag drang er über San Benito wieder hinauf, besuchte noch San Dismas und die andren steil über dem Kloster dem Ostwind ausgesetzten Siedeleien und suchte dann wieder die trockene Felsengrotte von San Salvador auf.

In seinem Rucksack lag neben Taschenlaternchen und Taschenrevolver die indische Bhagavad Ghita; aber er brauchte heute keines von den dreien. Ihn fesselte des Konsuls Geisterbuch: dieses Fremdenbuch, worin sich seine Gäste aus Geisterland eingezeichnet hatten. Er ließ Namen wie Simonides oder Zoroaster, Mahatma Kut Humi oder Mahatma Morya auf sich beruhen und vertiefte sich in Ton und Inhalt der Mitteilungen selber. Eine ganze Welt jenseits der körperlichen Sinne und des wissenschaftlichen Verstandes tat sich ihm auf. Und plötzlich entdeckte er lose Einzelblätter, bedeckt mit uralter Schrift, die nach Art assatischer Schriften in krausen Strichen untereinander geschrieben war: eine Geisterschrift. Daneben die Übersetzung:

„Hammar der Herrscher bin ich genannt. Gewaltig war das Reich, das meine Hand regierte, fruchtbar und von wunderbarer Schönheit; mächtig das Volk, das meinem Willen untertan. Dennoch stürzten wir in den Abgrund, der Herrscher, das Volk, das Land, ja der Weltteil, der uns trug. Die Schuld war mein, die Gier, die in meinem Herzen fraß; nicht die Sucht nach rotem Gold:

meine Schatzkammern konnten den Reichtum nicht bergen; nicht der Wunsch nach wonnigem Weibe: keine Frau meines weiten Reiches wagte je mir nein zu sagen; nicht Rachegedanken der Vernichtung meiner Feinde: ich hatte nur einen, dessen Macht mir unbekannt war — brennenden Ehrgeiz nach einem Wissen, das kein Mensch zu erlangen fähig wäre außer mir, nach einem Wissen, das mich in Menschenherzen lesen ließe, das mir ermöglichte zu strafen, wie nie ein Kaiser gestraft, nicht Taten, nicht Worte, nein: Gedanken! Das Volk war seines Herrschers wert: knechtisch sein Sinn, müßig seine Hände, lüstern nach allem Erdengenuß seine Wünsche. Da kam, was unausbleiblich war: die Rache eines, der größer war als ich, durch sein Werkzeug, das ewige Meer. Wir stürzten hinab. Dir aber, niedrig geborenes Menschenkind, bekennt dies heute, den stolzen Nacken beugend, Hammar der Herrscher."

Und daneben ein zweites Blatt in demselben granitenen Stil:

„Auch ich bin aus fürstlichem Geschlecht und habe in versunkenem Glanz mein Menschenlos erduldet. Jetzt, nach Jahrtausenden, klingt wohl nicht Überhebung aus meinen Worten, wenn ich euch sage: Ich war nicht schlecht, nicht müßig, nicht lüstern nach Erdengenüssen. Dennoch ereilte auch mich die Strafe, weil ich die irdische Liebe der himmlischen voranstellte. Mit Leidenschaft liebte ich Hammar, meinen Herrscher. Der Herr meines Herrn wollte mich nicht verderben und sandte mir einen Lichtgeist, der berufen war, mich zu retten vor dem Zusammensturz. Ich jedoch sagte ihm jauchzend: Mit Hammar unterzugehen gilt mir mehr als eure Himmelsseligkeit! Da brachen Nacht und Verderben über mich herein. Gebüßt ist nun die Schuld, und mit Hammar auf ewig vereint ist Falosa, die nie die Treue brach."

Klang diese lapidare Kunde nicht wie ein Ton aus der versunkenen Atlantis? Oder aus dem untergegangenen Lemurien? Was für Lebensbeichten in wenigen großzügigen Worten! Wie verschieden von der weichen Santa und den zaghaften Blumengeistern diese heroische Falosa, die nie die Treue brach! Steins Verstand lehnte diese Botschaften ab, seine Phantasie stimmte zu.

„Wenn die unsterbliche Menschenseele", sprach er, „mehr als einmal auf Erden verkörpert wird: haben wir vielleicht einst auf

jener Atlantis gelebt, Friedel und Elisabeth und ich? Haben wir damals vielleicht nicht gesiegt — und sollen diesmal siegen?"

Die Dämmerung begann. Er schnitt mit seinem Messer Gras und Buschwerk zu einem Lager zurecht, hielt plötzlich inne und lachte hallend hinaus, als ihm der Gedanke in den Sinn schoß: Jetzt warten da unten die Mägdlein aus Barcelona! Laß sie warten! Überwunden! Er rollte sich in seinen langen Lodenmantel und schlief in milder Nacht fest und unbehelligt.

Gnomen saßen drollig und treuherzig am Eingang der Höhle und wunderten sich über den Sonderling; es huschten Blumengeister vorüber, Luftgeister machten sich bemerkbar, wisperten, spähten, lachten, tanzten. Dann kamen stärker leuchtende Geistgestalten ehemaliger Einsiedler, verscheuchten die Elementarwesen und wandelten in bedächtigen Gesprächen vor der Grotte hin und her. Die Luft erhellte sich in immer weiterer Strahlung; es sammelten sich in lichten Gestalten Äbte, Fürsten und Könige. Und über dem ganzen Berg begann es zu flimmern. In immer schärferen Umrissen gestaltete sich dort ein kosmischer Kuppelbau aus Gold und Edelstein und durchsichtigem Marmor, von Türmchen und Kapellen umgeben, maurisch im Stil und zugleich romanisch und gotisch, Licht auswerfend in einem ungeheuren Halbkreis; und auf seiner Spitze funkelte rubinrot das Kreuz. Diese Tempelburg ragte durch das Weltall hinauf, strahlend in den Farben aller edlen Gesteine. Sonnen hingen darin wie Ampeln; durch die Kristallwände hindurch glühten viele flammende Pünktchen aus dem unermeßlichen, bis in alle Einzelheiten planvoll genauen Wunderbau. Und alle Geister der Natur staunten hinauf; und erlesene Geister der Menschen machten sich auf und wanderten in unabsehbaren, lichtausstrahlenden Zügen durch die Luft himmelan, zu des Tempels mächtigen Bogentoren, wo weiße Gestalten der Verklärten unter Orgelklang und Chorgesang wartend sangen. Je mehr Leuchtgestalten einströmten, um so heller strahlte die Tempelburg, um so voller tönten daraus die kosmischen Harmonien.

Dem noch ungereiften Träumer auf dem Gipfel des Montserrat wurde das Bild zu gewaltig. Er stürzte, er tastete nach irgendeiner nahen, warmen Menschenhand. Da umfloß ihn wohlig weißes Ge-

wölk. Aus dem weißen und weichen Gewölk löste sich eine Gestalt: und lächelnd stand an seinem Lager seine Jugendfreundin Elisabeth.

* * *

Neben diesem Phantasieleben vernachlässigte der Gralsucher nicht seine wissenschaftlichen Studien.

Er hatte sich die neuesten Schriften über die Gralsage beschafft, kannte die Forschungen des Indologen Schröder und seines Schülers Junk und deutete mit den Sprachforschern den Namen Perceval als Becherfinder — sich selber und sein Suchen mit diesem Parzival verbindend. Denn ihn fesselten auch wissenschaftliche Spürungen nur so weit, als er sie in seelisches Erlebnis umwandeln konnte. Diese Gralsmythe, wobei die Zahl zwölf von Bedeutung scheint, führte den Spielmann zum Durchdenken des Zahlenspiels, das sich in Mythus, Märchen und Symbolik so gern und mit einer gewissen Gesetzmäßigkeit wiederholt: die zwölf Jahresmonate, die zwölf Tierkreiszeichen, die zwölf Apostel, die zwölf Stämme der Israeliten, die sieben Rosen am Rosenkreuz, die sieben Wochentage, die sieben Brüder im Märchen, die Siebenzahl im Rhythmus des menschlichen Lebens, von der Pubertät mit zweimal sieben Jahren bis zum biblischen Normalalter mit der zehnfachen Sieben. Hier ahnte der Musiker Harmonien und geheime Gesetze. Der ganze Kosmos mit seinen Sonnen, Planeten und Kometen schien ihm ein gewaltiger Körper mit genau geordnetem Blutumlauf. Und er landete schließlich, sonderbar genug, bei einer Betrachtung der alten Cheopspyramide, über die er sich einen Aufsatz in seine Gralsschriften gelegt hatte, und ihrer unlösbaren großzügigen Zahlenrätsel.

Das ließ in ihm die Vermutung aufsteigen, daß eine geheime Überlieferung großer Grundgesetze des Lebens durch die Menschheit gehe, bald hier und bald dort in wechselnden Symbolen und Denkformen auftauchend. Kaum war ihm dieser Gedanke wahrscheinlich geworden, so blitzte in seinem rastlos schaffenden Geiste ein Gefühl der Möglichkeit auf, in welcher Weise die vorchristliche und die außerkirchliche Denkrichtung durch diesen Strom der Geheimlehre mit dem Wesentlichen des Christentums versöhnt werden

könnte. Ihn hatte das kirchliche Dogma von Sünde, Buße und dem leidigen Marterholz nie im Tiefsten zu erschüttern vermocht; ein Bußetun in Sack und Asche und die breite Ausmalung der Marterungen Christi schien ihm eine Verzerrung der Menschenwürde und des Seelenadels. Nicht zwar die Tatsache der Reuestimmung selber focht er an, und noch weniger die Größe der Opfertat auf Golgatha, jener geheimnisvollen Vermischung göttlichen Blutes mit den Lebensfluten der Erde, wohl aber ihre plastische Herausstellung auf allen Wegen und Stegen. Es gab vielleicht eine derbsinnliche Zeit der Unreife, die das brauchte, wie das Mittelalter seine derben Folterinstrumente; aber ihm schien, als ob hier ein Schematismus die Herrschaft gewonnen habe, ihm schien, als ob die ersten Christen viel mehr den auferstandenen, segnenden, emporziehenden Christus liebeswarm und lebensvoll empfunden hätten. Hier nun, im leuchtenden Symbol des Grals und im anmutig-tiefen Sinnbild des Rosenkreuzes, stellte sich ihm herzliche Ergriffenheit her; sein Schönheitssinn wurde zugleich mit dem ernsten Grundton seiner Seele in Schwingung versetzt. Und so war er verstehend auch mit jenen Mystikern gegangen, die einst gleichzeitig am Rhein entlang religiöse Grundgefühle neu belebt hatten: Seuse, Tauler, Eckehart und Ruysbroeck. Es war poesievolle Frommheit, die bereits in Franz von Assisi unmittelbar die Malerei anregte und Religion mit Kunst versöhnte.

So füllte sich auf dem Gipfel des Montserrat sein Herz mit großen Empfindungen und sein Notizbuch mit Gedanken und Gedichten. So versöhnten sich Spielmann und Gralsucher. Und der Plan eines Buches zeichnete sich in Umrissen an den Horizont: die Versöhnung zwischen Kunst und Religion. Es war kein Aberglauben, dem er anheimfiel, es war Märchenglauben, dessen Bildersprache Wahrheiten einhüllte. Im übrigen blieb der hochgebildete Idealist seinen Meistern treu: Goethe und dem Johannes-Evangelium...

„Sie glauben nicht, wie es mir eine Wohltat ist, mich mit Ihnen aussprechen zu dürfen, Herr Baron", sagte der Konsul, als Ingo am folgenden Abend unter strömendem Regen und triefendem Lodenmantel wieder in die Korridore des Fremdenhauses eintrat. „Ich habe mich ordentlich nach Ihnen gesehnt. Schaller ist glück-

licherweise nicht aufgetaucht; der verschnörkelte Park Guell in Barcelona gefalle ihm besser als der ganze Montserrat, schreibt er; und ich kann auf das Geplauder jener unbedeutenden Frauen und Mädchen, offen gestanden, hier oben gern verzichten. Aber mit Ihnen kann ich mich aussprechen. Und das tut mir wohl, denn ich bin ein einsamer Mann."

„Dieses Gefühl beruht auf Gegenseitigkeit, lieber Herr Konsul", erwiderte Ingo mit Wärme. „Und wenn's auf mich ankommt, so bleiben wir hier oben nicht drei, sondern dreimal drei Tage."

Und so kam es auch. Die vier Menschen freundeten sich in diesen stillen, großen und einfachen Verhältnissen herzlich untereinander an. Das Gespräch war beseelt. Manchmal saßen sie bis weit in die Nacht hinein ohne Licht, in Unterhaltung über hohe oder einfache, aber vom Hohen aus verklärte Dinge, während schwere Wolken über die schweren Felsen zogen und die Gebirgspfade in Gießbäche verwandelten.

Auch jetzt noch fühlten sich die beiden wetterfesten Männer zu einfachen Spaziergängen angetrieben, wobei des Berges nasse Öde groß um sie aufgetürmt lag. So wanderten sie zuletzt nach Santa Cecilia, an der unheimlichen Nordwand des Berges entlang.

Der Konsul erzählte von seinen Fahrten.

„Ich habe auf einem Dreimaster vom Schiffsjungen bis zum Steuermann gedient. Sie machen sich keinen Begriff, wie großartig für mich das Gefühl war, als wir in einer Wolke von Segeln über die südlichen Meere flogen, zumal nach einem Sturm, wenn noch tagelang bei bedecktem Himmel schwere Wogen rollen, überflogen vom Sturmvogel Albatroß. Man lernt da gleichsam teleskopisch die Welt betrachten."

„Hat sich Ihnen, Herr Konsul, vielleicht in den Einsamkeiten des Ozeans Ihre Gabe des Geisterschauens ausgebildet?"

„Das liegt mir doch wohl von meinem westfälischen Vater und meiner schottischen Mutter her im Blute. Ich spreche, wie Sie sich denken können, nicht viel und nicht zu jedermann von dieser Besonderheit. Sehen Sie, es ist ja oft so schmerzlich, wenn mit dem Tode eines lieben Angehörigen die gemeinsame Sprache aufhört. Aber die Menschen, so gern sie vom Reich der Gestorbenen hören

möchten, fürchten sich und empfinden es als ein Gespensterland. Oder sie helfen sich mit der bekannten platten Wendung: mit dem Tode sei alles aus. Und doch gibt es auch für den nicht hellschauenden überlebenden Menschen eine Sprache, die drüben verstanden wird: wenn er nämlich Gedanken edler Liebe dem Verstorbenen zusendet. Das wirkt auf den Hinübergegangenen wie eine wohltuende Kraft. Und sehen Sie, mein lieber Herr Baron, hier öffnet sich nun eine Brücke, die jeder Mensch betreten kann, sobald er einmal das Wesen wahrer Liebe erfaßt hat. Zwar der fassungslos tobende Schmerz etwa einer Mutter um ihr Kind fördert nicht, sondern beschwert eher den kleinen Geist. Und manche Abgeschiedene sind drüben anfangs ebenso verstört und unglücklich, wie die Zurückgebliebenen, wenn sie unreif und unvorbereitet hinüberkommen. Aber die Wissenden und selbstlos Liebenden, die schon im Erdendasein auf das Übersinnliche eingestellt waren: wie ruhig und einfach fahren sie an das andere Ufer! Sie winken sich zu und sagen: Auf Wiedersehen! Der Tod ist ja nur ein Wechsel der Daseinsform und der Wirkungsweise. Und wenn der überlebende Freund hinüberkommt, wird er empfangen von allen, mit denen er hier schon durch Bande unvergänglicher Liebe magnetisch verbunden war."

„Ist das also wirklich Tatsache? Kein von Menschen erfundener Trost?"

„Das ist Tatsache. Wer ins Geisterland schauen kann, der weiß das. Haben Sie mir nicht von jenem Oberlin erzählt, der sich mit seiner gestorbenen Gattin unterhielt? Zwiesprache solcher Art kann ich aus Erfahrung bestätigen. Im übrigen ist die Kluft zwischen Diesseits und Jenseits nicht zwecklos. Wir haben hier unsre Aufgabe zu erfüllen, und jene drüben die ihrige. Es geschieht dies alles nach großen Gesetzen. Aber in allem waltet als oberstes Gesetz die göttliche Liebe und Weisheit. Das hat der Sendbote von Golgatha verkündet, der von drüben kam und es wußte. Und von der Wahrheit dieser Botschaft bin ich bis in das Tiefste durchdrungen."

So sprach der ungewöhnliche Mann.

Und hier stellte nun Ingo eine bedeutsame Frage, die so einfach klang und so oft schon die Menschheit aufgewühlt hat:

„Was halten Sie von Christus?"

Des Spielmanns Begleiter schaute mit einem eigenen, tief ernsten Blick ins Weite. Der Ausdruck dieses wetterbraunen Gesichtes wechselte. Offenbar wog er nun sorgsam ab, was er sagen wollte.

„Es ist das tiefste Lebens- und Liebesgeheimnis des Sonnensystems. Wie die Sonne zu den Planeten, so verhält sich dieses hohe Lichtwesen zu den Seelen der Erschaffenen. Das Kreuz hat die Gestalt eines Menschen mit ausgestreckten Armen; es ist das Symbol jenes Lebens, das sich liebend opfert. Das Kreuz ragt durch den Kosmos: es ist die Weltesche Yggdrasil. Und vor dem Glanze des Herzens, das im Mittelpunkte dieses Kreuzes glüht, erbleichen die Gestirne."

Der Konsul hatte leise und mit Ergriffenheit gesprochen.

„Verzeihen Sie," fügte er wie entschuldigend hinzu, „man darf von diesen Dingen nur in Andacht sprechen. Meine Mitteilungen von Gnomen und andren Geistern sind Spielerei neben der Gewalt und Größe des Kreuzes oder des Rosenkreuzes."

Der sonderbare Mann wuchs vor Ingos Augen und schien ein andrer zu sein als zuvor.

„Das Rosenkreuz?" fragte der Landsmann der heiligen Elisabeth. „Können Sie mir Näheres darüber sagen?"

„Es ist ein Kreuz von dunklem Holz, aus dem im Kranze sieben rote Rosen blühen. Sind Sie niemals Menschen begegnet, aus deren reifem und gütigem Wesen Leuchtkraft ausging? In diesen Menschen glüht das Rosenkreuz. Denn die niedren Kräfte ihrer Natur haben sich verwandelt in die Rosen der Liebe. Die glühenden Wunden sind blühende Blumen geworden."

„Das ist herrlich!" rief Ingo. „Demnach ist das Kreuz die Materie oder die Natur — und die Rosen sind das Geistige oder Ewige, was daraus erblüht?"

Nun blieb der Konsul stehen. Er war unbedeckten Hauptes, da er fast immer ohne Hut ausging, auch bei kühlem Wetter.

„Und sehen Sie," sprach er mit Kraft und Feuer, „das eben ist der andre Weg zum Erfahren der Unsterblichkeit. Sie brauchen nichts von meinen Geistern zu wissen, Sie brauchen nicht an sie zu glauben. Aber wer einmal das Wesen wahrer Liebe erlebt hat, der spürt und weiß, daß diese Seelenkraft unvergänglich ist. Ihm

braucht die Ewigkeit der Menschenseele nicht bewiesen zu werden, denn er erlebt sie. Wir Seher bestätigen ja nur, was schon als Ahnung und Gefühl in jeder erwachten Menschenseele sicher verankert ist. Oder glauben Sie, daß durchleuchtete und liebende Menschen noch nach Beweisen für die Unsterblichkeit umhertasten?"

„O nein!" erwiderte Ingo mit vollem Verständnis. „Denn das Unsterbliche ist ja in ihnen aufgeblüht."

„Aufgeblüht!" rief der Seher. „Das ist das Wort! Aufgeblüht! Und nun setzen Sie statt der leuchtenden Rosen den leuchtenden Gral — und Sie haben das Geheimnis!"

So war Ingo auf eine neue Höhe geführt worden.

So verstanden sich Jungmann und Meister...

* * *

Der Einsiedlerberg Montserrat bedeutete für den Wanderer Läuterung und Einkehr. Ingo räumte in seinem Herzen den Platz frei für einen Tempelbau.

Nicht Zerknirschung in Sack und Asche lag seiner männlich-elastischen Erscheinung, der ein Mozartkopf nebst Galanteriedegen recht artig gestanden hätte, wohl aber schlichte Erkenntnis und reines Empfinden dessen, was bisher versäumt und was künftig aufzubauen war. Das Rätsel der Sphinx scheint ja so schwer und furchtbar und ist doch nichts weiter als die klare, nahe, mutige Einsicht in Wesen und Würde unsrer unsterblichen Menschenseele.

Ein tief empfundener Brief ging an Frau Friedel hinaus; ein herzlicher Gruß an Elisabeth; warme, gute Worte an Bruder und Vater. Und als ihm sein Freund, der Schriftsteller, aus nordischen Studien heraus eine Ansichtskarte sandte, ein Waldbild von Birken und Tannen, ergriff den Pilger das Heimweh nach Orgelton und Tempelstille des innig geliebten deutschen Waldes. Stand noch die Tanne vor dem alten Thüringer Herrenhause?

Die vorletzte Nacht auf dem Montserrat war wieder voll Schwermut. Wie viel gute Arbeit hatte der Wanderer auf all der Irrfahrt versäumt! Als er sich nach seiner Gewohnheit mit raschem Schwung zu Bett warf und in die Wolldecke hüllte, streifte er die halbvergessene Laute. Es klang ein Ton in die schmucklose Zelle. Da empfand er

sein Leben wie ein wehmütig Märchen, dessen irrender Held immer im Zauberkreise umherwandert.

„Es war einmal ein Dümmling, der lief von Heimat und Jugendfreundin fort und rannte in wunderlichen Windungen hartnäckig einem verschleierten Frauenbild nach. Und als er endlich die ersehnte Gestalt erreicht hatte und ihr den Schleier vom Angesicht riß — wen sah er? Seine Jugendfreundin!"...

In unerwarteter Wendung wies ihm das Schicksal den Heimweg.

Denn am neunten Tag kam eine Karte aus Genf.

Dieser Kartengruß erregte des Spielmanns Phantasie bedeutend.

Wallace und Leroux, seine Bekannten von der Riviera, schickten diese unvermutete und aufstörende Botschaft. Sie hatten sich in Genf mit Freiin Elisabeth von Stein-Birkheim bekannt gemacht und sandten nun gemeinsamen Gruß.

Jetzt war es mit Ingos Sammlung zu Ende. Mit einem Schlage sah er seinen Pfad erhellt. Elisabeth in Genf?! Und bei Wallace und diesem koketten Leroux?! Er wurde unruhig. Lebenshunger durchglühte wieder den gesunden und kräftigen jungen Mann.

Schon am nächsten Nachmittag, immer rasch in seinen Entschlüssen, saß er auf der Bahn, nach einem herzlichen, ja innigen Abschied von den Freunden, und fuhr über Barcelona wieder nach Norden.

Achtes Kapitel

Am Genfer See

O ihr seid stark und wißt es nicht,
Denn stark ist nur der Liebe Band.
Droste-Hülshoff

Elisabeth von Stein-Birkheim saß mit ihrer Mutter am Fenster eines Genfer Hotels.

Die edlen Profile der aristokratischen Damen hoben sich in der Beleuchtung des späten Nachmittags deutlich hervor. Beide Langköpfe glichen einander in der graden Stirn und Nase und ebenso in der Knotung der schweren Haare. Nur war die alte Dame silberhaarig, die junge dagegen von einem matten Rotblond; und dem bleichen, etwas gelblichen Antlitz der zurückgelehnten Kranken entsprach auf der andren Seite die zarte Gesichtsfarbe der immer grade sitzenden Elisabeth.

Sie hatte aus einem Roman des Franzosen Romain Rolland vorgelesen, der sich durch sonnige Stimmung abhebt von den üblichen Erzeugnissen dieser Art. Aber die Damen hatten dabei festgestellt, daß ihr Französisch ziemlich verblaßt war; Elisabeths lange und feine Hand hatte mit störender Häufigkeit das Taschenlexikon befragen müssen. Nun griff sie wieder zu ihrer Stickerei und gestand ihrer Mutter, daß sie sich erst jetzt wieder auf vertrautem Boden fühle.

In läßlichem Geplauder gingen einige Minuten vorüber. Dann schlug Frau von Stein plötzlich ein Gespräch an, das scheinbar ohne Zusammenhang mit dem Vorausgehenden in der Luft hing.

„Ich muß mich immer wieder verwundern," sprach sie in ihrer vornehm gedämpften und ziemlich kühlen Art, „wie es dieser Phantast Ingo so lang im Ausland, in Frankreich oder wo er sich sonst herumtreibt, aushalten mag. Er scheint doch von der hübschen Trotzendorff mehr als schicklich engagiert zu sein."

Die betagte Dame sprach mit einer etwas dünnen, spröden, vor Alter und Gebrechlichkeit leicht zitternden Stimme; und sie sprach sehr langsam und bedächtig, fast ein wenig geziert.

Elisabeth gab zunächst keine Antwort; denn da war eine wehe Stelle, die bei der leisesten Berührung empfindlich schmerzte.

Dann aber meinte sie leichthin:

„Laß du ihn nur ganz ruhig auf seinen Meeren fahren, Muttchen! Er wird sich schon einmal wieder an Land finden."

Ihre Stimme war um manche Grade voller und herzlicher als die ihrer eingefallenen, vertrockneten Mutter, obwohl sich im zurückhaltenden Ton beide Damen glichen.

Dann schwiegen sie wieder. Frau von Stein zog die Decke fester um die Knie, faltete die Hände und schloß ein wenig die Augen. Auf der Straße fuhren die Wagen; jenseits des Hafens schimmerten bläulich die beglänzten Alpen. Doch der breite, weiße Montblanc, der sonst wie ein Weihnachtsland zwischen den Gipfeln des Môle und des Petit-Salêve herüberschimmert, blieb heut' im Duft verborgen.

„Ich verstehe nicht," spann die Mutter nach einem Weilchen hartnäckig den Faden weiter, „wie er sich so auffallend an die Trotzendorffs anschließen konnte. Ihnen zuliebe hat er sich in Weimar die Wohnung eingerichtet und ist auf dem Gute überhaupt nicht mehr zu sehen. Alle Welt spricht davon, und dieses Verhältnis ist auch ganz und gar nicht zu billigen, das wirst du mir nicht bestreiten, Elisabeth."

Elisabeth bestritt es nicht. Sie nahm sich zur Antwort Zeit und sagte nach einer besinnlichen Pause:

„Nun, Mama, es ist aber schließlich doch wohl zu begreifen. Unter seinen Verwandten und früheren Freunden ist er mit seinen poetischen und musikalischen Interessen so gut wie gar nicht verstanden worden, das wirst du doch zugeben. Und dann — Frau von Trotzendorff ist eben eine Künstlernatur, die ihn versteht. Auch die beiden Knaben hängen sehr an ihm, und Richard ist von Kopf zu Fuß ein Edelmann."

„Das ist ja wohl wahr", nickte die Freifrau. „Dieser Major von Trotzendorff ist ein Gentleman, ein nobler Charakter, das muß man

gelten lassen. Aber es ist doch nicht schicklich, dieses ganze Verhältnis; der Gatte sollte minder tolerant sein. Nein, nein, du redest mir das nun einmal nicht aus! Dieser Ingo ist überhaupt sonderbar; ich habe ihm nicht vergessen, wie er einmal über den preußischen und pommerschen Adel demokratisch abgeurteilt hat. Das sind Anwandlungen, die in seine Familie ganz und gar nicht passen. Ich bitte dich, am offenen Tisch zu behaupten, einem richtigen ostelbischen Junker sei ein Kalb wichtiger als ein Dichter! Wie kann ein Sohn aus altem Hause so unfair über Standesgenossen urteilen! Aber so ist er!"

„Wenn er aber nun recht hätte, Mama?"

„Elisabeth!"

„Im Ernst, Mutti: wofür hat zum Beispiel Ingos Bruder Interesse? Für Hunde, Jagd, Pferde, landwirtschaftliche Ausstellungen — und was noch?"

„Ja, gewiß — aber — er ist doch nun einmal Landwirt! Gewiß, ich gebe ja zu, Ingo ist ein intelligenter Mensch. Aber wie weit hat er es denn gebracht mit all seiner Intelligenz? Und weil er es zu nichts gebracht hat, droht er nun zu verbittern und zieht sich von den natürlichen Lebensgewohnheiten seines Standes ins Ausland zurück. Voilà, ma chère! Das bestreite du mir einmal, wenn du's vermagst! Er hätte Offizier werden oder sich dem Staatsdienst widmen sollen. Solche Talente gehören in die Nähe Seiner Majestät, er wäre da sicherlich ein großer Mann geworden."

„Hast du in der Nähe Seiner Majestät schon einmal große Männer gesehen?"

Es zuckte ironisch um Elisabeths Mundwinkel; sie war sonst sehr gehalten, sehr höflich und herzlich, sehr konservativ. Aber mitunter brach eine sinnlich-wohlige Laune aus diesem gesunden Mädchen heraus, dessen Lebensgeister einst in verliebten Stunden wachgeküßt worden und nun seit langem nur der Krankenpflege zugekehrt waren. Und in solchen Stimmungen kamen, immer noch fein und dezent, aber recht merklich, Kobolde und Neckgeister über die ehemalige Schwester vom Roten Kreuz. Es gelüstete sie dann, gerade ihre allzusehr auf das Schickliche bedachte Mutter in die Enge zu treiben.

„Elisabeth, ich weiß wirklich nicht, wie du mir heute vorkommst", wehrte sich Frau Mathilde von Stein. „Du weißt doch ganz gut, was ich mit dieser Bemerkung sagen will. Ich habe ja absichtlich dem Gespräch eine Wendung gegeben, die dir angenehm sein muß. Stein ist begabt, er könnte ebensogut wie ein anderer etwa Generalintendant der Königlichen Schauspiele sein, das will ich damit nur sagen."

„Hältst du die Generalintendanten der Königlichen Schauspiele für große Männer?"

„Aber es sind doch Leute von Titel und Rang! Stein hat doch gewiß ebensoviel Verstand!"

„Glaubst du, daß zum Generalintendanten Verstand gehört?"

„Ja aber — hör' mal, Kind, du willst mich heute ärgern!"

Elisabeth sprang lachend auf, legte den Arm um ihre Mutter und küßte sie in einem närrischen Anfall ordentlich ab.

„Muttichen, kleines, du hast ja keine Ahnung, wie es draußen in der Welt zugeht! Aber auch gar keine Ahnung hat unser kleines, dummes Muttichen!"

Die Baronin ärgerte sich, zupfte sich wieder zurecht, und die Baroneß nahm die Stickerei wieder auf.

„Über diesen Ingo von Stein werd' ich mich mit dir schwerlich jemals verständigen, Elisabeth", schloß die alte Dame etwas verdrießlich die Unterhaltung über diesen Gegenstand. „Du hast ja schon als Kind immer zu ihm gehalten. Und heute noch stellst du dich wie ein Engel mit dem Schwert neben ihn, sobald man diesen absonderlichen Herrn ein wenig zu kritisieren wagt. Und dabei hat er doch wahrlich nicht schön an dir gehandelt."

„Laß das, Muttchen!"

Eine stärkere Röte stieg in Elisabeths Schläfen empor. Sie preßte die Lippen aufeinander, entschlossen, auf das Gespräch nun nicht mehr einzugehen. Die Mutter kannte diesen Zug und schwieg. Und so blieb nun Zeit, an den Geliebten zu denken, den diese Unterhaltung wieder heraufbeschworen hatte. Sie ertappte sich plötzlich auf der sinnlich-süßen Vorstellung, wie innig und närrisch er doch zu küssen und zu kosen verstand, nicht nur ihren Mund, auch ihre Ohrläppchen und andre Lieblingsstellen, wenn er einmal so recht in der Narrheit

drin war. Ihr selbst war eine passive, aber zähe Sinnlichkeit eigen; sie preßte ihn in ihre starken Arme, als wollte sie ihn nie mehr fortlassen, und ließ mit Wonne seine phantasiereichen Koseworte über sich herabrieseln, als hätte sich der Himmel geöffnet und Jupiter besuchte seine Geliebte in Form eines Goldregens. Der Geliebte war oft stürmisch, doch niemals roh; aber oft auch zornig, weil „der Stein nur Stein umarme"!

Und da wurden ihre Gedanken düster und wurden sehr beschattet. Denn hier fing das Leid ihrer Trennung an. Sie war gegenüber seinen sturmhaft-närrischen Einfällen und Zärtlichkeiten zu schwerfällig, zu unerfinderisch, während ihm Genialität aus allen Poren sprühte und dann unbefriedigt und verdrossen wieder erlosch.

Dies alles, oft schon durchdacht, zog wieder einmal durch Elisabeths reifes und tiefes Gemüt.

In einem der letzten Briefe hatte er ihr damals geschrieben, er sei in der umgekehrten Lage als jener griechische Bildhauer: „während jener Glückliche die schöne Statue lebendig geküßt hat, wirst Du unter meinen Küssen immer mehr zur schönen Statue". Oh, sie wußte diese Briefstellen auswendig! „Hast Du je um Deinen Geliebten gekämpft? Hast Du nicht immer bequem gewartet, bis er zu Dir kam? Hast Du je eine kühne, meinetwegen unschickliche Fahrt gewagt, wenn Du ihn in seelischer Not wußtest?" So stand in jenen letzten Briefen. „Du bist reinlich und ruhig, höflich und herzlich; aber Dir fehlt Phantasie und Philosophie, Du bist schwer, statt schwungvoll."

„Ja, das ist alles wahr", dachte Elisabeth in immer erneuter Beschämung. „Und was ich ihm nicht geben konnte, das hat ihm dann jene Frau gegeben."

Es stieg ihr siedend heiß das schärfste und letzte seiner Zornworte in der Erinnerung empor; auf sein letztes Buch, das er ihr mit langem Brief gesandt, hatte sie nur in der ihr eigenen konventionellen Kürze geantwortet: das Buch wäre recht „nett", und sie danke schön dafür. Da brauste er aber heftig auf: „Ich sende Dir mein Herzblut — und Du findest es nur nett?! Abscheulich Wort! Pfui, schäm' Dich!"

Ja, sie schämte sich. Elisabeth schämte sich bitterlich. Das war sein letzter Brief gewesen. So hatten sie sich verloren. Weil sie zum Mit-

fliegen zu lässig und oberflächlich war. Aber inzwischen hatte Elisabeth in Pommern drei aufrüttelnde Lehrjahre durchgemacht. Jetzt glaubte sie Ingos Bücher und Briefe zu verstehen; und sie gab ihm recht in allem, sich selber die Schuld aufbürdend und für ihn betend jede Nacht...

Es pochte.

Der Oberkellner trat ein, überreichte einen Blumenstrauß nebst Briefchen und entfernte sich wieder.

„Gewiß wieder von dem reizenden jungen Franzosen", meinte die Mutter. „Das ist ein wirklich charmanter Mensch."

„Ja, von Leroux. Er sendet dir die Blumen, Mama, und mich lädt er zu einer Kahnfahrt ein."

„Tu das, Kind, geh ein wenig an die Luft! Du tust mir sogar damit einen Gefallen, denn ich möchte recht gern ein klein wenig ruhen, es war heute reichlich viel Lektüre."

So machte sich denn Elisabeth zurecht und war Weib genug, in ihrem Zimmer verhältnismäßig lang vor ihrem Spiegel zu stehen. Sie war nach der Grübelei wieder in jene lebensheitre Stimmung zurückgeschnellt und in ihrem kribbelnden Blut beinahe zu Streichen aufgelegt.

Der mattleuchtende Vollmond stand schon über dem Gipfel des Môle und wetteiferte vorerst machtlos gegen die stark hereinschimmernde, das ganze Land beherrschende Abendröte. Der junge Pariser war entzückt, daß die Baroneß auf seinen Vorschlag einging. Sie wanderten miteinander den Quai du Montblanc entlang, nahmen am Hafendamm ein Boot und fuhren hinaus.

Veilchenfarben glänzten Luft und See. Die ölige Fläche war von zauberhafter Glätte; lange Furchen blieben hinter Schwänen und Nachen weithin eingegraben in die schweren, stillen Wasser. In diesen bezaubernden Farben ruderten die beiden jungen Menschen durch die unbewegte Flut und spürten auch in sich den alles belebenden Mai.

René Leroux war eine eigenartige Mischung von Kindskopf und kultiviertem Pariser. Er entbehrte bei aller muntren Treuherzigkeit nicht ganz des koketten Raffinements. Da sich die beiden sympathischen Herren als Freunde Ingos eingeführt hatten, so war

rasch ein vertraut-höfliches Verhältnis zu den deutschen Damen hergestellt, die ziemlich neugierig waren, Näheres über den abenteuernden Verwandten zu hören. Die kränkelnde Freifrau brauchte viel Ruhe; Elisabeth war also dankbar für diesen willkommenen Anschluß, der sich in den besten Formen der Gesellschaft vollzog.

Das große deutsche Mädchen hatte auf den etwas jüngeren Franzosen sofort einen unwiderstehlichen Eindruck gemacht. Er war elektrisiert. Wie reif! wie ruhig! Wie edel in der Bewegung! Wie hübsch die Büste, das Haar, der ganze schlanke Bau, der an jene herrlichen Statuen am Südportal des Straßburger Münsters erinnerte: Kirche und Synagoge! Er konnte seine schwarzen Augen kaum von ihr abwenden. Es ist sogar zu vermuten, daß er mit dem Namen Stein erst dann auf Fischfang ausging, als ihm diese Trägerin des Namens auch als Weib angenehm aufgefallen war; an sich hätte ihn eine Verwandte Jngos vermutlich kaum interessiert. Doch blieb er bei aller Verliebtheit doppelt ehrerbietig; und besondere Höflichkeiten verschwendete er klugerweise an die Mutter. Er lauschte sich in die Interessen der Damen hinein; er war es, der ihnen die Romanreihe „Jean Christophe" empfohlen hatte; er fühlte sich belebter und vornehmer im Bannkreise Elisabeths. Und es war bei ihm ein ehrliches Empfinden, kein Täuschungsversuch; er war von der eher herben als eigentlich schönen, doch äußerst anziehenden und eindrucksvollen Erscheinung des thüringischen Edelfräuleins hingerissen.

Das Weib Elisabeth merkte dies. Und das Weib blieb nicht gleichgültig, nicht unberührt. Wieviel Lebenshunger war in ihr angestaut! Und so antwortete irgend etwas in ihrem Organismus den sinnlichen Strahlungen des heißverliebten Franzosen ganz von selber. Denn die Sehnsucht nach Jngo brach immer wieder aus geheimen Quellen empor, überflutete Adern und Nerven und ließ die volle Brust zu eng werden. Dann kam sie sich wie eine unbenutzte Kraftfülle, wie verschmähte Gesundheit vor; und der Verdruß des Wartens und Alleinseins bäumte sich auf Augenblicke in ihrer edlen Natur hochauf, ohne daß sie sich dagegen wehren konnte. Es waren Wallungen, die nicht dem Willen zugänglich waren, Wallungen der rätselhaften weiblichen Natur.

So war es auch heute.

Leroux hatte das Herz voll von sinnlicher Schwärmerei für das vor ihm sitzende, mit Kraft geladene junge Weib, das er hier über den leuchtenden Genfer See ruderte; und es schien nur einer Berührung zu bedürfen, so sprühten elektromagnetische Funken aus diesem Kraftbehälter weiblichen Reizes. Er schaute sie flammend an, sie senkte den Blick; dann lachte er wieder unbefangen und radebrechte das drolligste Deutsch, und sie lachte mit. Unauffällig veranlaßte sie ihn, von seinem Zusammensein mit Ingo zu erzählen. Der helle Pariser wußte darüber wenig zu sagen, aber er erfand nach Kräften hinzu, um ihr Freude zu machen. Dann kam er auf sich selber zu reden; und im Handumdrehen war er mitten in der flüssigsten französischen Liebeserklärung, die sich zu heißen Worten steigerte. Er trug ihr schlankweg seine Hand an. Er sei ein Sohn aus reichem und gutem Hause, er würde Deutsch lernen, auswandern, nach Kanada, nach dem Monde, sogar nach Thüringen, wenn sie ihn wolle, denn er liebe sie leidenschaftlich. Und er warf die Ruder in den Kahn und ergriff ihre Hände, die in der lauen Flut gespielt hatten.

Jetzt erschrak Elisabeth denn doch über diese andringende Glut; aber sie entzog ihm die Hände nicht. Sie verglich nur blitzhaft die stürmische Werbung dieses Ausländers mit der Teilnahmlosigkeit ihres ehemaligen deutschen Geliebten. Solche Gefühle kannst du erregen, dachte stolz das Weib in ihr, und Ingo hat dich verschmäht! Ach, das kurze Leben! Mißachtet und verlassen am Wege liegen zu bleiben — o wie bitter! Und hier lockt berauschende Leidenschaft! Hier lockt das Feuer eines hübschen jungen Mannes und will deine Kühle hinwegschmelzen und bietet dir seine Küsse und sein ganzes Sein und Haben an!... So saß Elisabeth mehrere Minuten in der beginnenden Maienmondnacht, äußerlich mit abweisendem Gesicht ins Wasser schauend, aber die Hände in ihres Bewerbers heißen Händen und überschüttet von den Liebesworten des lebhaften Kelten.

In solchen Sekunden hängt eines Weibes Schicksal an einer geringsten Bewegung, an einem Nichts. Aber Elisabeth strömte auch in dieser bedenklichen Stunde, wo ihr Blut für männliche Werbung empfänglich war, eine natürliche Reinheit aus. Es war in ihrem

Antlitz so gar kein Zug schwächlichen Entgegenkommens, daß der Bedrängende nicht wagte, über das Schickliche hinauszugehen. Sie entzog ihm endlich die Hände, strich über die Stirne und schaute ihn mit fernen Blicken an. Die Bezauberung wich.

„Es ist eigentlich nicht liebenswürdig von Ihnen, Herr Leroux," sprach sie, und es war wieder der ruhige Ton ihrer Mutter, „daß Sie mich da ganz unvermutet auf einer Kahnfahrt mit so ernsten Dingen überfallen. Das müssen Sie heute Nacht einmal ruhig überlegen. Ich nehme an, daß Ihr Wunsch, mir Angenehmes zu sagen, Sie fortgerissen habe. Wir wollen nicht mehr hierüber sprechen. Es wäre ja schade, wenn wir uns diesen schönen Abend stören würden. Nicht wahr?"

Und sie hielt ihm lächelnd und nun wieder ganz überlegen die Hand hin, die er sofort nervös und lachend schüttelte; worauf er elastisch zu den Rudern griff und ausrief: „Verzeihen Sie mir, aber der Abend und Ihre Nähe berauschen mich!"

„Der Abend? Es ist ja Nacht! Nun schnell zurück! Wir sind ja da fast zu dem Park Monrepos hinübergetrieben und sicherlich wohl schon halbwegs nach Coppet geraten! Flink! Oh, sehen Sie nur, die Lichterreihe von Genf! Und sehen Sie dort: der Vollmond. Und hier der feurige Drache, der Dampfer! Nur flink weiter, sonst ängstigt sich meine Mutter!"

So fuhren sie in die Lichter zurück, die in großem Halbkreis um den Genfer Hafen stehen. Und der gewandte Franzose suchte unter doppelt lauten und heitren Gesprächen seine Niederlage zu verbergen...

* * *

Ingo von Stein war von Barcelona, nach flüchtigem Besuch bei Schaller, direkt nach Avignon durchgefahren.

In der wohlbekannten Papststadt wurde Rast gemacht; die spanischen Eindrücke verlangten hier noch einmal Verarbeitung. Jetzt stand er einsam auf dem Rocher des Doms oberhalb der Rhone, wo er einst mit Friedel von jenem Mädchenphantom geplaudert. Und ihm war, als wären Jahre, nicht Wochen, seit seinem letzten Aufenthalt in Avignon an ihm vorübergerauscht und hätten ihre Spuren hinterlassen. Baumwipfel schienen vor der Aussicht hin-

weggeräumt, der Blick wurde frei, Jugendland tat sich abermals auf; Cousine Elisabeth stand am Parktor und winkte dem gereiften Pilger; und sie traten ein in das Freiland maßvoll beruhigter Schönheit und Weisheit und Liebe.

Wunderlich war es, wie er sich nun nach Elisabeth sehnte! Diesem Drange frischweg folgend, fuhr er vom reizvoll ummauerten kleinen Avignon über die offene große Handelsstadt Lyon immerzu das Rhonetal hinauf nach der ernsten Kalvinistenstadt Genf und stieg dort in demselben Gasthof ab, in dem die Damen und ihre beiden jungen Begleiter wohnten.

Gerade als Leroux und Elisabeth das Boot betraten, zog Ingo im Hotel seine erste Erkundigung ein. Ja, diese Gäste wären hier, gab man ihm Bescheid, aber außer der leidenden alten Dame alle ausgegangen. Wohlan, so wusch er sich denn auf seinem Zimmer und trat dann gleichfalls hinaus in die Zauberfarben dieses unvergleichlichen Maienabends. Allen Damen am rosig hellen Ufer spähte er unter den Hut: ist sie dies? oder jene dort? Nach den seltsamen Fahrten dieses Frühlings überwältigte ihn das Verlangen nach deutschen Lauten, nach thüringischen Gesichtern, nach fester Erdenwirklichkeit. Und hier also, unter diesen Menschen, die sich in verklärender Beleuchtung am Strand ergingen, irgendwo unter diesen Menschen mußte auch Elisabeth sein. Es gab also hier eine lebendige Seele aus Fleisch und Blut, die er sein nennen durfte! Seine Elisabeth! Die ihn heute noch liebte wie vor fünfzehn Jahren, als sie ihm unter dem Herbstgold thüringischer Buchen den ersten Kuß der Liebe gab!

Er ging aufmerksam spähend am Strand entlang bis zum Park Monrepos.

Auch auf die Boote, die reinlich abgezeichnet auf silberner Flut schwammen, richtete er sein scharfes Auge. Es bemächtigte sich seiner ein feines Fieber besorgter Unruhe. Wo ist sie? Ausgegangen mit Wallace und Leroux? Oder nur mit einem der Herren — und mit wem?

Die Boote beobachtend, blieb er mit plötzlichem Erschrecken stehen: die hohe Dame dort im Nachen mit dem starken Haar und dem graden Wuchs — war sie das nicht? Er spähte lang in die sinkende

Nacht hinein; sie hatten die Ruder eingezogen, sie hielten sich an Händen. Allein das war wohl schon die dritte oder vierte Dame, die er heute abend für Elisabeth gehalten hatte. Er lachte sich selber aus und kehrte ins Hotel zurück.

„Noch nicht zurückgekommen?"

„Bedaure, nein."

„Aber es ist ja Nacht."

„Herr Wallace kommt immer spät zurück, denn er malt im Gebirge. Herr Leroux und Fräulein von Stein haben wahrscheinlich wieder eine Kahnpartie gemacht."

„So, so!"

Er schwieg einen Augenblick, biß sich auf die Lippen und warf dann die Worte hin:

„Sagen Sie weiter nichts, daß sich jemand nach den Herrschaften erkundigt hat. Es wird sich ja morgen alles finden. Schicken Sie mir den Kellner auf mein Zimmer, ich werde oben eine Kleinigkeit essen."

Der umhergetriebene Troubadour schlief in dieser Nacht keine Stunde.

Doch sein Tagebuch füllte sich mit peinvollen Gedanken.

* * *

Aus Steins Tagebuch:

Von Lord Byrons großzügigem Pathos, von Shelleys Himmelsflug, von Voltaires Diabolik und Rousseaus dumpf-ungestümem Freiheits- und Liebesdrang sind an diesem Genfer See noch Strömungen in der Luft...

Es ist Nacht: Zeit der Dämonen. Zeit der Sonnenferne, Zeit der Mondherrschaft. Es ist Nacht: Gespenster- und Verräterstunde! In der Nacht verriet Petrus den Herrn; als der Hahn krähte, als die Sonne wieder alles Leben beleuchtete, erwachte sein höheres Ich zum Bewußtsein der niedrigen, sonnenfernen, gottfernen Tat...

Teile der Nacht sind in uns allen. Unbetretene Schluchten, luziferische Mächte, Dämonen des Abgrundes. Und Diabolik oder Koboldwesen und Nixentum steckt auch in jedem naturstarken Weibe... Elisabeth ist naturstark... Freilich, das edle Weib beherrscht die

Dämonen; sie werden dann Freunde und dienen der stolzen Herrin. Aber das schwache Weib? Das läßliche und passive Weib?...

Ich bin furchtbar allein!...

O mein Gott, wie grauenhaft bin ich allein!...

Zum erstenmal in meinem einsamen Leben wahrhaft mutterseelenallein!...

Klammre dich nicht an ein Weib, mein Herz! Ein Weib kann nicht geleiten, kann nur begleiten, wenn du selber stark bist. Sie kann dir den Lebenskampf erleichtern, aber nicht dir ersparen; sie kann dir Reizmittel sein, nicht Nahrung. Nahrung aber müssen Mann und Weib aus übersinnlichen Sphären holen. Wenn dir dahin der Pfad versperrt ist, wenn du nimmer glaubst an Sitte und Gottheit — dann allerdings ist Geschlechtslust dein niederträchtiger Ersatz — und Zerrüttung das Ende!

Das ist des Lebens Tragik: bei innigster Liebe und reinster Absicht in entscheidenden Stunden ganz allein zu sein! Es gibt Stunden, die dir den Atem benehmen, wo du mit niemandem sprechen kannst, auch nicht mit dem besten Freunde. Das muß allein durchgekämpft werden. Beiß Zähne zusammen! Kämpf' es durch! Sprenge die Rinde! Neue Kraft formt neue Lebensrinde! Und nicht bitter werden, nicht bitter! Es ist wie ein Sterben, denn du mußt dich von etwas Geliebtem trennen. Doch morgen bist du hindurch — und die Wunde wird vernarben — und du bist stärker als zuvor...

Ich spüre die Geisterfreunde vom Montserrat, ich spüre die Jungfrau von Lourdes. Habt Dank! Bald bin ich vollends in eurem unbekannten Lande, wo es nur Liebe gibt, nur Treue...

Als der Vollmond über dem See hing,
Als die tückisch bewegliche Welle
Ruhigen Lichtes lag, nur leise blinzelnd —
Dacht' ich, wie diese falsche Woge
Tückischen Sturmes fähig sei,
Schneeweiße Fäuste ballend,
Ein zornig Weibchen — das gestern
Zärtliche Geliebte war.

Traue der Welle nicht, Wandrer!
Trau' nicht dem Weibe!

Ach, mich quälen Wahnsinnsgedanken,
Da ich der Süßen mißtraue,
Die mir so lieb war!
Denn keine Treue wohnt in der Welle,
Ach, keine Treue im Weib! Denn im Kusse,
Insgeheim, in dunklen Tiefen,
Denkt sie des andren!
Ach, wer will eines Weibes Gedanken gebieten!
Wer den ewig beweglichen Wellen! ...

Es ist Gift in meinem Blut! Es sind Dämonen in diesem Zimmer! Dieses Genf ist voll von Dämonismus! Ward nicht da draußen eine Kaiserin ermordet? Ja, das ist es! Bin ich nicht vorhin über die Stelle dieser schwarzen Tat gegangen? Sie ward mitten ins Herz getroffen von jenes Mörders Stilett, es floß kein Tropfen Blut, sie hat immer im Leben Reinlichkeit geliebt. Ruheloſe, du bist viel gewandert: wandernd stiegst du in Charons Nachen! Ihr Lieblingsdichter war der zerrüttete Heine, ein Verwandter des größeren Byron, der den Gefangenen von Chillon besungen hat — Freiheitsucher, denen Europa und die Erde zu eng war! Weiße Schwäne schwammen am Ufer, wo sie getötet ward; und die weißen Berge schauten machtlos dem schwarzen Frevel zu...

Leben, du bist erschütternd kurz! Elisabeth, die du jener Kaiserin Namen trägst, wir wollen einander gut sein! Meine Elisabeth, wir wollen uns treu sein! Vergib, Elisabeth, denn ich bin dir selber zuerst untreu geworden! Und du hast recht, es mir zu vergelten. Vergelten!? Du — und vergelten?! Du bist ja frei, du bist durch nichts an mich gebunden! Es hat mich nur einen Augenblick erschüttert, daß du nun doch einen andren liebst. Sei glücklich — aber sei nicht unvornehm, meine Vornehme! Freunde sollen aufeinander stolz sein können: ich will stolz sein auf meine vornehme, keusche, stolze Freundin Elisabeth, auch wenn sie einem andren gehört. Wohl bin ich dem Glück nachgejagt, auch jetzt noch, aber das Glück hat mich gefoppt auf allen Wegen...

Euer Plan ist verloren, ihr ewigen Götter,
Wenn ihr wähntet, ich würde als Heil'ger wandlen,
Den harten Blick empor auf das Ewige richtend,
Bußpredigend wandlen durchs reinere Deutschland!

Nein! Mich überwältigt der Drang nach Liebe!
Jene, die mich in fernen Kindertagen
Aufgeweckt und mein Blut zum Singen brachte —
Wieder such' ich sie heiß und suche Liebe!

Wieder muß ich hinab, hinab zu Menschen!
Noch nicht bin ich zum Aufstieg auf den Gralsberg
Reif genug — und werd' es im nächsten Dasein
Redlich büßen — doch heute — — Liebe! Liebe! ...

Die flüchtige Auskunft eines Kellners, ein Blick auf einen Kahn, eine dumpfe Angst und Ahnung — es genügt, mir eine Fiebernacht zu schaffen! Ich glaubte mich im bequemen Besitz, ich ward herausgeschreckt. Nun kannst du spüren, mein Herz, wie zäh und fest meine Jugendfreundin mit mir verwachsen ist! Nun, da du verlierst, nun weißt du, was du besessen!...

Bin gealtert, leidgeschüttelt
Und ergraut an beiden Schläfen —
Liebste, doch noch einmal möcht' ich,
Daß wir uns im Walde träfen.

All die süßen Liebesworte,
Die ich dir vor sieben Jahren
In dein schweres Haar geflüstert,
Solltest du aufs neu' erfahren.

Wenn der Knabe küßt, so ist es
Wie das Schilf im weichen Winde —
Doch des Mannes Kuß vergleich' ich
Starkem Sturmgebraus der Linde.

Warst du dort die Honigblüte,
Dran ich wie ein Falter naschte,
Oder warst du mir die Waldfee,
Die ich leichten Sprungs erhaschte —

So ersehnt jetzt Mannesvollkraft
Eines starken Weibes Fülle,
Und es trennt die reifen Gatten
Weder Bänglichkeit noch Hülle ...

— — — — — — — — — — —

* * *

Wunderlich wechselnd ist eines phantasiereichen Menschen Empfindungsleben.

Als Ingo von Stein nach geringem Schlafe am andren Morgen auf roten Teppichen die Hoteltreppe hinunterstieg, war er über sich selber erstaunt, wie spannkräftig er dennoch dem neuen Tag entgegenschritt, als wäre der Gedankenspuk dieser eifersüchtigen Nacht gar nicht gewesen.

Es war zwischen sieben und acht Uhr, als er ins Frühstückszimmer trat.

„Noch niemand unten?"

„O nein! Erst gegen neun Uhr pflegen die Herren zu erscheinen; und die Damen nehmen das Frühstück auf ihrem Zimmer."

Er trank seinen Kaffee und trat hinaus in den köstlichen Duft eines wolkenlosen Morgens. Nach rechts, über die Brücke, in den englischen Garten. Auch dort irgendwo waren Boote zu vermieten; er nahm sich einen schlanken Nachen und ruderte aus dem Hafen hinaus in den glatten See, der flimmerte von Morgenduft und Morgenlicht.

Hatte des Nachts eine mittelalterliche Stimmung von Hexen und Dämonen spukhaft über ihn Macht gehabt, so ward er jetzt umflutet vom taghellen Schönheitsrausch des alten Hellas. Wie kraftvoll schön die Welt! Wie anstrahlend Luft und See! Ein starkes Naturschauspiel entfaltete sich unmittelbar vor seinem Nachen: ein großer Schwan, von Maienbrunst getrieben, verfolgte stürmisch ein Weibchen; mit den Flügeln klatschend, rauschend, flog er dahin, fiel auf offenem See über das flüchtende Weibchen her, schlug den Schnabel in Hals und Rücken des unter ihm schwimmenden Vogels — und unter starkem Schreien kämpften sie schwimmend den uralten Kampf der Geschlechter, so daß Federn flogen und der See aufrauschte. Mehrere andre Schwäne umkreisten mit erregt gesträubten Flügeln den immer wieder unterbrochenen und immer wieder aufgenommenen Kampf. Leda und der Schwan! Das sinnlos berauschte Männchen verfolgte das weibliche Tier über den halben See hinüber; leicht schwimmende Federn bezeichneten die Fluchtlinie. Das Bild paßte in die Kraft, den Farbenglanz und die Größe der Landschaft. Der See schimmerte grün-bläulich, fast

violett; die Häuserreihe von Genf warf das Morgenlicht zurück; und dahinter erhob sich die ernste Schneelandschaft der Juragipfel.

Dem Troubadour verdichtete sich der wildschöne Kampf des Schwanes um sein Weib zum Sinnbild für ihn selber. So gedachte auch er um sein Ideal zu kämpfen — aus allen Irrfahrten heraus um das ganz bestimmte einzige Weib, das ihn von Kind an geliebt hatte.

Er zog die Ruder ein, ließ sich treiben und redete mit den Nixen des Genfer Sees.

„Nixen der Flut und der Forste, ich bitte, bleibt mir auch ferner
Freundlich gesinnt, wie so oft in der Heimat, im Thüringer Walde!
Ja, verdoppelt die Gabe! Denn zwiefach will ich nun werden,
Und es fürchtet mein Weib ein wenig die Rache der Nixen,
Die ich immer so herzlich geliebt wie die Wunder des Waldes.
Doch ich erzähle der Bangen, wie gut ihr seid und wie hilfreich,
Und bald wird sie euch lieben und wird sich freuen, zu schauen
So viele schöne Gesichtchen, so schöne Gewänder und so viel
Köstlich melodischen Lebensgesang, der nachts um das Haus weht
Und des Schläfers Gedanken und Sorgen verwandelt in Wohllaut.
Singt auch der Meinen! Singt meiner Gattin! Und was sie an Kummer
Oder an Krankheit geschaut und gepflegt — verwandelt es, Geister,
Singend in Töne der Freude! Und habt sie lieb, wie ihr mich liebt!"

Dann ruderte er hafenwärts, erstand die schönsten Blumen und schritt in das Hotel zurück.

Oben warf er sich in seinen dunkelgrauen Gehrock und schrieb auf seine Visitenkarte, die er mit den Blumen hinüberschickte, er bitte um die Ehre, den Damen von Stein seine Aufwartung zu machen. Nach Leroux und Wallace hatte er sich vorerst gar nicht erkundigt.

Vor den Zimmern der Damen im Korridor auf und ab gehend, wartete er mit pochendem Herzen auf Antwort. Es war ihm völlig ungewiß, wie man ihn aufnehmen, ja ob man ihn überhaupt empfangen würde. Als er noch wartend stand und sich bereits mit der Einbildung abzufinden suchte, daß man seinen Besuch überhaupt nicht annehmen würde, kam von unten ein Kellner und brachte ihm einen eben angekommenen Brief. Er erkannte Trotzendorffs

feste Handschrift. Doch hatte er eben nur Zeit, den Brief einzustecken. Denn die Tür tat sich auf — und raschen Schrittes trat Elisabeth heraus.

„Ingo!"

Sie ließ die Visitenkarte fallen und stürzte mit ausgestreckten Händen auf ihn zu, über und über erglühend und in diesem Augenblick wahrhaft schön. Er ergriff ihre beiden Hände mit den seinen, und so standen sie sich einen Augenblick gegenüber und schauten sich mit bebenden Herzen an. Es war einer der schönsten Augenblicke seines ganzen Lebens. Alles, was ihn gequält hatte, fiel von ihm ab, als sie sich hier Auge in Auge gegenüberstanden. Der Gralsucher hatte die überwältigend beseligende Empfindung: Ich bin am Ziel!

Aber sie befanden sich auf offenem Korridor, fremden Blicken ausgesetzt, und so beherrschten sie sich rasch.

„Aber wie kommst du denn hierher?" rief Elisabeth.

„Dich und deine Mutter zu begrüßen; das ist doch ganz einfach!"

„Mama ist sprachlos vor Staunen, sie macht sich eben im Schlafzimmer fertig. Komm nur herein in unsren Salon!"

Und sie traten ein.

Das Stubenmädchen, ein niedlicher Racker, der den Vorgang neugierig beobachtet hatte, hob Steins zu Boden gefallene Visitenkarte auf und ging damit trällernd und schnalzend an das andre Ende des Stockwerks. Dort lag Lerour noch immer in den Federn, obwohl es über zehn Uhr war; seine Schuhe standen vor der Türe. Der Pariser pflegte das Mädchen gern zu necken, sie gab ihm die Neckerei zurück: sie legte die Visitenkarte quer über seine Schuhe und erzählte dann kichernd den Kolleginnen, wie zärtlich der neue Herr von den Damen auf Nr. 10 empfangen worden sei. „Der flicht den Pariser aus — wetten wir?"

Frau Baronin Mathilde von Stein-Birkheim war mit der ganzen Vornehmheit ihres Wesens, das Spitzentuch über Kopf und Schultern, die große Brosche mit dem Bild der Großherzogin am Halse, in den Salon getreten und hatte, auf ihren Krückstock gestützt, stehend den offiziellen Besuch ihres überaus höflichen Neffen entgegengenommen. Dann nahm sie Platz und lud zum Sitzen ein. Sie war sonst wenig entzückt von Ingo; es war für sie schwer, zu dem

unberechenbaren Menschen ein Verhältnis zu finden. Noch im Herausgehen wußte sie nicht recht, ob sie den vermutlich ganz verwilderten Troubadour nicht gleich wieder kühl entlassen sollte. Jedoch die bejahrte Dame hatte eine Eigenschaft, die in diesem Falle überwog: sie war ein wenig neugierig. Und da Ingo mit wahrhaft ehrfurchtsvoller Höflichkeit ihre Hand küßte und in unverwilderten Formen eine ritterliche Begrüßungsrede hielt, war sie zunächst beruhigt und begann ihm umständlich ihre Krankheit zu erzählen. Dann sprach man vom Leidenslager seines Bruders. Und dann geriet das Gespräch ins Stocken; denn alle drei dachten an eine dritte Kranke, deren Namen aber niemand nennen mochte.

Während bei dieser gemessenen Unterredung Baronin und Ingo einander gegenüber saßen, stand Elisabeths hohe Palmengestalt am Lehnstuhl ihrer Mutter. Sie hatte den Arm um die Lehne gelegt, leicht geneigt, und schaute, sofern sie sich nicht zur Mutter herabbeugte, um eine Angabe zu bestätigen, fast unverwandt den Geliebten an, so strahlend von einem stummen Glück, daß dem Wanderer einmal über das andre ein warmer Schauer über das Herz rann. Himmel, wie edel und reif dieses Gesicht, wie ebenmäßig diese Gestalt! Wie gütig, warm und wonnig diese Augen! Und wie hilflos-kindlich dieses Lächeln des Glückes, das sie offenbar gar nicht zurückdrängen konnte! Nicht mit einem Wort beteiligte sie sich unmittelbar an der Unterhaltung; darin war sie sich treu geblieben. Und als sich Ingo erhob, um sich nach diesem ersten Besuch wieder zu verabschieden, hatte sie buchstäblich außer den jubelnden Eingangsworten keinen einzigen Satz an ihn gerichtet.

Ingo zog sich zurück und lief ein wenig durch die Stadt, nach der Rousseau-Insel und hinauf nach dem inneren Genf. Und es muß gesagt werden, daß er vor jedem Schmuckladen stehen blieb und die aufgereihten Trauringe liebäugelnd betrachtete. Es gibt in Genf viele Schmuckläden. Er wählte lang, trat endlich ein und erstand sich zwei Ringe. Er kannte den Umfang ihres Ringfingers: er entsprach genau seinem eigenen kleinen Finger. Mit den gediegenen Goldreifen in der Tasche setzte er beflügelt und entschieden seine Wanderung fort, kreuz und quer durch die ehrwürdige Stadt, doch blind für die Außenwelt.

Die Damen pflegten, wenn die Baronin sich besonders wohl fühlte, unten zu essen, und zwar zusammen mit Ingos Freunden Wallace und Leroux. Ersterer war wieder abwesend; Leroux begrüßte den Baron mit auserlesenen Liebenswürdigkeiten; alle vier setzten sich an einen besondren, blumengeschmückten Tisch. Elisabeth war in weißem Kleide, trug am Gürtel einige von Ingos Maiglöckchen und war in ihrer süßen Verzauberung einer Braut nicht unähnlich. Am Halse des, wie immer, hochgeschlossenen Kleides hing ein Goldkreuz mit rubinrotem Herzen: ein Schmuck, den Ingo immer geliebt hatte.

René Leroux war aufgeregt; Ingo mit seinen gesunden Nerven benahm sich gefällig, heiter und glücklich. Doch allmählich fielen ihm, während er von seinen Reisen erzählte, die Blicke auf, womit der Franzose, sobald er sich unbemerkt glaubte, beinahe bang und flehend Elisabeths Augen suchte. Es lag etwas wie ein Werben, ja wie eine geheime Verständigung in diesem Augenspiel. Elisabeth freilich, züchtig und bräutlich und mit leuchtenden Glücksfarben vor ihrem Teller sitzend oder am Weine nippend, schien gar kein Auge für ihn zu haben. Immerhin bemerkte Ingo, wie sie einmal, Leroux zudringlichem Blick begegnend, unwillkürlich errötete. Auch suchte der Pariser mehrmals eine gedämpfte Privatunterhaltung mit Elisabeth anzuknüpfen. Die alte Dame in ihrer freundlichen und etwas steifen Würde spürte nicht, was für Fäden zwischen den drei übrigen Tischgenossen hin und her spielten.

„Ingo hat nach meinem Dafürhalten recht sehr gewonnen", bemerkte sie oben leutselig. „Er scheint mir rücksichtsvoller zu sein als früher, wo er manchmal doch recht vorschnell war im Aburteilen. Und klug! Ich muß schon sagen: wirklich klug! Aber der andre, der unruhige junge Mann aus Frankreich, fängt an, mir nachgerade auf die Nerven zu fallen. Es ist zwar ein wohlerzogener Mensch von guter Kinderstube, aber es wäre passender gewesen, daß er mir oder dem Baron zugehört hätte, statt immer dich in eine Unterhaltung verflechten zu wollen. Es war korrekt, daß du ihm abgewinkt hast. Eine so zersplitterte Tischunterhaltung macht mich nervös ... Wir werden um vier Uhr auf unsrem Balkon Kaffee trinken, nicht wahr, Kind? Wenn ich noch schlafen sollte, kannst du ja den Baron empfangen und so lange unterhalten."

Ingo hatte mit Lerour noch einige Zigaretten geraucht und sich dann auf sein Zimmer zurückgezogen. Hier durchdachte er, ziemlich gedämpft nach dem Freudenausbruch des Vormittags, seine unangenehmen Beobachtungen.

Dann las er Trotzendorffs männlichen Brief.

„Mein alter Ingo!

Nach einem langen ersten Empfang (Audienz) bei unsrer Hoheit bin ich soeben nach München zurückgekommen, wo es meiner lieben Frau nach schmerzlichen Tagen zum Glück besser geht, und setze mich sofort hin, um dir zu schreiben. Deine häufigen treuen Kartengrüße sind eingetroffen, ebenso zu unsrem Erstaunen Deine Drahtnachricht von Deiner Reise nach Genf. Du bist doch immer der alte Sausewind, liebster Junge! Was Teufels treibst Du denn nun plötzlich in Genf? Was überhaupt so lange in romanischen Ländern? Mir ist das Herz wieder aufgegangen, als ich deutsche Sprache um mich her vernahm. Na also, nun zur Sache! Wir haben in jener fürstlichen Unterhaltung auch über Dich gesprochen, Alter. Ich bin ins Zeug gegangen, daß die Schwarten krachten. Dein Buch Heroismus (Du hättest es schlicht und deutsch Heldentum nennen sollen) ist unter hoher Befürwortung (Protektion) nach Berlin gegangen und soll an höchster Stelle gewürdigt werden, besonders der Abschnitt über Friedrich den Großen. Und dann: in den nächsten Monaten kommt Seine Majestät nach der Wartburg. Dort, an geschichtlich bedeutsamer Stätte, wirst Du dem hohen Herrn vorgestellt. Ein Mann wie Du darf nicht ziellos in der Welt herumlaufen, Du hast vaterländische Pflichten, Freiherr von Stein! Verstanden? Wir werden bis dahin überlegen, wo wir Dich an den rechten Platz stellen: Kunstakademie, Hoftheater, Staatsdienst, Gesandtschaftsposten — irgendwo müssen wir Deine geistige Kraft verwerten. Du hast mich zwar oft gehänselt wegen meiner angeblichen Vereinsmeierei: Sprachverein, Flottenverein, Pfadfinder, Jugendwehr und so weiter — laß gut sein, Junge! Das sind rüstige Dinge und eines rechten Mannes würdig. Und ich fühle mich nun einmal bis ins Mark als Mitglied der vaterländischen Gemeinschaft und unsres deutsch-völkischen Arbeitsgebietes. Also, lieber Freund, kurz und gut: im Herzen Deutschlands ist Dein

Platz! Und drum verdirb mir meine Bemühungen nicht und stell' Dich zur Verfügung, wenn von höchster Stelle ein Ruf an Dich ergeht. Deutschlands Weltlage im Herzen Europas ist ernst. Wer weiß, wie bald Angelsachsentum, Slawentum und Romanentum sich über uns herstürzen werden! Oder wer weiß, was von innen her gebraut wird! Da wird dann auch viel Faules hinweggefegt werden, was dem Ernst und der Größe der Zeit nicht mehr gewachsen sein kann. Du hast, wie der alte Joseph in Ägypten, in aller Stille Vorratshäuser gebaut; dann, wenn die Nöte kommen, sollst Du Deine Kornkammern auftun. Drum halte Dich bereit!

Deutschen Gruß, lieber Freund!

Dein Richard."

Ingo gedachte dieses treuen und tapferen Mannes mit warmer Herzensbewegung. Er sah im Geist den breitschultrigen Verfasser dieses Briefes am Schreibtisch sitzen, den angegrauten Schnurrbart und das militärisch kurze Haupthaar über das Papier gebeugt; er sah ihn, wie er dann zufrieden ans Bett seiner Gattin trat und mit markiger Stimme den Brief vorlas, denn zu all solchen Erzeugnissen holte er ihren Segen ein; und er sah, wie sie lächelnd und lobend beistimmte.

„Er ist ein prächtiger Vertreter eines tatkräftigen Bismarckschen Deutschtums", dachte Ingo. „Aber ohne Romantik. Eine Gralsburg zu bauen ohne Hilfe eines Vereins, wäre für Trotzendorff ein Wahn (in Klammern: Chimäre) oder eine Einbildung (in Klammern: Ideologie oder Illusion). Und ein Mann von geistiger Bedeutung hat nach Richards staatstreuem Empfinden das Höchste erreicht, sobald er in amtlicher Stellung steht mit Titel und Orden. Ihm ist der römische Staatsbegriff in Fleisch und Blut übergegangen; aber die freie Genialität der Griechen, der Sinn für Schönheit, Anmut, Geschmack? Mystik ist ihm ebenfalls verdächtig, Musik ein allerdings sehr angenehmes Geräusch, ohne daß er in ihre seelische Tiefe dringt. Kurz, Trotzendorff hat Stiefel, aber keine Flügel."

Das ungefähr waren Ingos Gedanken über diesen in seiner Einseitigkeit tapfren und treuen Charakter, der aus altpreußischer Zucht hervorgegangen war.

Und doch mußte er sich sagen, daß dieser Soldat eine richtige Empfindung gegenüber Ingos Schwärmerei ehrlich aussprach.

„Ich drohe mich in der Tat zu verflüchtigen, ich gehöre nach Deutschland, in festes Wirken, wenn auch nicht in staatlich abgestempelten Formen. Da hat er recht. Doch ob der realistische Deutsche dem Idealisten Führer sein kann? Schwerlich! So wenig wie der Körper dem Geist. Nur ein Mahner. Kein Kaiser darf Dichter kommandieren. Sie sind beide gleichwertige Fürsten. Ich achte den Reichskörper: aber mein Gebiet ist die Reichsseele."

So wappnete sich hier, in aller Freundschaft, ein Deutscher gegen den andren — echt und selbständig beide, und doch erst in Gemeinschaft und Ergänzung ein harmonisches Ganzes.

Dann ging er hinauf zu den Damen.

Er traf Elisabeth allein. Sie strahlte von innen einen eigenartigen Zauber aus, sie war liebreizend und glückselig. Als er eintrat, legte sie den Finger auf den Mund und deutete nach der Nebentüre.

„Mutter schläft noch", sagte sie leise.

Er war beglückt, sie allein zu sprechen, behielt ihre Hand in der seinen und setzte das Gespräch mit gedämpfter Stimme fort:

„Sind wir wirklich wieder einmal allein nach so langen Jahren? Es kommt mir noch immer wie ein Traum vor, daß wir uns gegenüberstehen."

„Mir auch, Ingo."

„Und sag' mir, Elisabeth, denkst du noch genau so wie in der Kindheit?"

Sie wandte den Kopf, schaute befangen nach der Nebentüre und sah dann wieder ihn an, innig und seelenvoll, aber stumm, als wollte sie sagen: Sprich hier nicht darüber, aber lies in meinen Augen, du lieber Mann!

Sie setzten sich in die offene Balkontüre und unterhielten sich mit gedämpfter Stimme. Ingo erzählte vom Montserrat und konnte sich nicht enthalten, auch des Konsuls zu gedenken und von des ungewöhnlichen Mannes wunderbaren Enthüllungen Andeutungen zu geben.

Doch hier spürte er bald ein feines Widerstreben.

„Man hört jetzt viel von solchen Ideen", sagte sie. „Kommt diese Bewegung nicht aus Amerika und England oder gar aus Indien?"

„Gewiß, ja, aber Bruck ist ein unabhängiger Mann."

„Oh, es ist gewiß sehr interessant. Aber genügt schließlich nicht das Bibelwort: Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört, das hat der Herr bereitet denen, die ihn lieben?"

Ingo mußte unwillkürlich lächeln. Das war sie noch immer, seine gute Elisabeth!

„Gewiß genügt es! Es genügt ja auch, in Deutschland den Acker zu bauen", sprach er. „Wozu also Amerika entdecken? Wozu den Nordpol suchen? Wozu gar mit Luftschiffen das höchst unsichere Element der Luft befahren wollen? Man könnte ja am Ende einmal herabfallen! Nicht wahr, Spießbürgerchen?"

Sie lachten beide.

„Da hast du recht, Ingo! Baue du nur Luftschiffe, aber flieg uns nicht wieder fort! Übrigens auch ich interessiere mich lebhaft für Geister," fügte sie schalkhaft hinzu, „aber für verkörperte!"

Hier wurde angeklopft, und das niedliche Stubenmädchen brachte einen Blumenstrauß mit einem Briefchen in geschlossenem Kuvert, gab die Sachen an Fräulein von Stein und verschwand.

„Bei euch ist ja die reine Blumen-Ausstellung!" scherzte Ingo. „Was hast du denn da für einen Verehrer?"

„Harmlos! Sieh selber nach!"

„Darf ich wirklich? Kein Geheimnis?"

„Vor dir hab' ich kein Geheimnis."

„Wirklich nicht, Elisabeth?"

Er hatte das Briefchen in der Hand, das sie ihm ungeöffnet gereicht hatte; und als sie so, den Blumenstrauß aus dem Papier wickelnd, vor ihm stand und ihn mit ganzer Treue und Klarheit ansah, konnte er nicht anders: er legte den Arm um ihre Schulter, und sie sahen sich ganz nahe einige Sekunden innig in die Augen. Ein Glücksstrom überrieselte ihn abermals: ich bin am Ziel!

Dann tat sie die Blumen ins Wasser und trug die Vase auf die Brüstung des Balkons, wo bereits der Kaffeetisch wartete. Er aber öffnete das Kuvert, das Leroux Visitenkarte enthielt — und las folgendes:

„Ich bin rasend vor Eifersucht. Gestern im Nachen war ich zwar toll vor Liebe, doch auch Sie waren nicht gleichgültig. Auch Sie lieben mich, sagen Sie mir deutlich, daß Sie mich lieben! Tragen Sie eine meiner Rosen als Antwort! Ich bete Sie an."

Ingo stand und starrte diese leidenschaftlichen Worte an. Dann fluteten und brausten plötzlich wieder die Angstzustände der Nacht über ihn herein. Also doch! Seine Elisabeth — dort im Kahn — also doch!

Auch Leroux wähnte sich offenbar „am Ziel"! Denn sonst hätte er diese Sprache nicht gewagt!

Er sagte keine Silbe.

Mit unnatürlicher Ruhe steckte er die Karte in das Kuvert und legte das Briefchen auf Elisabeths Schreibmappe.

Die Mutter trat jetzt ein. Er bot ihr den Arm und führte sie an den Kaffeetisch. Und es wurde eine unsäglich einsilbige und unsäglich steife Kaffeestunde.

Elisabeth, in ihrem stillen, großen Glück, merkte anfangs gar nichts von des Freundes Verstimmung; sie schob seine Schweigsamkeit denselben Gefühlen zu, von denen sie selber durchdrungen war. Sie sprach heute reichlicher; sie zitierte Stellen aus seinen Werken; und ihre Mutter machte lächelnd die Bemerkung:

„O die, die kann deine Bücher auswendig, Ingo!"

„Wirklich, liebe Tante? Was Sie sagen!"

Er schaute in das strahlende, offene, durch kein Wölkchen getrübte Gesicht seiner glücklichen Geliebten; und tiefes Weh wallte in ihm empor. Der beklemmende Schmerz machte ihm fast jede Unterhaltung unmöglich. Auch sie nicht treu! In einem Winkel ihres Wesens auch sie kokett! Trägt jenen artigen Burschen im Herzen — und verbindet damit die wieder erwachten Jugendgefühle! O Weib, Weib!

Und er raffte sich auf und sprach von Trotzendorffs Brief und daß er wahrscheinlich recht bald nach München müsse. Man hatte den Namen Trotzendorff bisher vermieden; jetzt teilte er geflissentlich mit, daß die kranke Frau von Trotzendorff in einem Münchener Sanatorium liege.

Elisabeth wurde schweigsam.

„Ich hatte nur das Bedürfnis," schloß er höflich und kühl, „Ihnen, liebe Tante, meine Aufwartung zu machen und mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Es war mir äußerst angenehm, daß ich Sie beide getroffen habe. Weiter fesselt mich nichts mehr hier in Genf; ich kenne den See schon; und Sie gehen ja wohl auch bald nach Montreux. Wundern Sie sich also nicht, wenn ich plötzlich nach München und dann nach Thüringen zu meinem Bruder verschwunden bin."

Elisabeth blickte stumm in ihre Tasse. Ihr Herz krampfte sich zusammen. Nach München! Also doch wieder zu jener Frau!

„Du bist und bleibst ein rechter Zugvogel, lieber Ingo", sagte die Tante und war offenbar nicht wenig verlegen, wie sie das Gespräch fortführen sollte. Denn die beiden schweigsamen Menschen unterstützten sie darin ganz und gar nicht.

So hob sie denn dieses trübselige Kaffeestündchen auf, und Ingo verabschiedete sich. Elisabeth suchte ratlos, ängstlich, bittend seine Augen; sie suchte ihn mit der ganzen Innigkeit ihrer Blicke noch einmal festzuhalten; er spürte, wie ihre Hand zitterte, als sie die seine krampfhaft festhielt — aber er wich ihren Blicken aus. Es war in ihm eine tiefe Trauer und ein schmerzlicher, fast bissiger Entschluß. In der Form der größten Höflichkeit nahm er Abschied; und die große, weiße, goldverzierte Salontüre fiel hinter ihm zu.

„Diese Waldecksche Linie der Familie Stein hat entschieden einen Stich ins Verrückte", grollte die sonst so gehaltene Edelfrau, als sie mit ihrer todbleichen Tochter wieder allein war. „Wirst du nun aus diesem Menschen klug? Da überfällt er uns, scheint die alten Beziehungen wieder anknüpfen zu wollen — und läuft sofort wieder davon! Ich muß doch einmal gleich an Tante Adelheid nach Weimar schreiben, daß sie ihm den Kopf waschen soll! Auf sie gibt er wenigstens noch etwas, auf uns gar nichts. Auch der französische Herr wird mir unangenehm; und der Engländer nimmt überhaupt keine Rücksicht. Ich will dir etwas sagen, mein liebes Kind: wir zwei bleiben wieder allein! Hörst du, Elisabeth? Das alles regt mich auf."

„Ja, Mutter, wir zwei bleiben wieder allein ..."

Der Duft und Dunst, am Morgen noch von der Sonne durch-

glüht, hatte sich jetzt immer mehr zu Gewitterwolken verdichtet. Die Sonne war verschleiert. Es war eine fahle, schwüle Stille. In der Ferne, nach Lausanne zu, bildete sich ein schwarzes Gewitter und schüttete am Abend Regenmassen über Berge, See und Stadt.

Ingo, rasch und lebhaft in seinen Entschlüssen, packte augenblicklich seine Sachen. Während dieser Arbeit beruhigte er seine leicht erregbare Phantasie. Und seine natürliche Herzenswärme trat wieder hervor.

Er setzte sich hin und schrieb der Geliebten eine kurzen Abschiedsbrief:

„Meine gute, liebe Elisabeth! Wenn auch unser Bund zerbrochen ist, so wollen wir doch versuchen, als Kameraden dankbar aneinander zu denken. Ich will Dir also sagen, daß ich Dir nicht grolle. Denke auch Du gut von mir! Offen will ich Dir mitteilen, daß ich euch zufällig im Kahn beobachtet habe und auch während des Mittagessens nicht blind war; das Briefchen gab dann den Ausschlag. Elisabeth, werde glücklich! Doch bleibe unsre vornehme, gütige, edle Elisabeth, die wir um dieser Eigenschaften willen alle so sehr achten und lieben — und die ich, das darf ich wohl sagen, auch in allem Wechsel immer geliebt habe. Leb' wohl, liebes Mädchen! Ingo."

In der Nacht, während Elisabeth in ihre Kissen weinte und vergeblich das Taschentuch zerbiß, um ihre nahe schlafende Mutter das Schluchzen nicht merken zu lassen, saß der ruhelose Ingo im Schnellzug, um über Zürich nach München zu fahren.

* * *

Am andren Morgen troff ein mächtiger Maienregen über das Genfer Gebiet.

Elisabeth schritt im Regenmantel unter dem Schirm durch die Stadt, um einige Besorgungen zu machen.

Die Gewitternacht hatte in ihr einen Plan gereift. Nachdem sie ihrer Mutter verhärmtes Gesicht gesehen, die ihres Kindes Weinen recht wohl gehört hatte; nachdem sie noch gestern Leroux unseliges Briefchen gelesen und Ingos traurig-lieben Abschiedsgruß emp-

fangen hatte; nachdem sie in der Nacht noch einmal alles durchgelitten, was in ihren langen Herzensbund mit Ingo immer wieder störend eingegriffen hatte: gab es für ihre sonst so spröde Natur kein Wanken mehr. Sie beschloß, um den Geliebten zu kämpfen.

Sie ließ unter diesem trostlosen Regen, der auf ihren Schirm klopfte, durch nasse, öde Straßen wandernd, im Geiste vorbeiziehen, was ihren Bund mit Ingo hemmen könnte. Ihre eigene passive Natur? Die war doch wohl ein wenig besser geworden. Leroux? Ach, den hatte sie heute morgen kurz und kühl abgewiesen. Jene ferne Frau? Ja, da war es! Immer wieder jene Frau, die ihr so überlegen war, so schön, so geistvoll, so musikalisch — — — jene Frau Friederike — — —

„Wenn sie ein Herz hat," sagte sich Elisabeth und gab sich alle Mühe, die Tränen zurückzupressen, „darf sie sich nicht mehr zwischen uns beide stellen. Ich will zu ihr fahren und ihr alles sagen."

Neuntes Kapitel

Weimar

Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.
Schiller

Fräulein Adelheid von Stein-Birkheim stand mitten in ihrer häuslichen Welt voll künstlerischer Schönheit, die sie sich in ihren siebzig Lebensjahren aufzubauen verstanden hatte. Sie stellte eben das grüne Kännchen beiseite, aus dem sie ihre vielen Blumen zu begießen pflegte. Die Wände ihrer Wohnung waren bis oben hin mit schönen Gemälden, Familienporträts und Bildnissen befreundeter und wertvoller Menschen, deren Dasein sich irgendwie mit dem ihrigen versponnen hatte, ausgeziert. Und selbst auf den kleinen Tischen standen Photographien zwischen den auserwählten Büchern, die sie immer im Handbereich hielt.

Draußen leuchtete der jungkräftige Sommer bis in alle Winkel und Höfe des geweihten Städtchens. Rings um Weimar flossen sanfte Höhen und mildes Himmelsblau reizvoll ineinander; es war ein duftiger, die Konturen verwischender, traumhafter Tag. Hinter Belvedere blühte der wilde Rosenstrauch, an dem einmal, abseits von einer steifen Gesellschaft, Ingo seine geliebte Elisabeth überströmend geküßt hatte. Und im Park von Tiefurt stand noch immer auf einem weißen Sockel das neckische Wort: „Mozart und den Musen."

Die greise Dame pflegte auf ihrem Balkon Meisen, Finken und andere Singvögel zu füttern. Sie schaute hinaus und dachte lächelnd: „Ich bin auf den Singvogel neugierig, der mich heute besuchen wird." Dann ging sie ihren Hantierungen nach, in gewohnter klassischer Ruhe, nichts überhastend und doch frei von Kleinlichkeit.

Nicht lange darauf tönte die Klingel. Das Mädchen kam herein und brachte eine Besuchskarte: Ingo Freiherr von Stein-Waldeck. Der Spielmann hatte, die Treppe zu Tante Adelheid heraufsteigend, seinen Zustand mit lächelnder Wehmut empfunden: wie leicht bepackt, wie geläutert, wie gesäubert von allen Beschwerungen stieg er doch jetzt diese wohlbekannte Treppe wieder empor zu der Greisin, die ihm in ganz Weimar am nächsten stand! Und drinnen ereignete sich ein drolliger Zufall. Fräulein Adelheid suchte gerade ein Buch, als ihr die Karte überreicht wurde. Da fiel mit Geräusch ein Goethe-Band herunter und blieb aufgeschlagen liegen. Sie warf einen Blick auf die Seite und las die Worte aus der „Pandora":

„Dort! er taucht in Flutenmitte
Schon hervor, der starke Schwimmer:
Denn ihn läßt die Lust zu leben
Nicht, den Jüngling, untergehn."

„Willkommen in Deutschland, lieber Ingo! Willkommen in Weimar!" rief sie, als sich der Neffe über ihre Hand beugte. Sie zeigte ihm die Stelle, und beide deuteten des Altmeisters Wort in guter Stimmung als ein freundlich Vorzeichen.

„Sie waren ja immer der Meinung, Ingo, daß Weimar und Wartburg Deutschlands Herz bilden, geographisch und geistig. Also willkommen im Herzen Deutschlands!"

Tante Adelheid war eine hochgewachsene Frau von aufrechter Gangart und pflegte weite, läßliche Kleidung zu tragen. Ein längliches Gesicht, eine mehr hohe als breite Stirn und nach den Schläfen etwas herabgezogene, oft prüfend halbgeschlossene Augen nebst schmalem Mund gaben ihr ein Gepräge sachlicher Klarheit. Es fehlte diesen Zügen nicht an Güte, doch auch nicht an deutlichem Freimut.

„Und jetzt sagen Sie mir einmal vor allem: wo stecken Sie denn so lange Zeit, Sie Ausreißer? Fast zwei Jahre waren Sie nun nicht in Ihrer Weimarer Wohnung! Und Ihr gemütliches Heim da oben am Horn geht in Spinnweben unter, wenn ich nicht Frau Tellbach von Zeit zu Zeit Feuer unter die Sohlen mache."

„Nun, die gute Frau hat ja alles ganz ordentlich instand ge-

halten", erwiderte Ingo lächelnd. „Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit."

„Das wollt' ich ihr auch geraten haben", versetzte Tante Adelheid. „Und wo kommen Sie denn jetzt her? Aus dem Ausland natürlich!"

„Sie schwärmen ja wohl immer noch für alte deutsche Nester wie Rothenburg und Hildesheim, nicht wahr, Tante Adelheid?" scherzte Ingo. „Und ich habe beide Städte noch immer nicht gesehen, entschuldigen Sie tausendmal!"

„Natürlich! Echt deutsch! Läuft in der Welt herum und kennt sein eigen Vaterland nicht!"

„Zunächst komm' ich übrigens von einem Krankenlager", erwiderte er ernst.

„Ihr Bruder, nicht wahr?" nickte sie bedenklich. „Ja, da steht es allerdings nicht grade gut. Sie sind ja kein Kind mehr, Ingo, und ich kann Ihnen also ruhig sagen, daß ich einen der Ärzte gesprochen habe, die Ihr Bruder konsultiert hat. Die Sache ist aussichtslos."

„Das hab' ich auf den ersten Blick gesehen", seufzte Ingo. „Er hat sich zum Erschrecken verändert. Dieser wilde, kühne, rauhe Bursche von ehedem — und jetzt ein Gerippe!"

„Ihr alter Vater tut mir noch besonders leid. Er hat nur die zwei Söhne; und der eine läuft in der Ferne herum, der andere — er ist ja wohl nur ein Jahr älter als Sie? — stirbt als Junggeselle hinweg. Wie soll das mit dem schönen Gute werden!"

„Das muß natürlich ich übernehmen."

„Muß, sagt er! Und seufzt dazu, der Gutsbesitzer! Ja freilich wär's notwendig, obschon Sie's ja schließlich verpachten und als Sommersitz einrichten können. Aber das ist ja das Unglück, daß Sie vor praktischer Arbeit zurückscheuen. Für Sie selber, Ingo, wird es heilsam sein, wenn Sie seßhaft werden. Nur sollte man Ihnen keine Wirtschaft anvertrauen, ohne links einen guten Verwalter und rechts eine gute Frau neben Sie zu setzen."

„Na, na, na, auch Sie unterschätzen also meine Energie, Tante Adelheid!"

„Wenigstens in wirtschaftlichen Dingen."

Ingo sprang auf.

„Himmel noch einmal, wie falsch ihr mich alle beurteilt! An einem einzigen Tage bin ich in diese Werktäglichkeiten eingelebt — jawohl — und am zweiten Tag läuft der Apparat von selber — und am dritten Tage lass' ich den Mechanismus laufen und widme mich den wertvollen Gütern des Daseins: der Ideenwelt. Der Unterschied zwischen meinem angeblich realistischen Bruder und mir, dem angeblichen Romantiker und Sausewind, besteht nicht darin, daß ich diese äußerlichen Dinge nicht beherrschen könnte — spielend beherrsch' ich diese Banalitäten, spielend, sobald ich nur will! Unterschätzt doch nicht einen geistig raschen Menschen! Sondern der Unterschied besteht darin, daß er und seinesgleichen in diesen wirtschaftlichen und sportlichen Durchschnittsfragen steckenbleiben, ja daß sie dies für das Leben selber halten! Und so füllen sie ihr Dasein mit nichtigem Geschwätz über Düngersorten, über Züchtung von Pferden, Hunden und Kälbern, über Prämien bei Geweihausstellungen und Preise bei Wettrennen — Dinge, die mich mordsmäßig langweilen. Nein, Tante Adelheid, in diese Mauern der Standesinteressen sperrt ihr mich nicht mehr ein! Aus dieser Welt bin ich ausgerissen. Und Sie geben mir einen Ehrentitel, wenn Sie mich als Ausreißer begrüßen."

„Potztausend!" lachte Tante Adelheid. „Da hab' ich ihn einmal in eine allerliebste Ansprache hineingeärgert! Setzen Sie sich ruhig wieder her, Ingo. Sie wissen, daß ich ein offenes Wort ganz gut vertrage, aber Aufregung und Überspanntheit nicht liebe."

Ingo setzte sich wieder und bat um Verzeihung; er habe, fuhr er fort, auf dem Gut während der wenigen Tage so viel versteckte Vorwürfe von Basen und Gevattern ausstehen müssen, daß nun sein angesammelter Unmut wider seinen Willen ausgebrochen sei.

„Am verständigsten war mein Vater", schloß er. „Der klopfte mir auf die Schulter und meinte nur kurz: ‚Laß sie reden, Junge, ich glaube dich besser zu kennen!' Während der ganzen Fahrt von Waldeck nach Weimar sah ich diesen braven alten Herrn vor mir in seinem weißen Bart und seinem leider unentbehrlichen Stock, wie er mich hinkend an den Wagen begleitete und mit seinem schlichten ‚Mit Gott!' entließ, aufrecht, ein alter Soldat und doch

von weichem Gemüt, die beiden Doggen neben ihm — ein Edelmann von altem Schrot und Korn!"

„Bravo, Ingo! Geben Sie mir mal die Hand, lieber Junge! Und nun sagen Sie mir: wie geht's Frau von Trotzendorff in München?"

„Ich muß Ihnen gestehen, Tante Adelheid, ich habe sie seit einer Reihe von Wochen nicht mehr gesehen. Von Genf wollt' ich nach München fahren, blieb aber in Zürich bei einem befreundeten Schriftsteller und fuhr dann über Heidelberg nach Thüringen."

„Und das halten Sie aus?"

„Warum nicht?" versetzte er und legte ziemliche Kühle in seinen Ton. „Ich erhalte ja durch Trotzendorff regelmäßige Nachricht."

„Durch Trotzendorff? Nicht durch sie?"

„Sie liegt zu Bett. Es ist keine gefährliche, aber langwierige Sache."

„Na, man kann doch aber schließlich auch im Liegen Bleistiftbriefe und Füllfedergrüße senden, das weiß ich am besten, wenn mich Herzschwäche an den Diwan fesselt. Es fällt mir auf, daß Sie so die Fühlung mit Ihrer intimsten Freundin verloren haben."

Tante Adelheid schaute mit forschenden Augen in Ingos gleichmütig ernstes Gesicht.

„Freundschaft und Freiheit gehören zusammen", bemerkte er allgemein und schaute durchs Fenster. „Nur in Freiheit ist Freundschaft möglich. Wenn der eine Teil den andren mit List oder Gewalt festzuhalten oder abzusperren sucht, so ist das bereits eine verlorene Sache. Man kann weder Glück noch Freundschaft erobern oder erzwingen: derlei hohe Dinge sind Göttergeschenke."

„Da haben Sie recht, Ingo", erwiderte Tante Adelheid, und ein weicherer Ton glitt in ihre Stimme. „Das kann ich Ihnen aus eigener Erfahrung bestätigen."

„Wie geht's denn unsrer Exzellenz?" fragte Ingo sofort. Die Frage schloß sich leicht an das Vorausgegangene an. Denn auf der andren Seite des Stockwerks wohnte der teuerste Freund dieser durch viele hohe Freundschaften ausgezeichneten Greisin. Und sie erzählte von der Tätigkeit und Geistesfrische dieses harmonischen Edelmannes, der gleichfalls schon dem siebzigsten Lebensjahre zusteuerte, aber doch noch fleißig in seiner Kunst der Malerei und

Architektur tätig war, dankbar für ein reiches Leben, den Tod nicht fürchtend, Schönheit in seinen Zimmern um sich ausbreitend und durch stille Wohltaten manchen Mitmenschen fördernd. Es war für Ingo jedesmal eine Erhebung, wenn er bei diesen abgeklärten Alten zu Gast war, die er scherzend Philemon und Baucis zu nennen pflegte.

„Lieber Ingo," sagte Fräulein Adelheid und nahm seine Hand, „nun lassen Sie mich alte Frau einmal ein paar offene Worte sagen. Ich habe da einen Brief bekommen von Mathilde aus Genf. Nun sagen Sie mir: was haben Sie denn eigentlich in der kurzen Zeit Ihres Aufenthaltes in Genf schon wieder mit Elisabeth gehabt, daß dieses durch und durch brave Mädchen aus heimlichen Tränen nicht mehr herauskommt?"

Ingo erbleichte.

Dann schoß eine jähe Blutwelle in sein Gesicht zurück, als er nun so vor Tante Adelheids prüfend ruhigen Blicken gefesselt auf seinem Stuhle saß.

„Wieso denn?" fragte er tonlos.

„Sie haben in Ihrem Verhältnis zu Elisabeth immer vor uns andren Versteck gespielt; und auch sie selber hat in ihrer verschwiegenen Art nie ein Wort darüber geäußert. Es ist ein merkwürdiges und im Grunde seelisch einsames Mädchen; sie hat in tieferen Dingen keine einzige Vertraute — nicht einmal mich," setzte sie lächelnd hinzu, „die ich doch so gern Beichtmutter bin. Uns schien damals zwischen Ihnen beiden ein heimliches Verlöbnis zu bestehen — nun, man hat so dies und jenes beobachtet. Aber dann entferntet ihr euch wieder voneinander. Das mag ja nun sein, wie es will, aber man kann doch in Güte aneinander denken und auch nach aufgehobener Verlobtheit oder Verliebtheit einander Freundlichkeiten erweisen, besonders einem so vortrefflichen Menschenkinde wie dieser selbstlosen, viel zu viel nur für andre lebenden Elisabeth. Einem solchen Kindergemüt Tränen auszupressen — Ingo, darauf kann kein Segen ruhen!"

Ingo war bestürzt.

„Tante Adelheid," sprach er endlich, „Sie sprechen nur von Elisabeth und was ich ihr etwa angetan haben könnte. Für mich als

Mann schickt es sich wohl nicht, von etwaigen eigenen Leiden zu sprechen und von dem, was ich selber gelitten habe durch Elisabeths sprödes, unergiebiges Naturell. Das ist eben Schicksal. Da kann ein Dritter schwerlich hineinschauen."

„Danke!" erwiderte Fräulein von Stein kaltblütig. „Sie setzen mir also den Stuhl vor die Türe. Nun, immerhin habe ich in den letzten Jahren tiefer in das Wesen dieser edlen Mädchenseele hineingeschaut, als wahrscheinlich ein gewisser anderer, der im Ausland Studien machte. Sie haben zu viel an der Peripherie gelebt, Ingo. Aber leidende und liebende Menschenherzen gibt es auch in der Heimat; Heroismus und Größe gibt es auch im Inland. Man braucht kein Spießbürger zu werden und kann doch mit seinen Mitbürgern in Herzensfühlung bleiben — nämlich als ein Schenkender, lieber Ingo. Ich appelliere also an Ihre Großmut, wenn sonst andres Sie nicht bei uns festhalten kann, bei uns hier in Ihrem deutschen Vaterland. Hier ist der Punkt, mein Herr Neffe, auf den ich hinauswill. Reisen Sie, heimsen Sie Garben in Ihre Scheune — dann aber muß der Zeitpunkt kommen, wo Sie Ihre Frucht dreschen und in die Mühle bringen. Eine Menge Freunde haben Sie sich draußen erworben — aber Sie sind im Begriff, alte Freunde zu verlieren, und darunter die wertvollste von allen, diese innerliche Elisabeth!"

Ingo sprang abermals auf. Wie immer, wenn ihn etwas stark bewegte, schritt er im Zimmer auf und ab, die Hände auf dem Rücken, den Kopf gesenkt.

„Sie haben recht! Tante Adelheid, Sie haben tausendmal recht! Und doch — und doch — —"

Tante Adelheid nahm inzwischen, mit der ihr eigenen Bedächtigkeit, die Brille aus dem Futteral, setzte sie auf und suchte unter einem Stoß von Papieren einige zusammengebundene Briefe hervor.

„Während Sie im Ausland Forschungsreisen machten, haben wir im Inland beinahe eine schwere Tragödie erlebt. Hier habe ich neulich die Briefe geordnet, die mir Elisabeth vom pommerschen Gut geschrieben hat, wo ihre Schwester Mela verheiratet ist. Sie kennen diese Mela: genial und unberuhigt, das hitzige Gegenteil der sanften und etwas apathischen Elisabeth. Nun, ich will keine

Einzelheiten ausplaudern. Nehmen Sie einmal an, eine solche heißherzige Frauennatur — und Mela hat entschieden einen Zug ins Große, das müssen Sie zugeben — eine solche leidenschaftliche Natur wird von ihrem Mann, der nur Jäger, Landwirt und Politiker ist, wenig verstanden, erhält aber einen umwälzenden Eindruck von einem andren, einem romantischen Nachbarn. Eine nervöse, reizbare Schwiegermutter macht die Situation noch schwieriger; drei allerliebste Mädchen vermögen die schwüle Lage nicht viel zu bessern. Die Sache droht zur Katastrophe zu kommen, mit Duell, Ehrengericht und Skandal — und da steht nun Elisabeth mitten drin! Das Mädchen hat die Hölle durchgemacht. Aber, ich hätt' es ihr nicht zugetraut, sie hat es fertiggebracht! Sie hat wieder Harmonie geschaffen. Der andre ist zur See gegangen — und der Gatte wurde durch schwere Erkrankung seiner Frau, wo es auf Tod und Leben ging, mit der Nase auf seine Pflicht gestoßen, sich mehr um Weib und Kinder zu kümmern. Das Beste hat Elisabeth getan, diese nicht blendende, aber so willensstarke und taktvolle Elisabeth. Sie war die Vertraute von allen zugleich; sie hat oft auf der Schwelle ihrer Schwester gewacht, als das extravagante Frauenzimmer drauf und dran war, Mann und Kinder zu verlassen. Bis dann die Klärung kam und die Krankheit für Mela eine Krisis zur Selbstbesinnung wurde. Sehen Sie, Ingo, so wird zu Hause in aller Stille gekämpft — und ich bitte auch Sie, dies alles diskret zu behandeln — in aller Stille, Ingo. Und Sie sitzen inzwischen in England oder Italien und schreiben ein Buch über Heroismus."

So sprach Tante Adelheid und las dann in ihrem besinnlichen und etwas trockenen Ton einige Stellen aus Elisabeths Briefen vor. Ingo zog erstaunt und bewundernd die Brauen hoch und hörte mit Ehrfurcht zu. Dann aber stützte er das Kinn in die Hände, versank ins Brüten und verweigerte weitere Gefolgschaft. Denn er sah plötzlich die flimmernde Fläche des Genfer Sees, einen Nachen darin und zwei Menschen Hand in Hand.

„Sie hat mit Anspannung aller Kraft dieses Versöhnungswerk zustande gebracht," dachte er, „hat Kranke gepflegt und für die Mutter gesorgt. Da lief ihr ein hübscher junger Mann über den Weg — und die Natur des Weibes brach wieder heraus."

Er beschwor diese Bilder nicht weiter, sondern schüttelte den Kopf und erhob sich, um Abschied zu nehmen.

„Liebe Tante," sprach er, „Sie fragten vorhin, was ich denn eigentlich mit Elisabeth gehabt habe. Uns hat immer nur das eine getrennt: ihre passive Natur. Um diese Menschen hier kämpft sie und lindert Not und Gefahr; ich habe jedoch nie bemerkt, weder früher noch jetzt, daß sie auch nur einen Finger gerührt hätte, um für den Geliebten oder den Freund zu kämpfen. Vielleicht ist das nicht Weibes Art, werden Sie mir antworten? Nun, mag sein! Aber ich bin des männlichen Titanenkampfes satt. Ihr alle fühlt nicht, wie ich gerungen habe. Meine Studien sind mein Herzblut. Sei's denn! Mögen mich die Götter im Schlaf nach Ithaka bringen! Ich bin am Ende meiner Glücksjagd."

Sie brachen dieses Gespräch ab.

„Steckt vielleicht ein bißchen Egoismus in Ihrer Glücksjagd?" sprach die Greisin beim Abschied. „Verstehen Sie mich übrigens nicht falsch, wenn ich einer Natur wie Ihnen den Ausgleich durch die Ehe anrate. Ich warne sonst vor diesem Institut. Ich selbst bin als Unvermählte so glücklich gewesen, daß ich mein Leben gleich noch einmal von vorn anfangen möchte. Geschlechtsduselei neigt ja dazu, das unvermählte Fräulein geringer zu achten. Du lieber Himmel, wieviel versimpelte Ehefrauen sind mir über den Weg gelaufen! Da imponiert mir denn doch ganz anders die stolz und still durchgeführte Selbständigkeit einer Einsamen. Anfangs ist es nicht immer leicht; lächelt man freundlich, so vermutet Bosheit, man lächle, um zu gefallen und einen Mann zu fangen; später, so nach und nach, glaubt man uns, daß man aus selbstloser Herzensfreundlichkeit lächeln kann, und dann beginnt man, uns ohne alle Nebengedanken liebzugewinnen. Aber dieser Weg ist nicht für jeden. Einer Elisabeth möcht' ich einen Gatten — und einem Ingo eine Gattin wünschen. Adieu, mein Lieber!"

Ingrimmig füllte Ingo die nächsten Stunden mit Besuchemachen aus. Er war in zorniger Stimmung und wußte gar nicht, weshalb. Schillerhaus, Goethemuseum, Bibliothek, Theaterintendantur wurden aufgesucht. Das blühende Städtchen übte jedoch nach und nach seinen beruhigenden Zauber aus. Er empfand mehr und mehr das

seelische und geistige Eigenwesen der weimarischen Kultur: nach Fernfahrten eine Hochschule der Verinnerlichung zu sein.

„Fort mit den egoistischen Sentimentalitäten!" sprach er aufmunternd zu sich selber, als er durch den klassischen Park schritt. „Wieder an geistige Arbeit! Keine Glücksjagd mehr! Und so bleib' ich eben allein, verzichte auf persönliches Glück und schaffe für andre!"

Eine wonnige Erinnerung durchrieselte ihn, als er am römischen Hause hinunterschritt und am Felsen jene Bitte an die „heilsamen Nymphen" las: „Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne sein Glück!"... Hier war er einmal im weißen Mondschein bis Mitternacht mit Elisabeth im Park spazieren gegangen, in einer jener gesteigerten Lebensstimmungen, wo wandernde Kameraden, gemeinsam Schönes genießend, in Eins zusammenzufließen scheinen. Er spürte wieder ihren atmend lebendigen Körper. Sie hatten Weimars Schönheit, durch ihre eigene gegenseitige Liebe verklärt, mit allen Poren in sich eingesogen. Ach und der Spielmann brauchte nun einmal lebenswarme Menschen weit mehr als selbst das gelehrteste Papier!

Der Park war erfüllt von einem undeutlichen sommerlichen Wipfelsausen, das groß und geheimnisvoll den schreitenden Gralsucher umgab. Das Goethehäuschen enthüllte sich weiß aus dem dichten Grün. Wolkenschatten flogen über Wiesen und Ilm. Anschwellend, ihn überbrausend und wieder verwehend, kamen Geisterstimmen, bis sich endlich eine ruhig tiefe Stimme vom Geräusch der andren löste und vernehmbar an sein Ohr klang:

„Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es;
Was zu geben sei, die wissen's droben.
Groß beginnet ihr, Titanen! Aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
Ist der Götter Werk: die laßt gewähren!"

* * *

In denselben Tagen erlebte Frau von Trotzendorff in München eine Stunde der reinsten Glückseligkeit.

Die Leidende hatte sich anfangs dem Tode nahe gefühlt. Da ihr Seelenbau wesentlich aus Phantasie und Gefühl zusammengewoben war, so empfand sie Glück und Schmerz eindringlicher als andre Sterbliche. Jetzt ging ihre Lebenskurve wieder aufwärts.

Die Stimmung eines genesenden Menschen, besonders nach schmerzlichen Fiebernächten, ist von angenehmer Mattigkeit und Milde. In dieser weichen Ruhe ist er für Güte zwiefach empfänglich. Er will nicht mehr titanisch erzwingen; er läßt sich lächelnd von Gesunden beschenken und hat als ganze Gegengabe nur Blick und Händedruck des Dankes. Der Wille hat seine Grenzen erkannt gegenüber der Übermacht des Schicksals. Als Schiffbrüchiger treibt er aus den Strudeln der Krankheit zu Lande, seines nackten Lebens froh und gewaltsam befreit von vielem Lebensballast. Denn die Götter sind mächtiger als die Titanen.

Die genesende Mutter hatte auf ihrem Leidenslager die Freude erlebt, nach langen Schmerzenswochen zum ersten Male wieder ihre beiden Kinder sehen zu dürfen. Sie saß in den hochgebauten Kissen des Bettes und hatte rechts und links je einen der Knaben im Arm, herzige Flachsköpfe von sieben und neun Jahren, die in ihren neuen Jäckchen und verklärt vom Jubel entzückend aussahen und die geliebte Mutter fast erdrückten vor Zärtlichkeit. Der Arzt mit seiner zierlichen Frau und Trotzendorff waren selber bewegt und hatten alle Mühe, Kurt und Helmut zur Besonnenheit anzuhalten. Der Jüngste hatte die Knie ins Federbett gestemmt und wischte der Mutter mit seinem kleinen Taschentuch die Freudentränen ab; der andre zeigte ihr Hefte und selbstgefertigte Zeichnungen; und sie selber riß immer wieder beide an sich: „Hab' ich euch denn noch? Darf ich denn noch bei euch bleiben, meine süßen Jungen? Habt ihr denn eure Mutter noch lieb?!"

Man mußte die Erschöpfte nachher allein lassen. Das Wiedersehen hatte sie angegriffen.

Sie lag wohl eine Stunde lang mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen in der feinen, gedämpften Beleuchtung des reinlich weißen Krankenzimmers.

Noch war ein Nachleuchten dieses langentbehrten Glückes in den abgezehrten Zügen, als ein Besuch gemeldet wurde.

„Ein Fräulein von Stein läßt fragen, ob die gnädige Frau zu sprechen sei", meldete die Schwester.

„Fräulein von Stein? Am Ende gar — Elisabeth von Stein?!"

Frau Friederike fuhr hastig empor. Sie bat die Pflegerin, nachzusehen, ob an ihr und um sie her alles in Ordnung sei, ließ das Tageslicht noch mehr dämpfen und schaute mit Herzpochen nach der Türe.

Gleich darauf stand Elisabeth im Zimmer. Nach kurzem Zaudern schlug sie den hellen Schleier zurück und trat mit raschen Schritten und mit ausgestreckter Hand an das Bett heran.

„Ich hörte von Ihrer Erkrankung," sprach sie rasch herunter, denn sie hatte diese Einführungsworte gradezu auswendig gelernt, „und da ich mit meiner Mutter durch München zurückfahre, wollte ich mir die Freiheit nehmen, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen."

Da stand nun also das Edelfräulein, im silbergrauen Kleid mit weißen Handschuhen, die stattliche Haarkrone samt Hut vom Schleier umwunden, Aug' in Auge mit ihrer Feindin — mit der Frau, die ihr einst den Geliebten genommen hatte. Ihre Hand, die sie nur zu leichtem Druck gereicht hatte, zitterte; das Herz des spröden und herben Mädchens pochte heftig. Die beiden Frauen sahen sich einige Augenblicke an; doch keine las zunächst, was im Herzen der anderen vorging.

„Das ist lieb von Ihnen, daß Sie mich besuchen", erwiderte die Kranke mit Fassung. „Nehmen Sie Platz, liebes Fräulein von Stein! Wir haben uns seit Jahren nicht gesehen. Sie finden mich heute in einer ziemlich matten Stimmung — nein, bleiben Sie nur sitzen, ihr Besuch ist mir sehr willkommen! — aber ich bin trotz aller Mattigkeit glücklich, sehr, sehr glücklich. Ich habe soeben Besuch gehabt. Raten Sie, von wem!"

Ihre Augen leuchteten. Sie war so voll von ihren Kindern; und Elisabeth war so voll von Ingo. So senkte letztere unwillkürlich die Blicke und wandte den Kopf zur Seite, als sollte ein Schlag gegen sie geführt werden. Es waren nur wenige Sekunden; aber diese Gebärde nervöser Angst war so ausdrucksvoll, so sprechend, daß die Leidende sofort das Mißverständnis erriet. Und ein jähes Mitleid zuckte in der seelenvollen Frau empor.

Statt zu sagen, wer hier gewesen, streckte Frau von Trotzendorff in plötzlicher Herzlichkeit die Hand aus, ergriff Elisabeths Rechte, nahm sie in beide Hände und sagte innig, mit dem so gern bei ihr überwallenden Gefühl: „Mein liebes, liebes Fräulein Elisabeth!"

Dann beeilte sie sich, von ihrem Besuch zu sprechen:

„Meine Kinder sind hier gewesen! Meine süßen Jungens sind hier auf diesem Bett herumgekrabbelt! Denken Sie doch nur! Zum ersten Male seit langen, langen Leidenswochen hab' ich Kurt und Helmut wieder gesehen! Ach, ich bin fast gestorben vor Glück. Bei mir — ich bin ja nun mal so ein weichselig Geschöpf! — sitzen ja die Tränen so locker, im Glück und im Schmerz."

Und sie tastete nach dem Taschentuch und betupfte sich die wieder feuchten Augen.

Elisabeth sagte aufatmend einige Worte, daß sie das nachfühlen könne.

„Nicht wahr," fuhr die Kranke fort, „Sie haben ja auch so viel Freude an Kindern, obwohl nur eine Mutter ganz ermessen kann, was es heißt, auf Tod und Leben zu liegen und wochenlang seine Kinder nicht sehen zu dürfen — mit dem Gefühl, daß man vielleicht sterben muß, ohne dieses anvertraute Gut zum Edlen erziehen zu dürfen! Ach, meine liebe Elisabeth, das goldige Lachen der Kleinen und ihre rührenden Zärtlichkeiten! Spüren Sie nicht, wie noch überall hier in der Luft ein Lachen nachklingt? Sehen Sie, da hat nun Helmutchen richtig sein ganz zerknülltes kleines Taschentuch liegen lassen, womit er mir die Augen getrocknet hat, der herzige Knirps. Ich habe nachher hier eine Stunde lang still gelegen und gebetet — ich darf Ihnen das wohl sagen —, so innig zu Gott gebetet, er möge meine Kinder zu braven Männern erwachsen lassen und nicht an ihnen heimsuchen, was etwa — was etwa die Mutter verfehlt hat."

Jetzt begann sie in ihrer großen Schwäche wirklich zu weinen und suchte sich mit Helmuts winzigem Taschentuch vergeblich die rinnenden Tränen zu stillen.

Elisabeth streichelte ihr die Hand und sprach einige beruhigende Worte.

„Ich war nämlich viel schwerer krank, als mein Mann und Ingo ahnten — —"

Da war der Name heraus. Sie hatte sich die Wortverbindung „mein Mann und Ingo" derart angewöhnt, daß auch jetzt die Namen gemeinsam von der Zunge glitten. Sogleich aber ward es ihr bewußt, wer an ihrem Bette saß. Sie zögerte einen Augenblick und setzte dann hinzu: „Es hat nämlich niemand gewußt außer dem Doktor und seiner Frau Hermine, die eine Jugendfreundin von mir ist, wie schwer krank ich war. Ich darf wohl sagen, ich habe dem Tod ganz nahe ins Auge geschaut. Und das ist heilsam. Ich ließ mein ganzes Leben an mir vorüberwandern und gelobte Gott, fortan meiner Pflicht zu leben — und — und wenn möglich niemandem mehr weh zu tun."

Sie brach ab und drückte Elisabeths Hand. Dann sprach sie gefaßt weiter:

„Sie waren in Genf? Und haben dort Ingo gesehen?"

„Nur ganz kurz."

„Geht's ihm gut? Ist er heiter?"

„Ich wollte Sie dasselbe fragen. Ist er nicht hierhergekommen?"

„Nein."

„Nicht hierhergekommen? Er wollte von Genf hierher zu Ihnen fahren."

„Nein, er ist in Thüringen. Und es ist gut so. Ich wollte ihn auch gar nicht hier haben. Selbst nicht Richard, niemanden, denn — wissen Sie, manche Dinge muß man eben allein durchkämpfen. Aber Sie — ja, grade Sie habe ich mir oft herbeigewünscht."

„Mich?"

„Ja, Sie, liebe Elisabeth. Sehen Sie, wenn man so wie ich dem Tode nahe war, da wird man einfach und wahrhaftig. Wieviel Phantasterei hat mein Leben unstet gemacht! Und wie fest und gütig sind Sie Ihren Weg gegangen, Sie Gute!"

Elisabeth war verlegen. Sie kannte den Gefühlsüberschwang dieser künstlerischen Frau; sie wagte daher nicht zu entscheiden, wie weit diese Gefühle echt und von Dauer waren. Diese Salondame hatte so viel Talent, ihre Gefühle in Worte zu fassen; und sie selbst, Elisabeth, war so wortarm. Sie war hierhergekommen in dem

dumpfen Drang, mit dieser Frau um Ingo zu ringen; es war das erstemal in ihrem Leben, daß sie einen Schritt für sich selber tat.

Freilich war in ihr das Mitleid mit der Kranken gleich nach den ersten Sekunden hochgestiegen, und sie wußte nun gar nicht, wie das Gespräch weiterführen.

„Es ist sehr gütig von Ihnen," sagte sie, „in dieser Weise zu mir zu sprechen. Ich muß allerdings gestehen — ich habe — früher — —"

Sie stockte.

„Sie haben früher andere Urteile über Sie aus meinem Munde zugetragen bekommen, nicht wahr!" half ihr Frau von Trotzendorff nach. „Ja, da haben Sie leider recht. Leider! Ich habe oft vorschnell geurteilt und oft sehr rasch nach meinen Neigungen gelebt; und Sie sammelten derweil Ihre Kraft in der Stille. Doch inzwischen, hier auf dem Krankenlager, habe ich grade über Sie viel nachgedacht. Ach, was ist unser ganzes Salon- und Konzert- und Gesellschaftswesen doch für ein eitles Blendwerk ohne Wärme! Aber Naturen wie Sie haben auch Musik — doch in den Tiefen der Seele, liebes Kind. Und so bleibt etwas Behütetes, etwas Keusches, eine jungfräuliche Kraft in Ihnen. Und darum sind — trotz alledem — grade Sie die Einzige, die er jemals geliebt hat!"

Da war es heraus. Elisabeth senkte den Kopf. Diese Frau berührte ohne weiteres das Geheimnis von Elisabeths Liebe. Noch kämpfte die Schüchterne ein Weilchen, dann schlug sie die Augen auf und schaute der Kranken voll ins Gesicht.

„Da Sie so offen sprechen, Frau von Trotzendorff, will auch ich Ihnen mit gleichem Vertrauen begegnen. Ich habe nie jemanden gehaßt, das kann ich wohl sagen, denn solche Gefühle liegen nicht in meiner Natur. Auch nicht Bitterkeit. Und doch — ich hab' in den letzten Jahren — ich muß es Ihnen gestehen — die Empfindung nicht loswerden können, daß ich eine Feindin habe, die mir unsäglich weh tat. Nicht eigentlich Sie selbst, denn Sie konnten das ja nicht so wissen — aber die Verhältnisse — es ist nun einmal so gekommen. Und ich selber war schuld daran, ich habe nicht das Talent besessen, ihn in würdiger Weise festzuhalten. Aber wenn mich jemand unterstützt hätte — jemand, der so viel mehr Geist und

Gewandtheit besitzt als ich — jemand wie Sie, statt sich zwischen ihn und mich zu stellen — — ich sagte mir oft, Gott hätte an solchem guten Werk mehr Freude gehabt. Als ich dann später in eine ähnliche Lage geriet, wo eine Ehe bedroht war, da habe ich mit ganzer Kraft an der Aussöhnung gearbeitet. Und es war Segen auf meinen Bemühungen. Wenn wir alle einander helfen würden, es wäre so schön zu leben! Statt dessen bereiten wir einander Schmerzen."

Elisabeth senkte das Haupt, so daß man ihre zusammengepreßten Lippen nicht sah. Sie hatte dieses Bekenntnis, das ihr schwer fiel, mit ergreifender Schlichtheit gesagt. Und die Kranke nickte und tastete dann wieder nach Elisabeths Hand, mit der Linken die feuchten Augen trocknend.

„Sie haben in allem recht, Kind. Ich gebe Ihnen Wort für Wort recht. Nur das eine kann ich vielleicht zur Entschuldigung anführen: auch ich habe viel gelitten."

„Aber Sie hatten Mann und Kinder — ich hatte nur ihn!"

Hart und trotzig flog das heraus. Es war das erstemal im Leben, daß Elisabeths scheuer Mund derart um ihr Recht auf Ingo kämpfte. Es ließ sich an, als sollte nun erst der eigentliche Kampf beginnen. Doch wie es kam, wußten sie hernach selber nicht: plötzlich hielten sich die beiden Frauen in den Armen, küßten sich und weinten beide.

Und sagten dann kein Wort mehr von diesem Mann und dieser Sache. Vielmehr erwachte jetzt in Elisabeth die zugreifende Krankenschwester; sie machte ein Trinkwasser zurecht, reichte es der Ermatteten liebevoll und ordnete ihre Kissen; streichelte ihr dann zart über die Wangen, als sie mit geschlossenen Augen lag, und küßte sie abermals.

„Denken Sie gut von mir, liebe Frau von Trotzendorff!" sagte sie innig. „Und sagen Sie Ingo, daß er mir nicht grollen soll!"

Elisabeth wollte sich entfernen, aber ihre Hand ward festgehalten.

„Und mir verzeihen Sie, Elisabeth! Und Ingo — Sie müssen ihn festhalten, recht innig fest! Denn Ihnen gehört er, Ihnen hat er immer gehört, Ihnen ganz allein!"

Elisabeth ging.

Die Frau, die hinter ihr zurückblieb und sofort in wohltätigen Schlummer sank, war sehr müde, aber auch sehr glücklich.

* * *

Trotzendorff, Bruck und Ingo, drei stattliche Männer, ritten von Weimar nach Tiefurt.

Der Konsul war auf dem Heimweg in Weimar abgestiegen, um seinen Freund und Genossen vom Montserrat zu besuchen.

Der Sommermorgen umgab die drei Reiter mit lebendigen Tönen und Farben. Der Äther war klar. Durch die alten Bäume des Webicht funkelte die Sonne; aus den Gräsern antwortete funkelnder Tau. Ein Wandrer sang ein Schubertsches Müllerlied; die Vögel in Gärten und Waldung lärmten nach Herzenslust; und fern zur Linken, am Ettersberg entlang, sauste die Eisenbahn.

Wie sie auf ruhigen Pferden meist gemächlichen Schrittes, manchmal in gelindem Trab dahinritten, boten die drei Männer ein kräftiges Bild: rechts und links die breitgebauten älteren Herren auf braunen Tieren mit weißen Fesseln, in der Mitte der schlanke Ingo auf schlankem Fuchs. Konsul Bruck, den Arm in die Seite gestemmt, war nicht unähnlich einem Farmer, der mit Würde und Behagen durch seine Pflanzung ritt; der Major, mit vorschriftsmäßig eingezogenen Ellenbogen und in straffer Haltung, war auch zu Pferd und in Zivil vor allen Dingen Soldat.

Zunächst hatte man von äußeren Dingen gesprochen, von deutscher Luft und Landschaft.

„In Heidelberg ist mein Herz wieder warm und hell geworden", erzählte der heimgekehrte Spielmann. „Ich kam in gedrückter Stimmung an. Aber da oben auf dem Heidelberger Schloß, um mich her den jungen Sommertag — unvergleichlich schön!"

„Nicht wahr?!" frohlockte der kerndeutsche Trotzendorff. „Scheltet auf Scheffel, soviel ihr wollt, ihr Modernen, und verdammt den Tonsetzer des ‚Trompeter von Säckingen' in Grund und Boden! Schon recht! Aber singt einmal, singt sein Alt-Heidelberg — und er behält recht! Hol's der Deuwel, da werde sogar ich ein Dichtersmann!"

Und sofort klang es in Ingo, und er sang in den Morgen:

„Alt-Heidelberg, du feine,
Du Stadt an Ehren reich!
Am Neckar und am Rheine
Kein' andre kommt dir gleich!"

„Das kann man nämlich nicht zitieren, meine Herren, das muß man singen!"

Man war wieder in Deutschland.

Und nach und nach lenkte sich durch Trotzendorff das Gespräch vom lyrischen Deutschland zum politischen hinüber.

„Verfluchte Sackgasse, unsre Politik! Die sich in das Wort zusammenfaßt: Feinde ringsum! Käm's doch endlich zum Krachen! Ich fürchte, daß wir mit diesen diplomatischen Hinauszögerungen die rechte Stunde des Losschlagens verpassen. Denn um den europäischen Krieg kommen wir doch nicht herum. Und dabei fehlt in unsren deutschen Rüstungen die Straffheit. Allgemeine Wehrpflicht? Auf dem Papier! Aus siebzig Millionen ließe sich mehr herauspressen! Sehen Sie doch nach Frankreich hinüber, wie das den letzten Mann heranholt und sogar die farbige Armee aus Afrika! Auch Maschinengewehr-Kompagnien fehlen uns noch; der Artillerie fehlt ein Einheitsgeschoß; zu wenig Einzelflieger — und so wäre manches auszusetzen. Ich fürchte, der deutsche Michel muß im nächsten Krieg erst nach Jena, ehe er nach Leipzig marschiert!"

„Und im Innern?" warf Bruck herüber.

„Die Sozialdemokratie? Je rascher und gründlicher die Auseinandersetzung, um so besser!" klang es vom Major zurück, in seinem etwas nasalen, doch festen Ton, den er sich auf dem Kasernenhof angewöhnt hatte.

„Vielleicht besinnt sich dann nach solchen Erschütterungen Deutschland auf seine wahre Aufgabe", meinte der Konsul.

„Worin bestände diese Aufgabe? Doch wohl in der Heranzüchtung einer strammen Menschenrasse?! Ich habe neulich wieder einmal eine größere Parade mitgemacht — Donnerwetter, es ist doch ein großartiges Schauspiel! In Tausende von Menschen gesetzmäßige Bewegung zu bringen, daß alles klappt wie ein Uhrwerk — was für Arbeit! Und Drill! Und Zucht! Großartig!"

„Schon die alten Römer leisteten hierin Großartiges", bemerkte der Konsul bedenklich. „Ich meine aber mehr Deutschlands seelische Aufgaben unter den Völkern Europas. Darin sind wir verarmt und bedeuten kein führend Volk mehr."

„Sie meinen die Zersetzung der Religion?"

„So ungefähr. Hier hat der nervöse moderne Intellekt unser Gemütsleben tief geschädigt. Wenn man dieses Weimar so betrachtet — sollte man für wahr halten, daß es erst hundert Jahre her sind, seit sich hier so große und schöne Wahrheiten dichterisch offenbart haben?"

„Na, mein wertester Herr Konsul, in Deutschland haben wir unsren Schiller und Goethe noch immer im Bücherschrank. Im übrigen sind wir jetzt im Zeitalter Bismarcks und haben eiserne Aufgaben zu lösen."

„Auf Kosten der Seele?"

„Was heißt Seele?"

„Was Seele heißt?"

„Die Seele braucht doch vor allen Dingen einen gesunden Körper, Zucht, Strammheit."

„Nach meiner Ansicht ist die Nahrung der Seele vor allem andren die Liebe", erwiderte der Konsul. „Liebe und Weisheit und Schönheit. Bei dem ungeheuren Wettrüsten zwischen Ständen und Nationen züchtet man aber nicht Liebe, sondern das Mißtrauen."

„Den Willen!" rief Trotzendorff. „In jeder Armee und in jedem Staatswesen ist Willensschulung das oberste."

„Es kommt aber doch wohl darauf an, was man will, nicht wahr? Der Wille muß doch wohl ein Ziel haben? Und im Willen der modernen Völker sehe ich das Ziel, den Nachbarn möglichst zu übervorteilen. Die Nationen sind Konkurrenten; aber sie sollten Brüder sein."

„Nimmt sich auf dem Papier vortrefflich aus!"

„Bitte, ist Hauptforderung der christlichen Religion. Und meines Wissens wird diese Religion in Europa amtsmäßig gelehrt."

„Mein lieber Herr Konsul, alle Achtung vor Ihren persönlichen Erfahrungen im Ausland! Aber aus Ihren Reden hör' ich die Schalmei der Friedensfreunde. Und da pfeif' ich nicht mit. Sobald wir Deutschen abrüsten, sind wir morgen zerdrückt. Feinde ringsum!"

„Ja, so sagt jeder! Und so zwingt jeder den andren zum ewigen Wettrüsten, statt daß man sich zum europäischen Staatenbund verbrüdert."

„Zukunftstraum!"

„Mag sein! Doch wirft man Preußen vor, daß es nicht das Talent habe, moralische Eroberungen zu machen. Wie wär's, wenn nun Reichsdeutschland diese feine Kunst ausbilden würde? Sobald man aus dem Ausland gern in unsren heiligen Hain kommen würde, um von uns Göttliches zu lernen, würde sich jenes Wort, das Sie vorhin riefen, verwandeln in ein ‚Freunde ringsum!'"

„Seien Sie froh, daß Preußen nicht weichlich ist! In die schlappe deutsche Wirtschaft hat Preußen Zug gebracht. — Na, schweigsamer Ingo, was sagst denn du dazu?"

Ingo glaubte beide Freunde zu verstehen. Er hatte parteilos zugehört. Aber dann war er ins Träumen geraten über seine persönliche ungelöste Angelegenheit. Er hatte zum erstenmal wieder seit Wochen einen Brief von Frau von Trotzendorff erhalten; und in diesem Schreiben war, zu seiner freudigen Verwunderung, Elisabeths Besuch ausführlich und liebevoll erzählt.

„Prophete rechts, Prophete links!" antwortete er lächelnd. „Ich bin noch nicht reif genug, um mitzureden. Wenn ich mich aber richtig einschätze, so wird mein unermeßlich Reich der stille Gedanke werden, nicht deine laute Politik, Richard. Mit andren Worten: die Reichsseele, nicht der Reichskörper!"

„Recht so!" bekräftigte Brucks Baß. „Grade darin sollten jetzt die besten deutschen Geister ihre Hauptaufgabe erblicken." Er strich den breiten Graubart und fügte die rätselhaften Worte hinzu: „Ich habe gehört, daß einige berufen sind, einen reineren Lebensbegriff zu offenbaren."

„Erinnerst du dich jenes Gespräches an der Riviera, Richard?" fuhr Ingo fort. „Wir sprachen vom Untergang der Titanic. Man mag heute das grauenhafteste Unglück in der Zeitung lesen — und schon nach wenigen Tagen ist der Eindruck wieder verwischt. Neue Nachrichten rasseln täglich über unser Gehirn und die feineren Organe hinweg. Wir haben weder Kraft noch Zeit, diesen Massenandrang zu verarbeiten. Es bleibt ein Nervenreiz, es bleibt Papier, wir lesen es nur, wir erleben es nicht. Seelenlos rollt der Apparat des modernen gesellschaftlichen Mechanismus über die einzelne Seele hinweg. Ob Tausende irgendwo verunglücken oder Zehn-

tausende, es ist ebenso belanglos; der Apparat läuft weiter. Das ist es, Richard, wogegen ich als Ausreißer und Flüchtling ankämpfe; ich will meine Seele nicht zermalmen lassen. Ich muß oft an Schaller und Marx denken; sie sind wie jener Schatzgräber: er gibt dem Teufel die Seele und erhält dafür Sachen. So hat unser moderner Mechanismus eine Überfülle von gewiß schätzbaren Sachen eingeheimst, auch Kunstsachen und Literaturwerke, aber die Seele verloren."

Der Major schüttelte zu dieser Philosophie schweigend und mißbilligend den Kopf.

Bruck aber lenkte die Unterhaltung ab:

„Da Sie von Marx sprechen: ich traf in München, in jener Gesellschaft für Geistesforschung, die sich ja grade um das innere Wesen des Menschen bemüht, Ihren englischen Freund Wallace. Sie entsinnen sich, daß wir auf dem Montserrat von solchen großen Fragen gesprochen haben?"

Der Montserrat! Wie sonor klang dieser Name des spanischen Felsenbergs in das idyllische Weimar! Der Montsalvat! Der heilige Gral, das Rosenkreuz, der Ausblick in Kosmos und Ewigkeit — es war ihm, dem dankbaren Schüler weimarischer Kultur, als wäre etwas in ihm dort auf dem Montserrat über Weimar und Wartburg hinausgewachsen.

„Ah, Wallace! Ein ruhiger und besonnener Mensch! Wir könnten von den Engländern lernen."

„Und sie von uns", brummte Trotzendorff.

„Wir waren", setzte der Konsul hinzu, „dort in München viel mit Doktor Marx zusammen —"

„Marx?!"

Ingos Fuchs wurde unruhig und begann zu tänzeln.

„Ebenfalls Mitglied", bemerkte Bruck.

„Der kleine Kommerzienrat?! Schallers Freund?"

„O nein, der nicht!" lachte der alte Herr. „Sein Bruder, ein stiller und sympathischer Gelehrter. Sie wissen ja, daß ich die modernen Israeliten nach zwei Gesichtspunkten einteile: Spinozisten und Mammonisten. Dieser jüngere Marx ist ungefähr das Gegenteil von jenem Mammonisten."

„Na, auch über diese Rasse dürften unsre Ansichten auseinandergehen", warf der Major herüber.

„Läßt sich wohl denken", versetzte Bruck. „Aber mit preußischem Kommando wird auch hier nichts entknotet werden."

Ingo suchte zu vermitteln.

„Ich fürchte manchmal, daß unser allzu laut gewordenes Deutschland durch Demütigungen hindurch muß, um sich wieder auf seine stille europäische Aufgabe zu besinnen. Es ist etwas Nervöses und Überreiztes in dieser ganzen Zivilisation. Und nun willst du mich auf die Wartburg schleppen, Richard, willst mich dem höchsten Repräsentanten dieser modern-deutschen Entwicklung vorstellen und in dieses jetzige Getriebe einfangen —"

„Ich zähle sogar bestimmt darauf, lieber Ingo! ‚Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben' — sagt Schiller."

„Er sagt aber auch, lieber Richard: ‚In des Herzens heilig stille Räume mußt du fliehen aus des Lebens Drang'!"

„Unsinn! Er sagt aber auch: ‚Rastlos vorwärts mußt du streben, nie ermüdet stille stehen' — das hat mir mein alter Oberst unter sein Bild geschrieben."

„Schon recht! Er sagt aber auch: ‚In die Tiefe mußt du steigen, soll sich dir das Wesen zeigen'." Die drei Reiter lachten über dieses schlagfertige Tennisspiel mit Schillerworten.

Der Soldat Trotzendorff war noch nicht geneigt, Frieden zu schließen, obwohl das Schiller-Gelände seiner Generalstabskarte ziemlich dürftig skizziert war.

„Außerdem hat Schiller gesagt", rief er schneidig: „‚Wer immer strebend sich bemüht' —"

„Halt, Bataillon! Das sagt nun allerdings Goethe!"

„Und fügt hinzu", half Bruck: „‚den können wir erlösen' — wir! Nämlich die ewigen Schicksalsmächte, Herr Major!"

„Mystik, meine Herren! Sie wissen, da pfeif' ich nicht mit! Ich sage nur soviel: Der Deuwel hole die Nation, die nur noch Halleluja singt und nicht mehr die Wacht am Rhein!"

Sie brachen lachend ab. Bruck war taktvoller Weltmann genug, von seinen Geheimkammern nur dann eine Tür aufzuschließen, wenn er einen Gralsucher in der Nähe witterte.

„Herzensjunge," schloß Trotzendorff in seiner frischen und freimütigen Art, „dein Philosophieren nützt nun alles nichts. Auf die Wartburg sollst du mir doch — und wenn ich dich auf einem Wartburg-Esel eigenhändig ans Burgtor führen muß!"

„Nun, ich hoffe wieder heil herunterzukommen."

„Jawohl, einen Orden im Knopfloch und einen Hoftitel in der Tasche! Ein gemachter Mann, auf den ganz Deutschland schaut!"

Der Konsul hielt sein Pferd an. Er hatte, bei aller großartigen Seelenruhe, ein natürliches Gesprächstalent: ging mit Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand ein, ließ höflich, aber schlagfertig eines Gegners Einwand an sich herankommen und trachtete zuletzt nach Abrundung. Um diese war es ihm auch jetzt zu tun. Er reichte dem Major mit einem reizenden Muskelspiel seines verwetterten Gesichtes die Hand.

„Lieber Herr Major, ich bekenne mich hiermit als geschlagen. Sie sind doch von uns dreien der größte Idealist!"

... In Ingo spannen die Gedanken weiter. Er liebte beide brave Deutsche rechts und links; und doch spürte er, daß er mit einem wesentlichen Teil seines Herzens zur stilleren Partei gehöre: zu dem Gefährten vom Gralsberg.

Und er sah in plötzlicher Fernschau seinen eigenen Park der Zukunft, belebt von Steinbildern großer Männer, verschönt durch goldene Sprüche der Poesie und Weisheit. Die Möglichkeit, als Gutsbesitzer an der Scholle haften zu müssen, erschien dem Weltwanderer nicht mehr schreckhaft, vielmehr in neuem und schönem Lichte. Die weiße Tempelsäule auf dem Sonnenhügel, wo er am Rande Europas bei unreifen Mädchen Schönheit gesucht hatte, sah er aufgerichtet mitten in einem deutschen Park. „Auch die Scholle läßt sich weihen, auch die Enge zur Welt erweitern. Wenn nur — wenn nur lebendige Liebe erwärmend und verschönend mithilft — lebendige Liebe!" Jetzt trat seine künftige Freifrau aus dem Herrenhause, von der Dogge begleitet, schritt durch den anmutvoll belebten Park und trug etwas von dem Reichtum ihrer Welt hinab zu Kranken des Dorfes...

„Was träumst du, Ingo?" fragte Richard.

„Was ich träume?"

Ingo sah sich erwachend um. Die Parklandschaft von Tiefurt lag vor ihnen ausgebreitet. Der Spieltrieb schöpferischer Geister hatte einst diesem ganzen weimarischen Gebiet Frohsinn aufgeprägt.

„Ich träume davon, wie dieses weltberühmte Weimar äußerlich so klein ist und hat doch im kleinsten Punkte die höchste Kraft gesammelt. Ich träume davon, daß auch das Herz nur ein kleiner Punkt ist: aber der Mittelpunkt des Menschen."

Zehntes Kapitel

Kaisergespräch auf der Wartburg

Eins nach außen, schwertgewaltig
Um ein hoch Panier geschart,
Innen reich und vielgestaltig,
Jeder Stamm nach seiner Art!

Geibel

Die Fahnen der festlichen Stadt Eisenach und der Wartburg hingen ohne die mindeste Bewegung schlaff an den Stangen herab.

Die Luft war schwül und schwer. In abenteuerlicher Färbung stand der dunstig heiße, einem Gewitter entgegenbangende Sommertag. Die westlichen und nördlichen Horizonte drohten blauschwarz herüber. Von der Rhön her funkelte Wetterleuchten; ein zweites Wetter ballte sich über der goldenen Aue.

Waren rings auf phantastischen Wolkenbergen Batterien aufgefahren?

Bedrohten sie die Wartburg, den Herzpunkt deutschen Geistes?

Malte sich in den Lüften ein Zukunftskrieg um die besten Güter der Nation?

Major von Trotzendorff sah schwarz genug in die Zukunft. Aber der heutige Tag war für ihn ein Festtag. Denn er hatte es durchgesetzt: sein Freund, der unseßhafte Weltfahrer, stellte sich zu einer höfischen Audienz!

„Was schwebt dir denn eigentlich dabei vor, mein alter Freund und Gönner?" hatte der Spielmann gutmütig gefragt.

Und den kräftigen Schnurrbart mit zwei Bürstchen bearbeitend, hatte der Major vielsagend geantwortet:

„Na, mein Junge, das wird sich schon alles finden. Ich denke, gewissen Hoftheatern wird eine geistige Auffrischung nicht schaden. Was?"

Ingo stand am Fenster des Hotels in Eisenach, wo er abzusteigen pflegte. Hier, in diesem nämlichen Zimmer, hatte er vor fünf Jahren

gewohnt, als er mit Elisabeth und ihrer Mutter einige Tage in der Wartburgstadt weilte. Es waren noch Tage der Liebe gewesen, einer vornehm verschwiegenen Liebe. Inzwischen hatte ihn unklare Sehnsucht durch die Lande gerissen; inzwischen hatte er in rascher Folge England und Italien, dann Riviera, Lourdes, Montserrat, Genfer See erlebt und war nun auf dem Wege zur Selbstbesinnung.

Er hatte drei Briefe in der Tasche: von Elisabeth, von Frau Friederike, von Schaller, der ihn kurz und launig zur Hochzeit einlud.

Am leidenschaftlichsten und tiefsten empfunden war der Brief seiner Elisabeth. Sie ging mit kurzer und stolzer Wendung über Leroux hinweg; sie erzählte ihren Besuch bei der Kranken in München, die jetzt wieder am Fenster saß; sie bat ihn, nie an ihrer einzigen, ersten und letzten Liebe zu zweifeln. Und sie, die spröde, bat um seine genaue Adresse; sie werde sofort zu ihm reisen und Auge in Auge Schmerz und Mißtrauen zerstreuen, denen er ohne ihre Schuld zum Opfer gefallen.

In ungewohnter Kürze schrieb Frau Friederike:

„Es ist Zeit, lieber Ingo, daß wir alle unsren festen Platz wählen. Ich habe ein Vorgefühl, wenn ich Richards Briefe richtig deute, als ob unsrem ganzen Europa eine Titanic-Katastrophe bevorstehe. Da fällt alles Schwärmerische und Unechte ab, und es bleibt bestehen Wahrhaftigkeit und Liebe, jene Liebe, die zugleich Güte und Treue ist. Laß uns zusammenhalten wie bisher, lieber Freund, aber Elisabeth soll mit in unsrem Bunde sein. Messe Dir Dein Land ab, richte Dein Haus ein, Deine Lehr- und Wanderjahre sind vorüber. Und bleib gut Deinem Kameraden Friedel!"

Ingo schaute in die fahlen Horizonte, in die Heerscharen, die dort um Deutschland gelagert schienen.

Dann wandte sich sein Blick zu dem üppig-starken Baum- und Graswuchs, der von allen Seiten Hainstein und Wartburg in schimmernder Schönheit umgrünt. Wie weich und voll die Wipfel, wie anschmiegsam die Wiesen, und schlank darüber der Bergfried mit dem Kreuz!

Die Fenster des Pallas mit den edelgeschwungenen romanischen Bogen standen offen. Die Burg war jetzt gefüllt mit Uniformen und hohen Zivilisten. In jenem Mittelbau dort, vor dem Sänger-

saal, waren die schön getäfelten, behaglich-vornehmen Gemächer des Kaisers und des Großherzogs belebt. Unter den geladenen Gästen wandelte mit dem weimarischen Burgherrn Seine Majestät der deutsche Kaiser.

Major von Trotzendorff, ganz Uniform und geschwellte Mannesbrust, holte den Freund ab.

Eine halbe Stunde später bewegten sie sich selber im Farbenspiel des festlichen Gewimmels.

* * *

Im zweiten Burghof, wo Waldgrün die Farbe der Landschaft bestimmt, stand alles im Zeichen der Jagd. Fast jedermann trug Weidmannsuniform. Der Verkehrston war bei aller Gehaltenheit ungezwungen, wenn auch gedämpft durch die lästige Gewitterschwüle.

Baron von Stein-Waldeck kannte einige von diesen Hofleuten. Als erster schüttelte ihm sein alter Freund, der schlanke und hagere Oberburghauptmann mit dem meist etwas ironischen Weltmannsgesicht, die Hand. Eine weimarische Exzellenz stand in der Nähe, an Gestalt und Schnurrbärtchen dem verstorbenen Karl Alexander nicht unähnlich. Dann sah man den deutschen Kaiser neben des Großherzogs gedrungener Gestalt zwanglos im inneren Hofe plaudernd wandeln, auch sie beide in der prächtig sitzenden Gewandung der Jagd.

Was mögen die beiden hohen Herren plaudern?

Ingo wurde aufmerksam.

Er schenkte den übrigen Gruppen nur wenig Beachtung, sondern beobachtete unauffällig die beiden Fürsten, in deren Nähe sich der schlanke Coburger mit einigen Jägern scherzend unterhielt.

Ingo hatte Freude an dem malerischen Bilde. Er war keine unsoldatische Natur; ein Kaisermanöver, das er seinerzeit mitgemacht, hatte er mit der leidenschaftlichen Teilnahme eines Strategen verfolgt, zäh und stramm auf seinem Artillerie-Pferd allen Strapazen gewachsen. Der Verfasser des „Heroismus" hatte Instinkt für Männlichkeit.

Die Fürsten schauten nach den nahenden Gewittern; sie mochten über Jagd und Wetter gleichgültige Worte wechseln. Vielleicht aber

quollen auch tiefere Gedanken aus des Kaisers Seelengründen empor und verlangten Aussprache und durch Aussprache Klärung und nach der Klärung tatkräftige Überwindung?...

Des Spielmanns Phantasie begann zu arbeiten. Er sah vor sich Pallas, Dirnitz und Bergfried aufragen; er empfand heimatlich nahe die Hügelungen der thüringischen Tannenberge. Landgraf Hermann der Freigebige war wiedergeboren: er lustwandelte dort im Hof als deutscher Kaiser. Ingo selber fühlte sich als Walther von der Vogelweide; vaterländische Treue und dichterisches Empfinden klangen in ihm zusammen; wie jener Walther zog auch er ohne Lehen durch die offene Welt. Und seine Phantasie hörte den Kaiser sprechen...

Der Kaiser — so sann er — knüpft in seiner Unterhaltung vielleicht an sein bevorstehendes Regierungsjubiläum an. Er sieht sich rückschauend auf den Bänken des Casseler Gymnasiums, wo er durch gewissenhaften Fleiß Achtung und Liebe seiner Lehrer erringt; er verlebt zwei unvergeßliche Jahre als Borusse; er empfängt als Soldat in jeder Waffe eine gründliche Ausbildung; er tritt als Oberster des Leibhusaren-Regiments der Üppigkeit im Offizierskorps entgegen; er gibt als Familienvater an der Seite einer edelgestimmten Hausherrin das beste Beispiel strenger Pflichterfüllung und harter, einfacher Lebensweise; er sucht als Kaiser durch warmherzige soziale Fürsorge und durch Betonung der sittlichen und religiösen Fundamente des Volkstums gesunde Verhältnisse zu schaffen; die Marine empfängt durch ihn einen ungemeinen Ansporn, denn er hat von der Mutter her „Seeblut" in den Adern; ein spannkräftiges, schlagfertiges Heer soll seinem Volke vor allem den Frieden erhalten, den Platz an der Sonne — — so schaute Ingo, der Sohn aus königstreuem, altem Adelshause, auf das Leben des Monarchen, der hier in seiner unmittelbaren Nähe stand.

Und sprach der Kaiser in seiner raschen, elastischen Weise vielleicht folgendes?

„Wir sind in besondrer Zeit. Die Völker sind durch die Schwingungen eines ungeahnten Weltverkehrs wie nie zuvor miteinander in Fühlung und Reibung gekommen. Da ist Gefahr für das Ererbte. Das Alte scheint in diesem Andrang von heftigen Gegenwarts-

eindrücken minderwertig — die Seele überhaupt. Nicht wahr: was ist denn etwa einem amerikanischen Geldfürsten die ruhmreiche Geschichte dieser Wartburg? Sie ist Duft und Höhendunst im Vergleich zu den soliden Massen und Maßstäben seines lauten Neu-Amerika. In welchem Größenverhältnis mag ihm ein Thüringer Landgraf erscheinen im Vergleich zu den Millionären des Pelzhandels oder der Goldminen, der Kartelle, Reedereien, Lloyds? Ich habe meine Vorliebe für Amerikas energischen Pulsschlag bekundet. Ganz gewiß! ich liebe Tatkraft, aber ich bin bedenklich wider die selbstbewußte Diesseitigkeit jener Zivilisation. Uns Deutschen fehlt es wahrlich ebensowenig wie jenen an zugreifender Kraft; das hat schon unsre Hansa samt Reichsstädten und das haben die Staufen- und Sachsenkaiser glänzend bewiesen, und das beweisen wir heute abermals auf allen Gebieten, vom Lloyd bis zum Zeppelin, Gott sei Dank! Aber wir haben noch eine andere, eine feinere, eine tiefere Mission; wir haben den bedeutenden Errungenschaften der Gegenwart die bedeutendste hinzuzufügen; wir haben die neugestaltete Gegenwart zu beseelen. Das ist es, was ich auf häufigen Reisen suche und noch nicht finde. Wir müssen, wie wir unsre eisernen Kriegsschiffe mit gepanzerter Faust hinaussenden, auch die weißen Tauben des Glaubens an das Göttliche im Menschen über die verarmte Erde ausfliegen lassen. Manchem tüchtigen Manne zu Weimar und auf der Wartburg hat Gott die Fahnenstange des Idealismus in die Hand gedrückt. So soll's bleiben. Das Schwert werden wir geschliffen behalten; die irdischen Verhältnisse zwingen uns dazu. Beides miteinander zu verschwistern: weltweite Horizonte und Kraft der inneren Beseelung, modernes Bewußtsein und historische Ehrfurcht, Tatkraft und Gemüt, wissenschaftliche Unbefangenheit und religiöse Tiefe — sieh, darin erkenn' ich meine kaiserliche Aufgabe. Das scheint mir die Aufgabe der Zeit."

Der Großherzog fühlte vielleicht — so phantasierte Ingo weiter — daß der Kaiser nur zu einem ungewöhnlichen Monolog, zu einer Herzenserleichterung großen Stils diese Stunde gewünscht hatte. Der junge Fürst beschränkte sich daher wohl auf leise und leichte Bemerkungen über Dinge der nahen Außenwelt. Der Monarch ging darauf ein, wie um auszuruhen und seine fernschweifen-

den Gedanken in die Nähe zurückzurufen. Bald aber versandete dieses Zwischengespräch. Und der Großherzog schaute stumm, die Hände auf dem Rücken, über den wildreichen Wald hin, in welchem er so gern seiner Lieblingsbeschäftigung oblag.

Der Kaiser mochte, kraft jenes Fluidums, das sich zwischen zwei Sprechenden nach und nach auszubilden pflegt, den stillen Wunsch des fürstlichen Weidmannes erraten.

Und in Ingos Phantasie fuhr er fort:

„Auch ich kenne kein frischeres Vergnügen, abgesehen von einer Segelregatta, als in der Rominter Heide vom Jagdwagen ins taunasse Heidekraut zu springen oder im ‚Hiligen Forst' der Westmark einem balzenden Auerhahn sprungweis auf den Leib zu rücken. Herzhafter Kampf! Ich hab' in meinem Jägerdasein mehr als siebzigtausend Stück aller Arten von Wild geschossen; und es mag manchem vorkommen, als wäre das der Weidmannslust fast zu viel. Aber ich arbeite rasch und stark und brauche rasche, starke Entspannung. Man müßte freilich ein Genie sein, um alles vom Kern aus zu überschauen: ein Genie der Sammlung... Da steckt vielleicht das Geheimnis dessen, was wir brauchen... Sammlung, Verinnerlichung... Wir verlieren uns zu sehr ins Detail; wir müssen in der auflösenden Zweifelsucht der Gegenwart erst wieder den Zentralpunkt finden und von dort aus neue Ideale schaffen, ohne Untreue gegen die alten. Schweres Werk! Und von uns Zeitgenossen ungelöst. Wahrlich, eine Massenattacke mit Kavallerie zu reiten, ist leichter. Und wie macht man mir mein Amt schwer! Wie untergräbt man Ehrfurcht und Autorität! Wie nörgelt man an meinen gradaus und ehrlich gegebenen Anregungen herum!... Hier ist meine tiefste Sorge: nicht nur Meine Autorität, nein, Autorität überhaupt gilt diesem aufgeregten, unstet-nervösen Geschlecht als ein unmodernes Gefühl. Adel jeder Art ist hart in Bedrängnis."

Der Kaiser schritt lebhaft ein paar Schritte hin und her. Das ungeheure Gewölk verdichtete sich in blauschwarze Ballen. Ein ferner Donner rollte; ein Wind lief ihm voraus.

„Manchen treuen Willen erkenn' ich. Aber auch mein Bürgertum ist zu wenig großzügig. Sie sperren sich in zopfige Parteiworte ein. Macht weit und unbefangen eure Herzen und Köpfe! Einigt euch

zu großem Kulturbegriff, positiv gestimmte Männer und Frauen jeder Konfession und Partei! Es gilt einen Kampf um Deutschlands innerstes, heiligstes Gemüt... Ich bin mit Bewußtsein evangelischer Kaiser; aber ich habe für warmherzig religiöse und gut deutsche Katholiken denselben Handschlag bereit. Es muß in die dumpfe, zaghafte Religiosität überhaupt mehr durchwärmender Lebensodem kommen."

In voller Gemütsbewegung schritt der Kaiser auf den hallenden Steinen hin und her und brach dann plötzlich ab. Er nahm des Großherzogs Hand.

„Du weißt, ich stehe gern auf unsren schwimmenden Burgen, den Kriegsschiffen, und halte Schiffsgottesdienst. Nun wohl, betrachte diese programmatische Aussprache als einen Gottesdienst auf deiner Landburg, deren Kapitän und Kommandant du bist. Nimm meine Worte als den Grundriß eines Regierungsprogramms. Gott helfe uns! Deutschland hat Feinde innen und außen."...

So malte sich Ingo des Kaisers Unterhaltung aus. Er empfand Zuneigung zu diesem Herrscher, dem das parlamentarische Gezänk entschieden Unrecht tat, den es nicht schlichtmenschlich genug beurteilte, dessen Übereilungsfehler eng verwachsen waren mit seinem hilfsbereiten Naturell, mit seinen lebendigen Tugenden und Kräften...

„Wenn ich selber mit ihm spreche" — — —

Jetzt wurde der phantasierende Spielmann, der zwischen belanglosem Geplauder gestanden hatte, unterbrochen. Mächtige Stöße des Gewitterwindes scheuchten die gesamten Gruppen der Hofgesellschaft in das Innere des Gebäudes...

Sie schritten jene Steintreppe hinan, über die einst der Sänger Heinrich von Ofterdingen, unterlegen im Sängerkrieg, knirschend davongegangen war... Dampfte nicht noch der Hof von der derben Zecherlust des niedren Volkes, während drin im Wortekampf adlige Harfe wider Harfe klang, ein Turnier des Geistes? Ja, damals Spielmann zu sein! Da war alles Worteprägen noch von urwüchsiger, gebräunter Kraft, denn die Sänger waren Freiluftmenschen, Höhenwanderer von Burg zu Burg, umpfiffen vom Waldwind!... Wie hatte sich Ingo, der thüringische Freiherr, in jenes Staufen-

zeitalter eingelebt, in den Minnesang, in die Gralsage, in die Geschichte der Troubadours! Er selber war einst auf dem Rennsteig mit seinem Knecht geritten, hatte gestern vor schönen Frauen auf der Burg gesungen, ehegestern unter der Dorflinde bei dörperlichem Tanz zur Laute gespielt, hingerissen vom wilden Hoppaldei und Troialdei — und war dann wieder im einsamen Wald unter Tannenzapfen und Eichhörnchen weitergezogen, um in irgendeiner rauchigen Gebirgsschenke zu übernachten...

Das ging dem Spielmann großzügig durch Herz und Kopf. Und jetzt trat der Generalintendant der Königlichen Schauspiele heran. Trotzendorffs große Stunde war gekommen: noch nicht der Monarch selber, aber dieser hohe Beamte und Hofmann wünschte durch den Major nunmehr den Baron und Schriftsteller Ingo von Stein-Waldeck kennen zu lernen.

Auch diese Vorstellung vollzog sich in bequemen und unbefangenen Gesellschaftsformen, gleichsam nebenbei und zufällig. Doch hatte Ingo die fatale Empfindung, daß er auf seine etwaige Verwendbarkeit hin ausgehorcht werden sollte; und das goß dem freien Wandersmann ein paar Tropfen Ironie in seine Antworten.

„Sie haben ja wohl einmal ein Drama geschrieben, mein lieber Herr Baron? Nun, das ist ja in jungen Jahren eine — wie soll man sich da ausdrücken — nicht ganz ungewöhnliche geistige Übung des gebildeten Deutschen. Nicht wahr? Übrigens, man sprach bei Hofe von Ihrem Buch über Friedrich den Großen. Sagen Sie mir einmal, wie ist denn das nun eigentlich? Über Ihre dramatische Tätigkeit müßte mir doch seinerzeit berichtet worden sein, wenn Sie das Stück bei uns eingereicht haben?"

Der Generalintendant war eine stattliche und angenehme Erscheinung von liebenswürdigen Umgangsformen. Er war den Hofton gewöhnt und zugleich die Gebärde des Theaters; aus seiner Stimme klang edle Leutseligkeit; was er anfaßte, wurde in seinen Händen wichtig und würdig, auch wenn es für die deutsche oder europäische Kunst von keinerlei Bedeutung war, sondern nur den Wert einer höfischen Unterhaltung hatte.

„Jawohl, Exzellenz, ich hatte einmal die Schwäche, ein Drama einzureichen, aber nicht unter meinem Namen."

„Nicht unter Ihrem Namen? Aber ich bitte Sie, mein lieber Baron, wozu denn dieses gänzlich überflüssige Versteckspiel?"

„Ich wollte mein Werk durch sich selber wirken lassen."

„Und Sie haben es uns vorgelegt? Aber ich entsinne mich doch nicht, daß Ihr Name — —"

„Der Deckname war Franz Sturmegg."

„Ja so, richtig! Also Sturmegg! Hm! Sturmegg?"

Der Intendant fuhr mit sinnender Gebärde über eine nicht unbedeutende Stirne; er war ein gut repräsentierender Mann.

„Die Sache ist längst erledigt, Exzellenz. Es war für mich eine heilsame Lehre, den Bühnendichtern nicht mehr ins Handwerk zu pfuschen."

Exzellenz erkundigte sich, immer die Hand in huldvollem Nachdenken an der Stirn, nach Titel und Inhalt.

„Richtig! So etwas mag mir ja wohl einmal, ich glaube sogar mit einer Empfehlung unsres wackren Wildenbruch, durch die Hände gegangen sein. Aber — ja, ja — ein sehr undankbarer Stoff! Sehr undankbar, wirklich! Und bei der — nicht wahr — bei der ungeheuren Fülle von künstlerischer Arbeit, die unsere Königlichen Bühnen zu bewältigen haben — —"

„Ich reiste sogar", fuhr Ingo fort, „nach brieflicher Anmeldung selber nach Berlin. Aber ich bin telephonisch von irgendeinem Beamten wieder nach Hause geschickt worden, ohne zur Audienz zu gelangen."

Stein lachte selber über diese überwundene Epoche. Der Intendant war ein klein wenig betreten, beugte sich jedoch mit liebenswürdigstem Lächeln zu dem Baron hinüber:

„Aber als Sturmegg, nicht als Baron Stein?"

„Nur als Sturmegg, Exzellenz!"

Stein-Sturmegg verbeugte sich. Es zuckte unverhohlenes Lachen um seine Mundwinkel; er nahm diese Dinge nicht mehr ernst.

Der Generalintendant der Königlichen Schauspiele verbreitete sich in fein gewählten Worten über die fabelhaften Aufgaben, die von den Königlichen Theatern jährlich geleistet werden, um inmitten der internationalen Zersetzung wahrhaft hohe Kunst durchzuführen und vornehme deutsche Talente zu entdecken und hochzubringen. Dann

empfahl er dem Spielmann mit entschiedenem Wohlwollen Stoffe aus der Geschichte der Befreiungskriege oder der Hohenzollern; und während er mit Geschick plauderte, suchten seine Augen in der Umgebung, auf wen er die Fortsetzung des allmählich unbequemen Gespräches abschieben könnte; er winkte einen schriftstellernden Major a. D. heran, den er dem Spielmann vorstellte und als Vorbild empfahl, worauf er sich selber zurückzog, offenbar von Ingos freimütiger und ironischer Tonart nicht gar angenehm berührt.

Am Gespräch über Literatur beteiligten sich einige Herren mit modern gestutzten Haaren auf den Oberlippen, so daß sie in dieser Zahnbürstchenform der Schnurrbärtchen auffallend einander glichen. Man sprach über die beträchtlichen Kosten einer Meyerbeer-Aufführung an der Königlichen Oper, über die nicht minder bedeutenden Kosten eines assyrischen Ballets, über reizende Lustspiele wie „Husarenfieber" und „Wieselchen" — oder war es „Lieselchen"? Der beschämte Troubadour kannte nicht einmal die Namen.

Dann ging man zu einem Gebiet über, auf dem man sich sicherer fühlte: zu Einzelheiten der Jagd, gähnte auch verstohlen und spähte auf die Uhr, ob denn wohl endlich das Festmahl beginnen mochte. Kurz, es war zu irgendwelcher geistigen Vertiefung weder Ort noch Anlaß. Und der Freiherr suchte vergeblich eine Einbruchsstelle, wo er mit Kanonen oder Kavallerie des Geistes hätte wirken können.

Jetzt kam der Augenblick, wo der Freiherr von Stein, vom Oberburghauptmann vorgestellt, den festen Händedruck seines Kaisers spürte und ihm in Audienz gegenüberstand.

Trotzendorff strahlte.

* * *

Im Zimmer seines Gasthofes schritt Ingo wieder auf und ab, in leichter grauer Litewka, wie er sie im Hause zu tragen pflegte.

Über Thüringen donnerte noch immer das Gewitter. In Wasserfluten schien Deutschland zu ertrinken. Man sah die Wartburg nicht mehr. Von West und Nord und Ost krachten die flammenden Fluten.

Automobile sausten im Unwetter nach der Bahn; die Wartburg hatte sich rasch geleert; es war eine Flucht, ein zersprengtes Heer.

Im stillen Zimmer schritt Ingo auf und ab. Er hatte sich unbeachtet nach der Tafel zurückgezogen; ihm war leicht, frei und heiter zumute. Die letzte Versuchung lag hinter ihm.

Da hielt ein ratterndes Auto vor dem Hotel: Major von Trotzendorff stürmte herauf.

„Junge, wie war's? Mach' schnell, ich muß nach der Bahn! Wie war's? Hab' dich ja gar nicht mehr erwischen können, war unausgesetzt in Anspruch genommen!"

„Treuer, unermüdlicher Richard, vor allen Dingen Dank!"

„Unsinn! Sag', voran, wie war's da oben, alter Freund?"

„Nun, was soll denn da oben Besondres gewesen sein?"

„Was sagte der hohe Herr? Raus mit der Sprache! Ich hab' keine Zeit, das Auto wartet mit zwei Herren vom Hofe!"

„Aber das läßt sich doch so in der Geschwindigkeit —"

„Na so mach' doch, guter Junge! Was sagte Seine Majestät zu deinem Buch?"

„Hat ihm famos gefallen, es sei gar nicht konventionell."

„Siehst du?! Ausgezeichnet! Was weiter?"

„Ja, was denn weiter?"

„Aber, Junge, so erzähl' doch!"

„Was denn, liebster Richard, was denn?"

„Aber, Mensch, zum Donnerwetter, euer Gespräch! Die Ideen, die du entwickeln wolltest —"

„Welche Ideen?"

„Hast du mir nicht hundertmal auseinandergesetzt, was du tun würdest, wenn du der Kaiser wärst oder sonstwie von Einfluß auf den Zeitgeist —?!"

„Ja, da hast du allerdings recht! Aber —"

„Was denn aber? Du machst mich wild! Jetzt hast du mit dem Kaiser gesprochen, ich habe mit aller Mühe euch zwei zusammengebracht — und nun?"

„Bester Richard, erst muß mich doch wohl Seine Majestät etwas fragen, eh' ich etwas antworten kann, nicht wahr?"

„Hat er dich denn nicht gefragt? Wie lange dauerte denn die Unterredung?"

„Nun, mindestens zwei Minuten."

Das Auto draußen tutete ungeduldig; der Gewitterregen rasselte an die Fensterscheiben.

„Hol' dich der Kuckuck, Junge! Entweder hab' ich zuviel getrunken bei Tafel — oder du bist nicht nüchtern und willst mich frozzeln — oder — Kurz, ich erwarte dich morgen in Erfurt! Oder kommst du gleich mit?"

„I, fällt mir nicht ein! Ich bleibe gemächlich hier in Eisenach."

„Dann ade! Eines will ich dir sagen, du: ich hab' mich nun jahrelang auf diesen großen Tag gefreut. Wenn's dir nicht gelingt, Fuß zu fassen — hol's der Deuwel, so reich' ich meinen Abschied ein und widme mich dem deutschen Volke und seinen zahllosen Vereinen. Gott befohlen — oder vielmehr: salz' dich ein, du Pechvogel!"

Ingo begleitete den ärgerlich Davonstürmenden an die Türe.

„Richard, nun hör' einmal zu, nun will ich dir ein sehr ernstes Wort sagen! Ich habe seit geraumer Zeit mit dir und deiner Gattin, also mit meinen nächsten Freunden, in einem Kampf gestanden: in einem Kampf um Selbständigkeit. Verstehst du? Mit Friedel war die Auseinandersetzung von besondrer Art; das haben wir schon in Lourdes abgetan. Nun merke auch du dir, mein Bester: in irgendwelchen höfischen oder staatlichen Mechanismus wirst du mich niemals einfangen! Niemals! Ich gehöre nicht dahin. Das hab' ich heute da oben auf der Wartburg klar und deutlich erkannt — erkannt? Nein, erlebt!"

„Aber, Junge, hat man dich denn irgendwie unliebenswürdig behandelt?"

„Im Gegenteil! Ich werde immer mit Vergnügen an diesen Tag zurückdenken."

„Also —?! Du bist selber strammer Soldat gewesen: willst du es etwa dem hohen Herrn verargen, daß er ganz besonders auf Jagd, Armee, Marine eingestellt ist?"

„Wie sollt' ich denn! Es wird in Deutschland genug gekrittelt — sollt' ich mich auch noch zu den Nörglern und Hetzern gesellen?! Ich liebe und achte meinen Kaiser. Aber —"

„Aber —?"

„Aber die Stimmung, die jetzt für ein seelisches Deutschland herausgearbeitet werden muß, läßt sich nur in der Stille gestalten.

Wir müssen uns auf Arbeitsteilung einigen. Von innen heraus, Richard, von innen heraus muß die Erneuerung des Zeitgeistes versucht werden! Weder von oben noch von unten! Weder Cäsaren noch Demokraten können das Reich Gottes bauen. Denn sie haben es mit den Massen zu tun, nicht mit der Seele. Erneuerung von innen heraus!"

Er sprach mit eindringlichem Ernst.

Aber Trotzendorff lief zornig davon.

„Noch eins, Richard!" rief ihm Ingo übers Treppengeländer nach. „Weißt du, daß der kleine Marx oben war — Kommerzienrat Marx?"

„Bitte: Geheimrat Marx! Sehr beliebt! Gibt unmenschlich Geld für große Zwecke! Der fliegt rascher die Leiter hinauf als du deutscher Michel! Ade!"

Und mit dröhnenden Stiefeln war er fort.

Und das Auto raste — und das Gewitter raste — und Ingo lag auf dem Diwan, hatte die Hände hinter dem Kopf und starrte zur Decke empor.

Er war ernst.

Ja, er war ernst bis zur Schwermut.

Diese Automobile waren davongefaucht und hatten den Spielmann Ingo von Stein als unverwendbar und überflüssig irgendwo am Wege liegen lassen.

Was hatte er denn eigentlich erwartet? Nichts. Doch hatte ihn Trotzendorff und dessen brave, aber unklare patriotische Romantik, Trotzendorff, der angebliche Tatsachenmensch, immerhin mit einer gewissen Erwartung angesteckt. Diese Erwartung hatte sich freilich rasch verflüchtigt, sobald er einige Minuten die Hofluft selber, den Geist, den Duft, die Essenz dieser höfischen Welt auf sich hatte wirken lassen. Es war von dort zu seiner eigenen Welt der heiligen Stille keine Brücke zu finden.

Man hatte in diesem übervollen Deutschland Leute genug, übergenug; man hatte Kenntnis und Kunst übergenug. Was wollte sich da noch ein einzelner Sonderling und Fremdling hinzudrängen?

„Ich bin durch Nordland und Riviera, durch Lourdes und Montserrat-Stimmung dankbar hindurchgegangen und nicht darin stecken

geblieben", sprach er zu sich selber. „Ich habe Friedel viel zu danken, bin Richard von Herzen gut und dem Sonderling Bruck zugetan. Warum find' ich denn nur nicht den Zugang zum Herzen dieser deutschen Gegenwart? Warum vergißt das moderne Deutschland seine besondre europäische Sendung? Warum geht es nicht mehr führend voran in jener durchgeistigten Gemütskraft, die man ehedem deutschen Idealismus genannt hat?"

Aufspringend schaute Ingo durch nasse Fenster nach den verdüsterten Umrissen der Wartburg empor. Wie lieb war ihm diese Geistesburg! Das Herz schwoll ihm vor Sehnsucht nach warmblütig mitpulsierendem Menschentum, nach Liebe all dieser Zeitgenossen, die heute schattenhaft und gleichgültig an ihm vorbeigewogt waren. So waren sie auch an seinen Büchern vorübergegangen; so gingen sie an seiner Person vorüber; er war überflüssig.

Er sah im Geiste die ausgetretenen Steinfliesen der Vorderburg. Dort hatten sie in einer Mainacht Luther hereingeführt und untergebracht. Wie kommt es, daß mit den thüringischen Fürsten oder den Staufen große Sänger und der Name des deutschen Reformators untrennbar verbunden sind? Wie kommt es, daß sich um die Hohenzollern keine geistesgroßen Dichter gesammelt haben? Ist es ein Gesetz deutscher Arbeitsteilung, daß Potsdam militärische Aufgaben zu lösen hat? Daß sich aber das deutsche Weimar immer wieder abseits in der Stille als ein heiliger Hain erbauen muß?

Diese Gedanken wurden in ihm angeregt durch eine harmlose Audienz, die tausend anderen Audienzen glich.

Elftes Kapitel

Elisabeth

Auf einer Lilie zittern
Zwei Tropfen rein und rund,
Zerfließen in eins und rollen
Hinab in des Kelches Grund.
Hebbel

Eisenach, den .....

Liebe Elisabeth!

Dein Brief hat mich hier in Eisenach gefunden, am Fuße der Wartburg, wo sich gestern Wichtiges entschieden hat. Ich habe dem Drängen Trotzendorffs nachgegeben und mich zu einer kurzen und konventionellen Audienz gestellt. Die Sache ist abgetan. Nun weiß und fühl' ich in scharfer Klarheit, wo ich fortan zu stehen habe: nicht im politischen, sondern im seelischen Deutschland.

Dein Brief klingt in Es-Dur, meine Elisabeth: feierlich und tief. Es ist darin Böcklins Grundfarbe: ein heiliges Dunkelblau. Ich danke Dir innig dafür, Du Gute! Zum erstenmal etwas wie ein Klang des Verständnisses, etwas wie ein Widerhall. Und das beseligt mich tief, denn ich bin unheimlich allein. Grade an Dir halte ich trotz alledem mit zäher Beharrung fest, Du meine erste und hoffentlich letzte Liebe! Du bist ein Glockenton meiner Jugend, Du bist meine Jugend selber, Du süße Gespielin von einst! Dich aus dem Herzen reißen, heißt ein Stück meines Herzens ausreißen. Dich umarmend, hab' ich dort Wald und Seele unsrer Heimat umarmt; in Deinen Küssen war Tannenduft; wenn ich den Namen Elisabeth ausspreche, so sehe ich blühende wilde Rosen und mitten darin ein ernstes Kreuz.

Liebes Mädchen, ihr habt mich oft Spielmann genannt und mir sogar vorgeworfen, daß ich mit dem Leben spiele. Ach, laßt mir doch ein wenig Leicht-Sinn — nicht Leichtsinn —, laßt mich doch das Leben als ein sinnvoll Reigenspiel anschauen, wunderlich verschlungen und doch im ganzen voller Harmonie und starkem, heit-

rem Rhythmus! Laßt mich Spielmann bleiben im Unterschied von phantasielosem Philistertum! Nur der Freie kann und darf spielen; der Knecht front. Der Hasenfuß wagt nicht das schöne und kühne Spiel mit dem Abenteuer des Lebens.

Kind, das ist es ja, was ich Dir so oft verweisen mußte: Du bist immer viel zu sehr Fronerin gewesen, Du Gehorsame, und viel zu wenig frei Schenkende. Du hast Deinen engen und ängstlichen Moralismus nicht durch den Rhythmus mutiger Selbstbestimmung zu überwinden gewußt. Und so hab' ich mich zuletzt auch von Dir leidvoll zurückgezogen und mich abseits im heiligen Hain der großen Toten zu größerer Lebenserfassung herangebildet. Denn wahrlich waren und sind mir Offenbarungen der Weisheit und Schönheit unter allen Umständen wichtiger als das kleinmenschliche Verweilen bei jedwedem körperlichen Mißbehagen dumpfer unbedeutender Nebenmenschen, deren Sorglichkeiten Du so wichtig nimmst. Darum bin ich auch für all die modernen Denkmalsfeiern oder ähnliche Äußerlichkeiten des öffentlichen Lebens ebenso verloren wie für die Spezial-Zerpflückungen unserer wissenschaftlichen Kleinkrämer. Und solange dieser unmelodische Alexandrinismus meiner Zeitgenossen andauert, solange sie nicht mit mir das Große suchen, das Eine, was not ist, die Ideen und Urbilder — so lange gehe ich eben allein. Und solange Elisabeth in Ängstlichkeiten und Schicklichkeiten stecken bleibt, statt zu dem Manne ihres Herzens zu fliegen und sich mit ihm in große Geistes- und Herzenswelt emporzuheben — so lange gehe ich eben allein. Mein Fall ist kein Einzelfall: meine Not ist die Not der deutschen Seele.

Weib, wenn Du doch etwas von der verhaltenen, hochgestauten Kraft spürtest, die sich in mir gesammelt hat, die oft über die Ränder sprüht und Freunde sucht, Spielkameraden, Wandergenossen nach der Gralsburg! Weib, sei kühn! Weib, sei doch genial! Fühle doch, daß die Liebe zu dem Einen, der Dich wiederliebt, wertvoller und wichtiger ist als alle Krankenschwesterlichkeit der Welt! Wie oft hab' ich Dich gerufen, Elisabeth, meine deutsche Seele, und Du bist nicht gekommen! Sondern Du bist stecken geblieben in den Kleinsorgen der Alltagsmenschen, in der schicklichen Ordnung, in der biedern Mittelmäßigkeit, Du Brave, Du Allzubrave!

Siehst Du, Kind, und so vermag ich Deinem liebevollen und ungewöhnlichen Briefe leider, leider, leider nicht mehr recht zu vertrauen. Zürne mir nicht, daß ich Dir das ausspreche! Du hast mich zu oft allein gelassen.

Wenn ich aber ungerecht bin, wenn ich vergesse, wie oft auch ich Dir wehgetan und Deine heilige Ruhe gestört habe, Du frommes Wesen, sobald meine Ungeduld mit Deiner stillen und tiefen Geduld zusammengestoßen: so vergib mir! Der tiefste Grund meines Wesens ist dennoch Liebe — Liebe zu allen guten Menschen und ganz besonders Liebe zu Dir, Du Beste der Guten. Und so nimm das Ungeduldige in diesen raschen Worten nicht übel: sie sind nur wie Wolken vor dem Mondlicht meiner Liebe.

Gott behüte dich, gute Elisabeth!

Dein Ingo.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am Tage nach dem Wartburggespräch schrieb Ingo diesen Brief in seinem Hotelzimmer.

Die Stille des warmen und wolkigen Tages tat ihm wundersam wohl.

Als er nun aber das Schreiben noch einmal durchlas, schüttelte er den Kopf und legte den Brief in seine Schreibmappe.

„Nein, das kann ich nicht absenden", sprach er zu sich selber. „Das ist ja nur wieder der alte Ruf der Sehnsucht: Elisabeth, komm zu mir! Ich fahre ja genau da fort, wo ich vor drei bis vier Jahren abgebrochen habe. Ich wiederhole mich ja, das ist ja geschmacklos. Sind wir wirklich in diesem blutarmen, kränkelnden, unheroischen Liebesverhältnis nicht weitergekommen? Dann tut's mir leid. Ich werde Elisabeths Brief überhaupt nicht beantworten. Hier fruchten keine Briefe mehr."

Der Brief wurde nicht abgesandt.

Er nahm seine Arbeit wieder auf.

Seine Studien über den Gral hatten ihn zu Goethes Gedicht „Die Geheimnisse" geführt. Hierbei, Goethes Dichtungen durchblätternd, war ihm zum Bewußtsein gekommen, wie häufig der große Dichter das Wander-Motiv behandelt und vergeistigt: von dem jugendlichen „Wandrers Sturmlied" bis zu den reifen „Wan-

derjahren". Er beschloß, diese Linie zu verfolgen und mit dem Gralsuchen in Beziehung zu setzen. Eben las er das edelschöne Gedicht vom Wanderer, der in Tempelruinen eine junge Frau findet, mit den weich hingleitenden Schlußworten:

„O leite meinen Gang, Natur,
Den Fremdlings-Reisetritt,
Den über Gräber
Heil'ger Vergangenheit
Ich wandle.
Leit' ihn zum Schutzort,
Vorm Nord gedeckt,
Und wo dem Mittagsstrahle
Ein Pappelwäldchen wehrt.
Und kehr' ich dann
Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom letzten Sonnenstrahl,
Laß mich empfangen solch ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm!"

Er ließ das Buch sinken.

„Solch ein Weib ... den Knaben auf dem Arm!"

Sieh an, auch hier ein Wanderer, ein Hügel, ein Weib — und in der Nähe ein Säulenpaar! Natur und Religion und Poesie in eins zusammengeblüht! Tod und Leben in eins verschlungen: zerfallener Tempel und nährende Frau, die selber ein Tempel ist, ein Meistergebilde der Natur und der Gottheit! Sind nicht wir Deutschen geboren über Resten heiliger Vergangenheit? Daß ihr Geist auf uns ruhe und uns befruchte, Altes zu ehren und Neues zu schaffen und Gegenwart zu genießen wie dieses glückselig-gesunde Weib — eine Madonna mit dem Knaben auf dem Arm! „Das ist meine Hütte," sagt sie, „eines Tempels Trümmer!" Ja, ein Tempel, verwandelt in eine Hütte der Liebe und des heiligen Lebens — eine Hütte, entsprossen aus den heiligen Stimmungen eines Tempels! Welche sinnige Verschlingung! Hier ist immer wieder das Ziel!

Ingo lief in seiner jugendstarken Gesundheit im Zimmer auf und ab. Er erlebte diese Zwiesprache mit dem Weib an der Tempelsäule; er war selber dieser Wanderer. Seine Betrachtungsweise war nie-

mals bläßlich, immer warmblütig; denn er durchglühte auch geistige Stoffe mit der Kraft persönlichen Erlebens, so daß der Spielmann oft unseßhaft vom Buch aufsprang und laut mit sich selber sprach.

Wieder zum Buch zurückkehrend, schlug er aufs Geratewohl auf. Und — leiteten Geister vom Montserrat seine sinnvoll zugreifenden Finger? Er stieß auf Randnoten, die Goethe selber zu seinem bedeutsamen Gedicht „Die Geheimnisse" niedergeschrieben hat. „Durch eine Art von ideellem Montserrat" sollte dort der Leser geführt werden — das waren die Worte, die ihn wie ein elektrischer Schlag berührten. Ihm, dem Goethekenner, waren diese Bemerkungen ganz aus dem Gedächtnis geschwunden. Nun sah er sein eigenes Suchen durch den Meister bestätigt. Denn hier stand es ja, hier klang es ja in die Worte aus: „... sich in den Gesinnungen befestigen, in welchen ganz allein der Mensch, auf seinem eigenen Montserrat, Glück und Ruhe finden kann."

Auf seinem eigenen Montserrat!

Nicht im fernen Land, unnahbar euren Schritten — vielmehr hier und heute und überall, wo der Mensch seines göttlichen Mittelpunktes inne wird!

Welch ein Kraftgefühl, dieser Besitz!

Und doch — einer allein wird nie zulänglich sein, das Leben bedeutend und nutzwirkend zu einer Tempelburg zu gestalten, wenn er sich nicht bei aller eigenen Selbständigkeit verflechten kann mit anderen. Zur Monade trat schon bei Pythagoras, der selber seine Schülerin Theano zur Gattin erhob, die Dyade, die Triade, die heilige Tetraktis, die Vierzahl; und eins, zwei, drei und vier geben als Summe die Zehn, die heilige Dekade. Saßen nicht auf dem Montserrat zwölf Eremiten um den dreizehnten? Sind nicht zwölf Meister in diesem seltsamen Tempel der „Geheimnisse" mit einem dreizehnten als Oberhaupt? Immer strebt das Leben in eine Runde, eine Tafelrunde, eine kristallinische oder organische Bildung hinaus, in harmonische Vielheit — und wieder zurück zur umfassenden Einheit. Sind nicht alle Sonnen und Planeten, alle Lebewesen und alle Teile des Körpers aufeinander angewiesen und bilden miteinander das rhythmische Ganze?

So wogten seine Gedanken.

Der Einsame war in seinem unbefriedigten Schaffensdrang nahe daran, wehmütig zu werden. Aber in seinem gesunden Blutumlauf hatten weder Zweifel noch Grübelei Raum. Eine halbe Stunde später lag der Goetheband auf dem Teppich, und der glückliche Besitzer und Verehrer des Buches lag auf dem Diwan und schlief mit gekreuzten Armen.

* * *

Es klopfte leise an Ingos Tür.

Ingo schlief.

Es klopfte abermals.

Ingo schlief.

Die Tür tat sich auf und eine Dame stand im Zimmer, ohne Hut und Handschuhe.

Jetzt fuhr der Schlafende empor und sprang sofort auf die Füße, verworren die Augen reibend.

Das Glück stand an der Tür.

Erst war er der Meinung, es hätte sich jemand in der Zimmernummer geirrt. Dann aber, obschon bereits Dämmerung war, erkannte er jählings, wer vor ihm stand.

„Elisabeth!"

Sie lehnte wortlos an der Wand. Sie konnte keine Silbe hervorbringen.

„Aber, Kind, meine gute Elisabeth, wie kommst denn du hierher?! Bist du hier abgestiegen? Hast du ein Zimmer hier im Hotel?"

Sie nickte. Ihre Brust arbeitete mächtig.

„Wohnst am Ende gar im Zimmer gegenüber, das Trotzendorff gestern verlassen hat? Das ist ja ein entzückender Streich! Und ganz aus eigenem Entschluß?"

Sie nickte wieder, kurz und heftig. Aber dann hielt sie's nicht länger aus — mit einem jähen Laut „Ingo!" flog sie ihm um den Hals — und ihre Arme umschlangen ihn — und Mund lag auf Mund. Aus ihrer Brust kam ein Ton wie Jauchzen und Angst. Sie ließ ihn nicht los, sie trank seine Küsse, sie suchte immer wieder seinen Mund und preßte ihn mit der ganzen Stärke ihrer starken Arme an ihre wogende Brust.

Und alle Gedanken, Programme, Ideen, die soeben diesen Raum

erfüllt hatten — versunken! Nein, verwandelt! In Leben verwandelt! Verwandelt in den einen großen Ton elementarer Liebe, in diese Flut ungestüm andrängender Liebe, in diesen überwältigenden Duft blühenden Lebens — ganz verwandelt in dieses atmende, glühende, sinnenstarke und doch so stolze und herbe Mädchen, das sich nur dem einen Manne auftat!

Umwogt und umwunden von diesem langen Haar mit dem natürlichen Duft, saßen sie wie einst im Wald und wurden nicht satt, sich Kosenamen zu stammeln. Ihr Mund, ihre Augen, Ohren, Hals und immer wieder ihr Mund wurden von Ingos Küssen überdeckt; und wenn er den Kopf an ihrem Halse barg, war sie es, die seine Lippen wie in Angst aufsuchte und unzählige Male immer nur das eine Wort wiederholte: „Mein, mein, mein!"

Ingo hatte nie gewußt, wie ein Weib lieben kann, hatte nie gewußt, wie dieses Weib lieben konnte. Mit dem ganzen zarten, weichen, vibrierenden Organismus liebt das Weib, ihr Körper ist Liebe, ihr Körper ist Sprache ohne Worte. Mächtiger als der Mund allein spricht und jauchzt das ganze Wunderwerk Weib dem Geliebten entgegen. Die Zeit blieb stehen; sie achteten nicht, ob Sonne oder Mond am Himmel stand; sie hatten ja ewig zusammengehört, von Anfang der Welt an, als noch keine Zeit war. Sie hatten sich gesucht durch Jahrtausende seit der alten Atlantis und jetzt gefunden, hier am Fuße der Wartburg, hier im Herzen Europas.

Allmählich stellten sich dann doch Worte ein, süßes Raunen, töricht holde Melodie, innige Koseworte und Wort-Erfindungen, immer wiederholte Fragen, die keine Fragen waren.

„Du bist mein, nicht wahr, ganz allein mein? Ich hab's ja nicht mehr aushalten können! Ach Ingo, sag's, nicht wahr, ich verliere dich nie mehr, nie mehr, nie mehr?"

„Bis in den Tod, Elisabeth!"

„Bis in die Ewigkeit, Ingo! In alle, alle Ewigkeit! Ewig, ewig, ewig dein!"

Sie erzählte, daß sie keiner Menschenseele von dieser Fahrt nach Eisenach gesagt habe, sondern nach Weimar gefahren sei, um Tante Adelheid zu besuchen. Von dort kam sie her. Sie sprach von allem, was bisher die Liebenden getrennt, sie sprach abgerissen, in Worte

zusammendrängend, ohne Satzbildung. Aber sie verstanden sich doch. Es durchflutete die beiden Menschen, die sich so lange gesucht hatten, ein Empfinden, das ihnen bisher unbekannt war: der Jubel der Erfüllung.

Und er gedachte jenes Ringes, den er in Genf gekauft. Er tastete danach, immer noch in ihre herrliche Haarflut gehüllt, und steckte ihn an ihren Finger und zog ihren Schmuckring ab und steckte ihn sich selber an.

„Meine Braut! Mein Weib!"

„Bin ich das? Bin ich dein Weib?"

„Meine Frau halt' ich im Arm! Und was bin ich?"

„Mein süßer Liebster, mein Bräutigam, mein lieber, lieber Mann!"

Ihre Stimme war Herz und Seele; wie ein Kind lag sie an seinem Halse. Die Qual und Spannung von Jahren löste sich in diesen heilig-seligen Augenblicken mit erschütternder Gewalt.

Draußen, weit wo im Westen, flammte ein spätes Abendrot: unter schwarzen Wolkenmassen ein roter Feuerstreifen, als winkte dort, jenseits der Wasser, ein leuchtendes Land.

Zwei Menschen trieben auf einer Planke dem Lande der Liebe zu.

* * *

Meine gute Friedel!

Ich habe mich soeben hier in Eisenach mit Elisabeth verlobt. Du sollst die erste sein, die es erfährt, Du, der ich so Unvergängliches verdanke! Ich bin glücklich, Friedel. Mein Herz ist bis obenan voll Dank. Nebenbei war ich gestern auf der Wartburg und hatte die Ehre, Seiner Majestät vorgestellt zu werden. Aber nicht dahin geht mein Weg, sondern in die arbeitsame Stille — mit Elisabeth. Bleibt gut, Du und Richard,

Eurem alten Ingo.

Nachschrift. Liebe gnädige Frau! Ingo bittet mich, einen Gruß darunter zu schreiben. Gern tue ich das. Ich bin Ihnen von Herzen gut und bitte auch Sie um Ihre Freundschaft. Wie glückselig ich bin, das vermag kein Mund auszusprechen.

Ihre Elisabeth.

Zwölftes Kapitel

Der Gutsherr

Sehnsucht ins Ferne, Künft'ge zu beschwichtigen,
Beschäftige dich heut' und hier im Tüchtigen!
Goethe

Zeitenwende bereitet sich vor.

Einzelne Wandrer haben sich abgesondert vom Zeitgeist. Sie suchen untereinander Fühlung. Sie bilden eine heimliche Gemeinde der Ernsten und Stillen. Ihr heiliger Hain ist umschirmt von schwarzen Zypressen. Im Innern aber tragen Fruchtbäume rote und goldne Gaben.

Diese Abgesonderten formen langsam das neue Lebens- und Bildungsideal.

Der Spielmann und Gralsucher Ingo von Stein hatte sich nach jenem Wartburgtag dieser unsichtbaren Gemeinde angeschlossen. Sie ist nicht geformt, diese Gemeinde; sie hat weder Satzung noch Rang und Titel. Doch erkennen sich die Begegnenden daran, daß sie, ohne Hast und Unrast, mit einem stillen und starken Herzen Welt und Ewigkeit erleben und verarbeiten. Das kostbare Gut der Ruhe ist ihnen eigen: die Ruhe der gesammelten Kraft. Und ihre Lebensformen sind edel und einfach.

In ihren Tiefen ist Gebet. Sie glauben nicht mehr an den Verstand, sondern an etwas Umfassenderes: an die Gottheit. Nicht sind sie beherrscht vom Willen zur Macht, sondern von einer größeren Kraft: vom Willen zur Liebe. Mit schöpferischer Liebeswärme erobern sie von innen her. Und ihre Gangart ist still und stetig. Denn sie wissen, was sie wollen: Selbstbesinnung. Aus der Selbstbesinnung aber auf edelste Kräfte erwächst die neugestaltende Tat. Auch fehlt ihnen nicht das Arbeitsfeld: denn sie fangen ihr Gestaltungswerk mit sich selber an.

Aus diesen Saatschulen werden die Führer der Zukunft genommen.

Draußen aber vollziehen sich unterdessen die harten Ereignisse, die dem bisherigen Lebenston ein Ende bereiten.

„So stand einst Oberlin als Zeder mitten in der Revolution", sagte sich Ingo von Stein, als er sich zu jenem Anschluß an die Gemeinde der Stillen entschloß. „So will auch ich auf meinem Felsen stehen."

* * *

Jäh war das Glück der Erfüllung über Ingo gekommen. Aus der verhaltenen Kraft seiner Elisabeth war eine Liebe aufgeblüht, wie er sie nie für möglich gehalten hätte.

Fast unmittelbar hinter jenem Tag von Eisenach starb sein Bruder, der Jäger und Sportsmann, als hätte das Schicksal nur auf diesen Augenblick gewartet.

Ingo war nun Herr über ausgedehnten Landbesitz und umfangreiche Forste. Aber sein Herz hatte nie an äußeren Gütern gehangen; seelische Erfüllung war ihm von Kind an als das Wesentliche erschienen, schon als der Knabe Lieblingsgegenstände hergab, nur um dafür Freundschaft einzutauschen und Freude zu machen. Doch war es ihm ein sinnreiches Symbol, daß er nun äußerlich den Lehr- und Wanderjahren entnommen und auf den festen Boden der jetzt anhebenden Mannes- und Meisterjahre gesetzt war. Noch blieb seine eigentliche Kraft und Lebensstimmung verdeckt und wartend; seine Stunde war noch nicht gekommen; er fühlte sich als Vorbereiter einer neuen Lebensstimmung für ein neues und wieder mehr innerliches Geschlecht.

Und in diesem wichtigen Punkte verstand er sich ausgezeichnet mit dem Vertreter der älteren Generation, der bei Ingo im Hause lebte: mit seinem alten Vater. Dieser Edelmann war von wunderbarer Geistesfrische, wenn er auch durch seine Gicht an den Stock und durch leidige Gewohnheit an die lange Pfeife gekettet war und in seinem Lederstuhl, von den beiden Doggen umlagert, einem Invaliden ähnlich sah. Er trug die Bartform des alten Kaisers, unter dem er die siebziger Schlachten mitgefochten hatte und mit dessen vornehm zurückhaltender edelmännischer Art er auch inner-

lich verwandt war. Unter Ingos anregendem Geisteshauch lebte der Alte wieder auf; denn er hatte immer eine stille Vorliebe für diesen jüngeren Sohn gehegt, dessen unzeitgemäße Sehnsucht er recht wohl nachfühlen konnte.

Elisabeth, in dem schwarzen Kleid der Trauer noch anziehender, hatte ihre Mutter verloren und war in aller Stille Ingos Gattin geworden. Über ihrem Wesen lag jener Schimmer von Wärme, den man mit dem Worte Innigkeit bezeichnen könnte, einem Worte, das mit Innerlichkeit verwandt ist. Kind, Jungfrau und reifes Weib schienen alle drei in dieser stillen und feinen Gestalt erhalten zu sein, einander ergänzend, nicht störend. Ihre stattliche äußere Erscheinung war von gebietender Hoheit, die aber von der etwas gedämpften und guten Stimme und von einem einfachen, kindlichen, ja fast schüchternen Lächeln des Wohlwollens wieder ausgeglichen wurde. Es war in ihr etwas wie seelische Leuchtkraft. Es gibt Menschen der Erfüllung, wie es Menschen der unruhigen Sehnsucht gibt; Elisabeth war ein Mensch der Erfüllung. Alles Unstete wird in solchen Naturen selige Gegenwart. Sie sind nicht mehr Hitze, sondern Wärme, nicht mehr Kometen, sondern Planeten oder gar Sonne. Dem Unerfüllten ist die Welt romantisch; aber die Erfüller machen die Welt traulich und heilig. In ihnen ist etwas, was der Romantiker leicht unterschätzt: die große Geduld. Sie haben es nicht mehr nötig, Tempelsucher zu sein: sie sind bereits Tempelbauer und Tempelhüter.

Diese drei, mehr oder minder auf Innerlichkeit und Gehaltenheit abgestimmten Menschen bildeten nun im Thüringer Herrenhause, im Herzen Deutschlands, den Grundstock der neuen Familie. Und es war eigenartig, daß gerade die einfachsten Menschen des Gutes, von der Waschfrau bis zum Feldarbeiter und Waldgänger, dem anscheinend durch Klüfte hoher Bildung von ihnen getrennten neuen Gutsherrn und seiner wahrhaft herzensadligen Gattin Zutrauen entgegenbrachten. Denn sie spürten in diesem jungen Ehepaar reines Menschentum. Auf den Höhen wahrer Bildung wird der Mensch wieder einfach.

Dabei legte Ingo großen Wert auf eine auserwählte und geschmackvolle Bibliothek. Mit ebensolcher Sorgfalt wählte er seinen

Wandschmuck, wobei besonders sein Liebling Feuerbach neben alten Meistern in guten Kopien vertreten war. Flügel und Meisterharmonium zierten den großen Saal, der noch mit Jagdtrophäen und Waffen gefüllt war, von der andren, der sportsmäßig unruhigen Generation, für die das Tuten eines Automobils wohllautender war als eine Sonate von Beethoven.

In diesem Saale war an einem Winterabend, der etwas Neuschnee über die Fichten gestreut hatte, das Ehepaar Trotzendorff zum ersten Male bei den Jungvermählten zu Gast. Und seltsamerweise hatte sich noch ein Bekannter eingefunden, den einst Ingo in Cette und Lourdes so gut wie gar nicht beachtet hatte: der ernste, etwas trockene Fabrikant Muthner.

Der Diener reichte Tee herum; der Vater hielt sich rauchend im Hintergrunde. Auch Muthner, der ohne seine ägyptischen Zigaretten unglücklich war, bat um die Erlaubnis, rauchen zu dürfen, was die Damen gern gewährten. Und dennoch blieb, bei aller äußeren Gemütlichkeit und bei aller Gedämpftheit auf diesen vielen Fellen und bequemen Polstern des Salons, eine feine Trauer die eigentliche Stimmung.

„Es ist noch kein ganzes Jahr verflossen seit der Riviera", stellte der Gutsherr fest. „Und was hat uns dieses eine Jahr gebracht! Als hätten sich zehn Jahre in diese kurze Zeitspanne eingepreßt! Erinnert ihr euch jenes Gespräches über die Titanic, Friedel und Richard? Und wer spricht heut' noch von der Titanic! Alle Welt ist voll vom Balkankrieg."

„Die Geschäftslage ist drückend ernst", warf der Fabrikant ein.

„Auch in die Feier der Befreiungskriege will kein rechter Schwung kommen", bedauerte Trotzendorff.

Der Major z. D. hatte sich den nach seiner Meinung schmachvoll mißglückten Wartburgtag so zu Herzen genommen, daß ein Unmut in ihm zurückgeblieben war. Und bei nächster Gelegenheit hatte er sich aus dem Hofdienst zurückgezogen und sich als Offizier zur Disposition stellen lassen. Vereinstätigkeit und statistische Arbeiten machten ihm nun Freude. „Innere Arbeit am deutschen Volke" nannte er das mit seinem etwas doktrinär betonten vaterländischen Bewußtsein. Friedel saß wieder mit ihrem ganzen blühenden

Künstler-Naturell neben dem anders gearteten Gatten, so prächtig erholt, daß sie sogar ein wenig zur Fülle neigte, was ihr keinen geringen Kummer verursachte.

„Es geht mir mit diesen Feiern sonderbar", bemerkte Ingo. „Ich bin doch sonst ziemlich leicht in der Handhabung von Feder und Laute. Aber wenn ich mit meinem Verwalter fertig bin und mich dann wieder zu diesem Stoß von illustrierten Büchern über 1813 wende — ich weiß nicht, wie es kommt: ich vermag nicht recht mitzujubeln."

Der alte Vater nickte.

„Wir von 1870 wußten noch, um was wir kämpften. Wir hatten ein Ideal. Heute hat alle Welt Kriegsfurcht."

„Vielmehr Furcht vor wirtschaftlichen Schädigungen", verbesserte der Fabrikant. „Damals hatte man etwas zu gewinnen, heute fürchtet man nur zu verlieren."

„Nämlich Geld und Gut!" rief der alte Baron aus seinem Sessel zurück. „Und das ist ja wohl schließlich des modernen Menschen höchstes Ideal. Ach, meine Herren, was weiß man heute noch von unsrer Stimmung von 1870? Ich hab' es oft erzählt, wie am Abend einer jener mörderischen Schlachten vor Metz unser alter Kaiser an unser zusammengeschossenes Regiment herangeritten kam. Wahrhaftig, es sah bei uns allerdings kläglich aus, wir waren kaum noch ein Trüppchen. ‚Kinder, ihr habt ja wohl heute schwer gelitten', sagte der Kaiser mit seiner etwas hohen Stimme, ich hör' ihn heute noch. ‚Ist das alles, was von euch geblieben ist?' Ich stand vor ihm — was sollte ich melden? ‚Es werden sich ja wohl noch etliche zusammenfinden, Majestät.' Da warf er einen Blick über uns hin — den vergess' ich nie — und die hellen Tränen liefen ihm über die Wangen. Er sagte dann gar nichts weiter, winkte nur mit der Hand — so — zu uns herüber — Unaussprechliches lag in dieser Handbewegung, etwa als wollt' er gute Kameraden grüßen: Haltet aus, liebe Kameraden, seid bedankt, treue Kameraden, es gilt eine hohe Sache! Oh, da war keiner von uns, der nicht gern sein Leben gelassen hätte."

Der Alte schwieg bewegt.

„Ja, Sie hatten noch Ideale, Herr Baron!" rief Trotzendorff.

„Das Deutsche Reich! Und so war's vor hundert Jahren, als sich Deutschland vom Druck befreite. Aber heute?"

„Ein Krieg von heute würde die europäische Luft reinigen", führte Ingo die angeschlagenen Gedanken fort. „Und dann wäre Raum und Empfänglichkeit für eine neue Lebensstimmung."

„Was verstehen Sie eigentlich unter neuer Lebensstimmung?" fragte der Fabrikant.

„Nun, was hab' ich Ihnen neulich geraten, als ich Ihre Fabrik besichtigte, Herr Nachbar? Erfinden Sie ein Entgiftungsmittel und lassen Sie sich ein Patent darauf geben! Ein chemisches Mittel, das unsrer gespannten und mißtrauischen sozialen, politischen und geistigen Luft reinen Sauerstoff zuführt. In Oberitalien traf ich einmal eine feine kleine Dame, ebenso praktisch wie anmutig, die mir die Einrichtungen ihres Arbeiterdorfes zeigte: Milchanstalt, alkoholfreie Wirtschaft, Bade- und Krankenhaus — unpoetische Dinge, die ich aber seither achten gelernt habe. Was ist die Triebfeder bei dieser guten und klugen Witwe? Menschenliebe. Sie ist selber durch Leid gegangen. Und nur so erobert man Herzen, nicht mit Polizei, Paragraphen und Kanonen."

Dieser Grundanschauung versagten selbst die härteren Elemente der Gesellschaft, Major und Fabrikant, nicht ihren Beifall, wollten aber für Rekruten, Spitzbuben und Feinde unbedingt Polizei und Kanonen geachtet wissen.

„Nicht alles kann mit Menschenliebe erreicht werden", sagte der Fabrikant. „Das erfahren wir Arbeitgeber bitter genug. Schlagen wir Arbeitsteilung vor! Mag Liebe und Strenge nebeneinandergehen!"

„Der Troubadour hat sich also der sozialen Frage verschrieben?" neckte Friedel. „Und auch die Gedenkfeiern locken dir kein Lied ab? Der unheimliche Rückzug aus Rußland? Die Freiheitsschlachten?"

„Doch, Friedel", erwiderte Ingo. „Ich habe in der Tat einige Blätter geschrieben. Habt ihr Geduld? So les' ich sie euch vor. Sie sind zugleich Lebensprogramm für mich und mein Weib. Nicht wahr, Elisabeth?"

Er lief in sein Schreibzimmer, kam mit drei Blättern zurück und las...

I.

„Rückzug aus dem eisigen Rußland!... Eines Titanen hochgespannte Willensleistung ist von den Göttern zerbrochen worden! ... Durch die weiße Wüste, deren Horizonte sich im Schneelicht verlieren, schlürfen die zerlumpten Reihen der Franzosen, umstäubt von Schneewind und Kosaken — aufgelöste, dumpf marschierende, stumm dahinknirschende Grenadiere... Welch ein Geräusch! Das Zornweinen einer Armee!

Und zwischen den vereisten Bärenmützen, zu Fuß, um sich wieder zu erwärmen, der Kaiser selber. An toten Soldaten und an Pferdeleichen vorüber. Hinter ihm, gleichfalls abgesessen, der Schwarm der Generalität. Und stumpf über den Schnee schlürfend, schlürfend, schlürfend, die Reste der Regimenter...

II.

Wo sind sie heute, die Enkel jener Massen von Hunderttausenden, die der geniale Korse über die Schlachtfelder Europas gejagt hat?

Wiederum bilden sie Massen: sie fronen in den Fabriken.

Wieder um sie her Glut und Rauch, wie einst in den Schlachten um die Großväter. Gespenstische Gestalten stehen mit langen Stangen, wie Kanoniere, und stoßen in rotfließende Glutmasse.

Aus den Schloten züngelt die Überkraft des Hochofenfeuers. Es überflammt an diesem grauen Winterabend selbst die elektrischen Lichtkugeln.

Und aus diesen steilen schwarzen Kaminen wälzt und rollt und ringelt sich, schwer und dick, ankämpfend gegen pressenden Winternebel, der schwarze Rauch und dunkelt dämonisch den Himmel ein.

Sind es die Geschütze von ehedem? Sind sie steil emporgerichtet und beschießen den alten Himmel? Sind die Titanen wieder im Kampf gegen die Götter?

Ein unsichtbarer Herr lenkt den Willen dieser Hunderttausende, benützt ihre Muskeln, zwingt ihre Kraft nach einem bestimmten Ziel. Denn sie sind Elementarkraft, nicht Geist.

Doch sie dienen. Sie dienen, wie sie einst dem Willen und dem Genie Napoleons gedient haben. Und das Feuer, das in Hallen und Höfen blendend flammt, legt einen verklärenden Goldrand um diese rußigen Männer der Arbeit.

III.

Jedem aber ist ein Feierabend beschieden.

Dann ist ein Tor offen, um sich zurückzuziehen aus der Fron und aus der Gattung, seinen Geist wieder heimzurufen aus dem Dienst an der irdischen Lebenspflicht — und dann allein zu sein, sich wieder als einen selbständigen Geist zu wissen, sich wieder als eine einzelne persönliche Seele zu empfinden.

Nun treten in die Gesellschaft dieses aufatmenden Feierabend-Menschen die großen guten und schönen Gedanken und Gebilde aus dem Reiche des Geistes.

Hier sind keine rauchenden Schlote; hier wirkt keine Erdenschwere. Dahinten sind Spannung, Kampf, Haß und Verdruß; sie sind abgelegt wie ein Panzer. Der Befreite geht im Festgewand seiner Phantasien und Gedanken.

Hier ist die Liebe Königin; ihre Prinzessinnen heißen Schönheit und Weisheit. Die Edlen, die sich im Seelenland begegnen, sind freie Freunde.

Jetzt beginnt das Amt des Spielmanns und des Gralsuchers. Er spricht zu Menschen, die wieder ihre unsterbliche Würde empfinden.

Und nun fühlst du plötzlich, daß auch Gedankensenden eine Tat ist. In deinem Zimmer wandelnd, an deinem Ofen träumend, bist du mit Geist und Herz nicht an die Enge gebunden. Dein Drang, Schönheit und Güte zu suchen oder zu entzünden, läuft wie ein Strahlenwerk hinaus durch die sternklare Nacht.

Und wenn alsdann an dein eigenes Herz Gutes pocht, du bedrückter Mann der Arbeit; wenn ein Harfenton der Liebe deine eigene Seele berührt, du müde Freundin — so wisse, daß auch andre Herzen liebevolle Gedanken aussenden an alle sorgende, kämpfende, leidende Menschheit.

Und du bist nie allein!..."

So las Ingo.

Die Gesellschaft gab einen behaglichen Beifall zu erkennen. Aber die unruhig mit den Fingern trommelnde Friedel hatte einen Einwand bereit:

„Lieber Spielmann, jetzt noch ein Schrittchen weiter — und du steckst mit beiden Füßen im sozialen Moralpredigen!"

Man lachte.

„Jawohl!" beharrte sie. „Und das ist heute die größte Gefahr des Künstlers — und alle tappen hinein, alle!"

„Das will ich nicht hoffen, Friedel!" rief Ingo. „Ich hab' auch noch ein paar andre Stimmungen und Geheimkammern. Und überhaupt: das müßte denn doch ein geistverlassener Tropf sein, der das reizvoll-bunte Lebensspiel bloß moralisch deuten wollte. Moralisch kann auch der Philister sein. Die Türpfosten zu meinem Studierzimmer heißen Phantasie und Güte. Und auf dem Querbalken steht der Spruch: Leben entzündet sich nur am Lebendigen!"

Es hatte dies einen leichten Beigeschmack von Zurechtweisung. Elisabeth empfand es, beugte sich zu Frau Friederike hinüber und sagte: „Liebe Friedel, es sind rings um Schloß Waldeck viele Singvögel: da wird er gewiß das Singen nicht verlernen."

Elisabeth pflegte mit solchem Eingreifen in das Gespräch so sparsam zu sein, daß diese ausgleichende Bemerkung in ihrer freundlichen Sicherheit um so wirksamer war. Es wurde gelacht. Aber man hatte dabei die eigenartige Empfindung: diese Beiden da wissen, was sie wollen!

Als sich der Fabrikant verabschiedet hatte, blätterte die Sängerin anspielenderweise im Klindworthschen Klavierauszug der „Meistersinger" und lobte den prachtvollen roten Ledereinband, den Elisabeth um einige Lieblingswerke ihres Gatten zum Geburtstag hatte besorgen lassen. Sie schlug auf und stieß auf den Namen Hans Sachs.

„Wie duftet doch der Flieder
So mild, so stark und voll!"

Laut las sie die Worte, drehte den Kopf nach Ingo und schaute ihn fragend an, indem sie den Flügel öffnete und die Partitur aufstellte.

Es war seit vielen Wochen in dem Trauerhause fast gar nicht gespielt worden. Jetzt setzte sich Ingo vor die Tasten und sang gedämpft, zum Inhalt und der Stimmung des Hauses passend, jenen Monolog des Meisters Sachs. Und bald stand die genesene Freun-

din hinter ihm und sang die Rolle der Eva. Ein Zwiegesang entfaltete sich; sie hatten seit Lourdes nicht mehr miteinander musiziert. Jetzt aber hatte Ingo die Führung, wandte sich dazwischen um und rief mit Feuer:

„Was für ein reifer Mann und Poet, nicht wahr, dieser Sachs! Dieses innige Motiv, der Nachhall aus Stolzings Lenzlied, so biegsam, daß es von Verträumtheit in Jubel übergehen kann: Lenzes Gebot, die süße Not, die legt' es ihm in die Brust! Das ist wie ein Bach unter Winterschnee: verhaltene, gesammelte Kraft, die noch in sich hat die Melodien vom verflossenen Sommer und schon in sich die künftigen Frühlingslieder. Gesammelte Kraft! Ja, so ist das Gemüt der besten Deutschen! Hans Sachs in dieser Geklärtheit und männlichen Güte, ein Greis und doch jung und mit Jungen fühlend — das ist ein Spielmann! Das ist ein Edelmann!"

Und als Eva bekannt hatte, daß sie nur ihn zum Gemahl genommen hätte, wär' nicht der andre gekommen, nach jenem ganzen Dank der Eva — „O Sachs, mein Freund, du teurer Mann, wie ich dir Edlem lohnen kann?" — sang Elisabeths Gatte bedeutsam weiter:

„Von Tristan und Isolde
Kenn' ich ein traurig Stück,
Hans Sachs war klug und wollte
Nichts von Herrn Markes Glück" ...

Hier brach der Sänger ab und ging in ernstes Phantasieren über, beginnend mit den Anfangsakkorden von Tristan und Isolde, die ja hier im Orchester der Meistersinger ertönen, überleitend zum Karfreitagszauber, dann Erinnerungen von Lourdes und vom Gralsberg verwebend mit eigenen fremdartigen Phantasien, die zu einem Lieblingswerk von Elisabeth hinüberführten, der Manie von Brahms: „Auch das Schöne muß sterben, das Menschen und Götter bezwinget."

Hier sprang er auf.

„Doch nicht diese wehmutvollen Chöre sind der rechte Abschluß! Jetzt setzt meine Orgel ein."

Und mit feierlichen und großen Choralphantasien am Meisterharmonium machte er den Beschluß.

Trotzendorff lag im Polstersessel, nickte behaglich und war einem gemächlichen Halbschlummer nahe. Der Abend mit seinem milden Schneelicht fing sachte an, in lange Dämmerung überzugehen. Frau Elisabeth saß in ihrer üblichen graden Haltung und verwandte kein Auge von den Künstlern am Klavier, besonders von Frau Friedel. Und als nun Ingo aufstand, erhob sich rasch auch seine Gattin, deren Geist insgeheim gearbeitet hatte; sie kam heran, legte einen Arm um die Freundin und den andren um Ingo und küßte beide mit einer wortlosen Zartheit, denn sie hatte die Sprache der Musik verstanden.

„Wenn ich doch nur die Hälfte deines Talentes hätte!" seufzte sie dann, den Kopf an Frau Friederikens Wange legend.

„Gutes Kind, wieviel hast du im Herzen!" erwiderte die Künstlerin. „Darf ich manchmal zu dir kommen und Wärme holen, Elisabeth? Es gibt Menschen, nach denen man Heimweh bekommt, wenn man mit ihnen zusammen war — du gehörst zu diesen seltenen Menschen."

Ingo brachte das Ehepaar persönlich im Wagen an den kleinen Bahnhof.

„Ernste Zeiten, Ingo! Wartezeit! Aber ich denke, wir stehen unsren Mann!" war Richards letztes Wort.

„Auf Wiedersehen, Friedel!"

„Ingo, ich kann dir gar nicht sagen, wie froh ich für dich bin! Was ist das für ein begnadetes Menschenkind! Sie wirkt durch ihr bloßes Dasein. Wir andern — müssen reden und singen, um uns wichtig und beliebt zu machen."

„Nicht wahr?!"

Sie sagten nicht einmal, wen sie meinten, denn das war ja selbstverständlich.

Als aber Ingo wieder sein Haus betrat, in dem Gefühl, daß doch nun erst seine eigentliche Welt beginne, die heilige Stille, hatte er einen rührenden Anblick. Er hörte Klavier spielen und vernahm dazu Elisabeths feine und gute, doch keineswegs tonstarke Stimme. Leise trat er ein. Die schlanke dunkle Gestalt mit der schweren Haarkrone saß und bemühte sich, Evas Partie zu lernen, indem sie die Singstimme zunächst mit den Fingern nachtupfte und mitsang.

Aber sie war, obwohl sie leichte Sonaten einwandfrei spielte, größeren Schwierigkeiten doch nicht gewachsen.

„Elisabeth!“ rief Ingo erstaunt, die Türklinke in der Hand.

Sie erschrak und flog empor.

„Meine gute Elisabeth, komm einmal her zu deinem Mann! Sag' einmal, meine süße Santa, was sind denn das für neue Bestrebungen?“

Sie fiel ihm halb lachend, halb verschämt um den Hals.

„Liebster, verzeih! Ich möchte so gern alles mit dir teilen, alles! Auch mit dir singen. Ich möchte dir sein, was dir andre sind.“

„Aber, aber — spricht das meine großherzige Elisabeth? Möchtest du das wirklich? Möchtest du mir etwa meinen lieben alten Konsul Bruck ersetzen und Geister schauen? Oder Trotzendorff? Möchtest du das? Seit wann will mir denn Elisabeth, die mir immer so viel Freiheit gelassen hat, jetzt zu guter Letzt Frau Friedel überflüssig machen? Sind nicht die Freunde da draußen der Stolz unsres Hauses? Die Guten, die zu uns gehören?“

„O ja, du hast recht! Das will ich nicht, wirklich nicht! Im Gegenteil! Vergib, du hast mich da auf einer rechten Schwäche ertappt! Ich dachte nicht, daß du schon so früh zurück wärest.“

„Ich habe ja die Pferde gejagt, daß sie dampften, so sehnt' ich mich, mit meiner Einzigen allein zu sein! Du, mit deiner Seele voll Musik! Hast du nicht Verständnis für große Kunst von Bach bis Brahms — genügt das nicht? Will meine Hausfrau auch noch Sängerin sein? Und daß Meister Wilhelm Raabe dein Lieblingsschriftsteller ist — stellt das nicht deinem literarischen Geschmack ein gutes Zeugnis aus, du Stille im Lande? Komm, küsse mich! Dein Kuß ist Musik, du Süßeste der Süßen! Wir sind wieder allein!“

Und sie sagten sich innige Worte.

Dann gingen sie Arm in Arm in Ingos Arbeitszimmer.

„Hier ist etwas, was dich interessiert, Elisabeth Da hat mir der Architekt den Plan unsres künftigen Hauses geschickt, den er nach meinen eigenen Angaben ausgearbeitet hat.“

Er breitete den Grundriß über den Tisch aus; und die Gatten vertieften sich in den groß und persönlich angelegten Zukunftsbau.

„Es sieht aus wie ein großes lateinisches T", bemerkte Elisabeth, „mit einem kleinen Kreis über der Mitte des oberen Querbalkens. Oder wie ein Mensch mit ausgestreckten Armen."

„Sonderbar, nicht wahr?" versetzte er. „Am Fuße ist der Haupteingang; ein Korridor läuft im Stamm entlang und in den Seitenarmen. Im Kreuzungspunkt ist die Treppe nach oben; dort ist der Vorraum zur Tempelrotunde, die durch diesen Kreis dargestellt wird."

„Ein Tempel?"

„Ja, das sind nun einmal meine Besonderheiten. Doch dieser Tempel ist noch Geheimnis. Er wird zuletzt gebaut. Und nicht jeder darf ihn betreten."

„Wir beide betreten ihn gemeinsam, nicht wahr, Ingo?"

„So ist es, Elisabeth. Wir reifen ihm gemeinsam entgegen, das ahnst du ganz richtig. Diese hohen Dinge kann man nicht so ohne weiteres machen, sie müssen wachsen, sie werden geschenkt, wenn die Zeit gekommen ist. Den Tempel der Erfüllung kann man erst verstehen, wenn man durch Erlebnis reif ist. Was würdest du hineinstellen, Elisabeth? Laß einmal sehen!"

Sie besann sich ein Weilchen, dann sagte sie:

„In die Mitte, auf einem Postament und aus reinstem Marmor, den segnenden Christus von Thorwaldsen. Und in die Nischen an den Wänden — es sind doch Nischen drin? — die großen Meister, die du besonders verehrst, lauter weiße Marmorgestalten. Das müßte feierlich stimmen, wenn man unter diese großen Menschen tritt, und es fällt nur von oben Himmelslicht hinein, nicht wahr?"

„Sieh mal an, sieh mal an, mein Weib wird ja schöpferisch! Beginnst wohl schon gleich den Tempelbau?"

Sie hatten die Arme umeinander gelegt, gingen im geräumigen Arbeitszimmer langsam hin und her und plauderten von der Zukunft: er in ernster Symbolik, sie von der weiblichen Freude erfüllt, mit dem Geliebten beraten zu dürfen.

Er sprach über seinen Lieblingsgedanken, drei europäische Grundkräfte zur Harmonie zu bringen: Akropolis, Golgatha und Wartburg — Griechen-Schönheit, Christus-Güte, Germanen-Ernst. Er flocht im Gespräch unsichtbare Rosen um ein unsichtbares Kreuz.

Und er teilte seine Gedanken in einer Sprache mit, die ihrer Fassungskraft zugänglich war.

„Diese künftige Einheit herzustellen, ist die Sendung künftiger deutscher Meister", sprach er. „Die Vorbereitungen dazu können jetzt schon eines Mannes Leben ausfüllen. Deutschland ist das Herz Europas: es hat den Tempel zu bauen. Auch ich will versuchen, vorbereitend in meinem kleinen Bezirk mitzuwirken. Und Elisabeth soll dabei sein."

Dann wandte er sich wieder den Plänen zu.

„Um das ganze Haus wird sich im Halbkreis oder in Eiform ein kleines Gitter ziehen, das innerhalb des Parkes den Hausbezirk noch einmal umfriedet. Sinnvolle Blumenanlagen und Statuen werden sich diese Umfriedung entlangziehen. Am linken Flügel mündet der Fahrweg ein, läuft vor den Haupteingang und dann am rechten Flügel wieder hinaus zu den Wirtschaftsgebäuden, führt also ungefähr am inneren Gitter entlang, wo die Statuen grüßen, die gleichsam das Ganze umwachen."

„Und was steht hier über der Eingangspforte?"

„Dort ist in der höchsten Mitte des Steinbogens ein steinernes Kreuz; darum ein Kranz von sieben Rosen, vier unterhalb, drei über dem Querbalken; die mittlere dieser drei oberen Rosen ist angeheftet am Stamm. Unter diesem Rosenkreuz ist eine Marmortafel, darauf in Goldschrift folgende Worte:

„Hier ragt in Stein das Zeichen edler Großen,
Und diesem Zeichen sei das Haus geweiht:
Haus Waldeck steht im Bann von Kreuz und Rosen,
Von heitrem Ernst, von ernster Heiterkeit.
Und wer des Zeichens tiefren Sinn erfaßt,
Der sei willkommen als erles'ner Gast."

Es war dunkel geworden. Aber das geheimnisvolle Schneelicht und ein blauer Nachthimmel mit vielen Sternen ließen es nicht ganz finster werden.

Die glücklichen Liebenden kosteten so recht die traute Wärme dieser Schummerstunde. Und es war schwer zu entscheiden, was ihnen inniger am Herzen lag: diese Pläne selber oder die Wonne des

gemeinsamen Plänemachens, in dem sich ja symbolisch nur wieder ihr eigenes tiefstes Lieben oder Sehnen aussprach.

Er setzte sich in den Schaukelstuhl; sein Weib schmiegte sich auf seine Kniee und in seine Arme. Warm und nahe gingen ihres Busens Atemzüge. Man hörte nur das Ticken der Uhr. Und sie träumten in die erhabene Winternacht.

Um Park und Haus erhoben sich rechts und links Tannenberge; aber die vordere Seite war weithin offen; und erst ganz fern schloß sich der Horizont durch die zart geschwungene Linie bewaldeter Hügel. Man konnte dort an hellen Tagen eine Lücke unterscheiden, und in der Lücke eine Bergstraße, die hinausführte in neue Länder und Weiten. Dorthin schaute der Gutsherr oft und gern. Denn nicht ganz verklungen war die Melodie der Sehnsucht, die ihn einst hinausgetrieben hatte, der Ferndrang, das Iphigenien-Heimweh am Ufer von Tauris. Aber ihn durchdrang die männlich-sichere Empfindung: jene Schönheit auf dem Rivierahügel, jene Geister vom Montserrat — sie sind nicht draußen, sie sind nahe bei mir und in mir; ich habe die weite Welt hereingeholt in die erweiterte Enge.

„Kreuz und Rosen", sagte Frau Elisabeth träumerisch, ihren Gatten umrankend wie ein Rosenzweig. „Ist es nicht Verklärung des Lebens durch die Liebe? Oder was ist des Zeichens tieferer Sinn?"

„Das werden wir alles noch verstehen lernen, Elisabeth."

„Wir? Du verstehst es ja schon."

„Nicht ohne dich. Diese Geheimnisse offenbaren sich nur durch Liebe, nicht durch Verstand. Darum verstehe ich sie nicht ohne dich — und du nicht ohne mich. Ich erlebe und erlerne in dir und du in mir. Und unsre Liebe hat schon alle künftigen Erkenntnisse in sich — wie eine Rosenknospe die künftige Rose."

Ende

Westmark

Roman aus dem Elsaß

(1918)

Weimar und Westmark — Edelgut,
Bezahlt mit Geist, bezahlt mit Blut.

Geistland und Grenzland, Wort und Wehr —
Das Wort nehmt ihr uns nimmermehr!

Und raubt ihr uns des Reiches Mark,
So bleibt uns doch der Goethepark

Und neben Weimars heil'gem Hain
Der Wartburg geistbelebter Stein.

Die deutsche Kraft besinnt sich dort:
Und starke Wehr wächst aus dem Wort.

Uns aber, die wir heimatlos,
Geziemt es: duldet still und groß!

Das unbeseelte Reich zerbrach,
Wir stehn vor aller Welt in Schmach;

Nun bleibt uns aufzubaun aus Licht
Ein Seelenreich, das nie zerbricht.

Hier, deutsche Jugend, ist die Bahn:
Beseelt Neudeutschland! Fanget an!

Weimar, 21. November 1918

Inhalt

Seite

Erstes Kapitel: Drei Einsiedler 1
Zweites Kapitel: Dreierlei Gespräche 18
Drittes Kapitel: Elsaß und Thüringen 37
Viertes Kapitel: Ein Nachtgang 44
Fünftes Kapitel: Zusammenbruch 55
Sechstes Kapitel: Das Weinberghäuschen 75
Siebentes Kapitel: Briefe eines Elsässers 87
Achtes Kapitel: Ein Tag in Straßburg 97
Neuntes Kapitel: Aus Speckels Tagebuch 119
Zehntes Kapitel: Das Grab im Birkenwäldchen 129
Elftes Kapitel: Stille Menschen 153
Zwölftes Kapitel: Heidelberg 164

Erstes Kapitel

Drei Einsiedler

Die Welt ist groß: zieh hin und her,
Du findest doch kein Elsaß mehr!
Ehrenfried Stöber

Herbstwehmut überschauerte bereits die Gefilde der Westmark. Die Weinberge um Lützelbronn begannen sich zu vergolden. Gärten und Felder hatten ihre Sommerarbeit getan und waren willens, ihre Früchte den Menschen abzugeben.

Über der Ebene und am Gebirg entlang war jener zarte Duft, der zumal im Abendrot der elsässischen Spätsommerlandschaft einen wehmutvollen Zauber verleiht. Noch glaubt man die Gluten des Sommers irgendwo in den Tiefen zu spüren; aber sie sind vergeistigt, verhalten, nur noch Melodie und Farbe, nicht mehr Leidenschaft.

Oder war diese veredelte Glut nur in der Seele des Einsamen, der oben am Waldrand saß und den ernsten Blick in die Landschaft sandte?

Es war ein langer, hagerer Mann von etwa fünfzig Jahren, in dunkler Kleidung, die sofort den Pfarrer oder Gelehrten verriet. Auf seinem Lodenmantel gelagert, hatte er den Ellenbogen aufgestützt; neben ihm lagen Buch und Filzhut. Die Stirn trat aus gelichtetem, angegrautem, kurzem Haar bedeutend hervor. Herb, fast schwermütig wirkte das längliche bartlose Gesicht mit den zwei tiefen Kummerfalten, die sich von der Nase zu den Mundwinkeln herunterzogen.

Der Boden zwischen Weinberg und Kastanienwäldchen war trocken. Ein wilder Kirschbaum breitete seine spitzen, welk herniederhangenden Blätter über den Träumenden aus. Ein paar lange Halme standen regungslos. Vergilbte Kastanienblätter bildeten einen Teppich; hie und da lag eine gesprungene Schale der eßbaren

Früchte. Und Risse im Boden zeigten, daß sich in dieser geschützten hohen Waldecke nicht viel Regen zu sammeln pflegte. Ein toter Winkel, der aber weit und breit den schönsten Rundblick bot.

Es war ein Elsässer aus altem Geschlecht, der von diesem Lieblingsplatz seine schwermütigen Gedanken über die Heimat hinauswandern ließ. Pfarrer Johann Friedrich Arnold amtierte seit Kriegsbeginn in seinem Heimatdorfe Lützelbronn. Aber so friedlich sich auch das Dörfchen zu seinen Füßen von hier oben beschauen ließ: welch ein Lebenswirrsal lag hinter dem stillen Manne! Er hatte einige Jahre auf seinem kleinen Landgut Windbühl gesessen und gesonnen; er hatte noch früher als philosophischer Privatdozent in Heidelberg Fuß zu fassen gesucht. Er galt bei seinen Landsleuten und Amtsgenossen zwar als „arg gelehrt", genoß auch als vornehmer Charakter unbestimmte Achtung, erschien aber doch den meisten als ein etwas abenteuerlicher Sonderling, der seine Ziele überspannt hatte und nun eigentlich in einer unfruchtbaren Ecke saß.

Der Elsässer hatte von einem Landsmann gelesen, der vor hundert Jahren im Steintal, tief im Wasgenwalde, segensreich gewirkt hatte. Die „Zeder" hatten sie jenen schlichten, frommen und festen Pfarrer von Waldersbach genannt. Im Jahre 1826, im hohen Alter von sechsundachtzig Jahren, war der Allverehrte gestorben. Jenen Patriarchen Friedrich Oberlin hatte er sich zum Vorbilde genommen. Es waren in jenem Edelmenschen Fähigkeiten an der Arbeit gewesen, die sich einst beruhigend und beseelend auf die Umwelt ausgestrahlt hatten.

„Ich habe mir selbst ähnliche Kräfte auszuwirken gewünscht", dachte der Spätling auf seinem Hügel. „Allein das Schicksal hat mir kein Wirkungsfeld gestattet."

Er sah im Geist seine leidvoll hingeflechte Frau; er sah sich erschüttert vor ihrem verzerrten Angesicht stehen bei jenem letzten furchtbaren Besuch im Irrenhause... Er sah im Geist seinen Sohn, der jetzt da unten im Giebelzimmer des Pfarrhauses saß, mit einer Nervenerschütterung heimgekommen aus der Somme-Schlacht...

Und jäh zuckte nun er selbst empor. Ein ferner Kanonenschuß! Das kam aus den Südvogesen. Unheimlich, ob auch gedämpft, rollte das nun wieder Schlag um Schlag über die lang widerhallen-

den Berge. Es gab Tage, wo diese Batterien nur tropfenweise zu vernehmen waren; und andre Tage, wo die Fenster zitterten. Zwei Völker rangen dort wieder um des deutschen Reiches Westmark! Zwei nur? Nein, viele Völker! Seit vier Jahren schon ein Lebenskampf zwischen Deutschland und fast der ganzen übrigen Welt! Und dieses deutsche Elsaß-Lothringen, dieses Alemannenland, das die Gegner eine geraubte französische Provinz zu nennen wagten, war bei alledem eins der leidenschaftlich umstrittenen Kampfziele. Auf den Tag der Rache hoffte ja Frankreich seit Jahrzehnten! Auf den Tag der Rache hatte auch im Elsaß eine kleine gehässige Minderheit gewartet und gewühlt seit Jahrzehnten! Nun hatten sie ihren Rachekrieg. Europa blutete. Und das Niederträchtige dabei war, daß die feindlichen Völkerschaften dem deutschen Volk und dem deutschen Kaiser alle Schuld zuschoben...

Vier Jahre Weltkrieg! Er dachte an die ersten lodernden Kriegstage zurück: wie er Schwester und Tochter seines damals krank liegenden Nachbarn und Freundes Vieler noch im letzten Augenblick aus den Südvogesen holte. Welche Flucht! Die furchtbaren Donnerschläge der Kanonen, die hinter ihnen den dunkelblauen Nachthimmel in rote Glut und die Dörfer in Rauch und Brand verwandelten! Die Franzosen waren über die Schlucht und von Belfort her in Gebirg und Ebene eingebrochen. Eine Reihe von elsässischen Ortschaften wurde besetzt; die Bevölkerung der Kampfzone floh. In einem kleinen Gefährt holte er noch rasch die zwei Frauen, die dort auf Besuch waren. Jenes ganze Dorf war auf der Flucht. Bald wuchteten Bergwände hinter dem Zug der verstörten Flüchtlinge. Die Sinne vernahmen wieder die Geräusche der Nähe. Lauter knarrten und ächzten die Wagen; die schlürfenden Schritte und das Schnaufen der Rinder machten sich stärker vernehmbar; ein Husten oder Niesen klang kühner hinaus; auch zahlreicher als zuvor ein Weinen oder eines Kindes Geplärr. Und vernehmlich rauschte neben der Straße der mitwandernde Waldbach, der sich gleich jenen Elsässern in die Rheinebene zu flüchten schien. Wohl verfolgte dumpfer Kanonenton Gehör und Gemüt noch lange. Doch das Mordfeuer klang spärlicher und durch Ferne gemildert in die Seele der Entsetzten.

Er sah sie im Geiste zwischen ihrem hochgetürmten Gerät. Mit gezügelten oder gemessenen Schritten bewegten sich neben den Ochsen und Kühen die Knaben und Greise, gedämpften Tones die Zugtiere ermunternd und die nachwandelnde Herde antreibend. In der sternenhellen, mondlosen Nacht blitzte von Zeit zu Zeit eine Laterne auf. Der vorderste Bauer hatte seine Leuchte am Leiterwagen befestigt und erhellte als Führer den Weg. Der alte Lehrer schritt manchmal die Reihe entlang und rief ermunternd einzelne Namen in die Nacht hinaus; und von da und dort scholl beruhigende oder seufzende Antwort. So kroch der Zug aus der Finsternis des Wasgenwaldes in das weithin klaffende morgengraue Flachland. Im Osten, über der Linie der Schwarzwaldberge, flimmerte der erste Purpurschimmer der Morgenröte...

Und ergreifend war es dem Pfarrer in Erinnerung, daß plötzlich in jenem Flüchtlingszuge ein Knabe zu singen begann. Mit schöner Bergstimme sang der Sohn der südlichen Elsaßberge das deutsche Volkslied:

„Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an.
Das Alphorn hört' ich drüben wohl anstimmen,
Ins Vaterland wollt' ich hinüberschwimmen,
Das ging nicht an"...

Wohl verwies ihm eine scheltende Frauenstimme das unpassende Singen. Aber der Knabe fuhr leiser fort, ohne sich sonderlich einschüchtern zu lassen. Und das trauervolle Lied schwebte fortan über der alemannischen Flüchtlingsschar, wie das Weinen einer Seele, die mit verhülltem Antlitz vor den Dämonen des westlichen Hasses nach Osten flieht...

Dann ein andres Bild: jener begeisterte Auszug der elsässischen Regimenter aus Straßburg! Wie dröhnte die Meisengasse, wo einst Rouget de l'Isle die Marseillaise gesungen, vom Marschgesang der blumengeschmückten deutschen Soldaten! „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein! Fest steht und treu die Wacht am Rhein!" Und winkende Hände und Taschentücher aus allen Fenstern — und heiße Tränen und heiße Hoffnungen! Unbekannte schüttelten einander die Hand: „Auch ein Sohn dabei? Jetzt hat's mit dem Zwitterwesen ein Ende!

Jetzt bluten wir miteinander!" Und seht doch, da springt einer aus dem Volk heraus und nimmt dem Fahnenträger begeistert die Fahne ab — und Frauen und Kinder laufen weinend und lachend neben den Todgeweihten einher... Auch sein Sohn Gustav war dabei, leuchtend von inneren Flammen!...

Und nun vier Jahre lang schwerer Kampf gegen ungeheure Übermacht! Der letzte deutsche Angriff des Sommers 1918 war leider ebenso mißglückt wie der Angriff der Österreicher an der italienischen Front. Die deutsche Westfront wich langsam, langsam zurück...

Der Träumer schauerte zusammen. Ein alter Bauer am Rande des Hohlweges trug schwermütig Stangen auf einen Handwagen. Nur flüchtig hatte der Alte bei der einsetzenden Kanonade nach Süden gelauscht. Jetzt klapperten wieder gleichmäßig seine Holzschuhe durch die reine Luft herauf. Sonst kein Laut. Das Dörfchen zu Füßen des Gelehrten schimmerte mehr und mehr in einem letzten lieben Sonnenblick. Das zarte Birkenwäldchen im Garten des Winzers Bieler, unmittelbar neben dem weißen Pfarrhause, stand verklärt und zum Betreten nahe. Wie schön und rein dieses geliebte Land, wenn man sein Bild mit stiller Seele aus etlicher Höhe in sich aufnahm!

Steile Pappeln wuchsen in der Ebene. Sie standen wie feierliche Zypressen auf einem Gottesacker. Die Störche rüsteten nun zur Südfahrt; die Schwalben desgleichen.

„Elsaß gleicht in Wahrheit einem herbstlichen Friedhof", dachte der Einsame. „Mein Ohr vernimmt ein Lied der Schwermut. Wir sind ungeheuer verlassen, wir Elsässer!"

Der Pfarrer und Professor war musikalisch. Er glaubte jetzt Liszts zweite ungarische Rhapsodie zu vernehmen, die über die Ebene brauste wie ein Heer von Geisterrossen und wieder verwehte — nein, sich verwandelte in ein Notturno oder eine Ballade von Chopin. Dann schien das magische Singen und Klingen wieder verflogen. Ein ganz leiser Abendhauch bewegte die Halme. Des Einsiedlers Blick umschattete sich...

Aus dem Birkenwäldchen zu seinen Füßen erhob sich eine Gestalt. Die Erscheinung wuchs. Jetzt füllte sie sein Gesichtsfeld aus — und es entspann sich ein Gespräch.

„Wer bist du?" fragte der Seher.

„Die Seele, die du liebst."

„Wer ist die Seele, die ich liebe?"

„Von der du träumst."

„Wie kann Gestalt annehmen, was in Lüften lebt? Kann elsässische Seele Person werden? Kann sie als Mann oder Mädchen vor mein Auge treten? Kann ich ihr die Freundeshand reichen oder sie liebend ans Herz ziehen? Denn siehe, ich habe um die Seele meines Volkes gerungen lebenslang — und habe sie nicht gefunden."

„Hat deine Liebe nicht einst Gestalt genommen und einen Sohn gezeugt?"

„Ich habe wohl einen Sohn, doch ich bin um ihn bange. Um sein Gemüt noch mehr als um seine zarte Gesundheit. Denn auf ihm lastet dieses Landes tragisches Schicksal. Er wird darunter vergehen, fürcht' ich, wie seine Mutter vergangen ist. Zwanzig Jahre bin ich allein; ich habe mein Herz und meine Hoffnung in meinen Sohn ergossen. Und mein Sohn droht mir zu zerbrechen."

„Hast du niemanden als ihn?"

„Seine Braut, meine Schülerin und junge Freundin, die mir nicht minder gut ist als ihm."

„Wie kannst du sagen, daß du einsam seiest? Haben dich nicht beide lieb?"

„Beide haben mich lieb. Und ich wüßte niemanden, den ich mehr liebe. Und in ihnen lieb' ich dieses Land, das sich weit und wehmütig hinter ihnen ausdehnt. Warum senkst du das Haupt?"

„Siehst du das Birkenwäldchen in deines Nachbars Garten?"

„Ich sehe es."

„Dort wird ein Grab stehen."

„Ein Grab? Wessen Grab?"

Die Luftgestalt erhob beide Arme, beschrieb einen Bogen, als wollte sie das Land umfassen, und wiederholte:

„Ein Grab."

„Ein Grab? Willst du mich damit schrecken? Schätzest du meine geistigen Kräfte so gering ein? Du täuschest dich und mich mit diesem Spinnwebgewand der Trauer. Willst du dieses Landes Seele sein? Nein, nein, du bist nicht die letzte Tiefe der Westmark! Unseres

Wesens Kern ist trotz alledem Kraft, unsre letzte Tiefe ist schaffende Liebe. Immer neu in jedem Frühling belebt sich die Natur, und aus Trümmern erblüht Leben. Wirf dein Gewand ab, enthülle deinen Kern, deine Tiefe! Enthüllst du dich nicht, Gespenst, so will ich selbst dich entzaubern! Denn wir sind die Seele dieser Westmark, wir Schaffenden, wir Lebendigen! Wir gestalten dich — du nicht uns! Verschwinde!"

Ein Ruck, ein Griff in die blasse Luft: das Gesicht verschwand. Der Seher warf einen Bann ab. Er saß nun aufrecht und atmete befreit.

Und siehe da! Die Sonne brach noch einmal in entzückender Strahlenbrechung quer herüber in das Birkenwäldchen. Und dort, zwischen den jungfräulichen weißen Stämmen, stand in der Tat eine menschliche Gestalt in hellem Frauengewand und winkte herauf.

„Es ist Fanny", sagte der Erwachte.

Und er nahm Hut, Buch und Mantel und ging mit großen Schritten hinunter ins Tal.

* * *

Fanny Bieler hatte lange Stunden in ihrem Stübchen auf dem Fußboden gesessen und in alten Briefen gekramt. Schubladen standen offen, Papiere, Bänder, gepreßte Blumen lagen umher. Und mitten darin saß die blonde kleine Gestalt, derart vertieft, daß sie die ganze Außenwelt vergaß.

Da waren die Briefe ihres Bräutigams Gustav, sehr zahlreich, sehr sauber geschrieben und gehaltvoll; dann waren da in großer, kräftiger Schrift die meist kurzen, hingeschleuderten, sprühenden Briefe ihres entfernten Verwandten Erwin... Waren es nicht Liebesbriefe, glühender als Gustavs gehaltene Schreibart?

... „Da sitz' ich auf dem Petersberg zu Erfurt, genialste aller Basen, hab' einen ausgezeichneten Feldwebel und einen widerwärtigen Hauptmann, werde mir aber meine Begeisterung nicht zerrupfen lassen durch einen Überpreußen, dessen schnarrende Stimme sämtliche neun Musen in die Luft sprengt. Was tut also der findige Rekrut? Er versetzt seiner Cousine Liebeserklärungen. Weib, Weib, glückselig der Mann, der dich in die Arme schließt! Ich könnte

Freund Gustav, den grundguten Kerl, prügeln, daß er Dich nicht jeden Tag jauchzend durch die Stube trägt, Du anmutigstes elsässisches Maidel, dessen einziger, erster und letzter Kuß von damals — weißt Du, beim Auszug, in unsrer Stube am Münster — o Straßburger Münster —, dessen einziger Kuß, sag' ich, mir heut' noch und für immer auf den Lippen brennt! Leb' wohl, Fanny, ich schwöre Dir, kein Mädchen zu berühren, und nichts zu tun, was Dich betrüben könnte! Und ich danke dem Himmel, daß im Elsaß Mädchen wachsen wie Du! Wenn Du ein Eckplätzchen in deinem Herzen neben Deinem Gustav übrig hast, so laß mich dort uffm Schemele sitzen und behalt e bißl lieb

Deinen Freund und Vetter Erwin."

Solche Briefe liest ein hübsches Mädchen nicht ohne Stolz und Ergriffenheit, selbst wenn sie noch so glücklich verlobt ist. Fanny kam in ein holdes Verträumtsein; dann prüfte sie sich selbst. „Kann ich denn treu sein?" dachte sie plötzlich. Und sie ertappte sich darauf, daß sie oft mit mehr Lust und Laune an Erwin schrieb als an ihren Bräutigam. Und doch: wie innig hatte sie Gustav lieb! Sie war so entsetzt über diese feine Untreue, über dieses leise, leise Liebesspiel mit dem lebhaften, langen, blonden Erwin, dessen Augen so lustig hinter dem Kneifer sprühten; sie war so bestürzt über die Möglichkeit, für einen andern noch Raum zu haben in ihrem bräutlichen Herzen — daß sie jäh aufsprang, alle Briefe in die Schublade warf, abschloß und mit zwei, drei Schritten die Treppe hinunterflog an das Klavier, wo sich ihre heiße Natur in Liszt und Chopin austobte.

Dann lief sie hinaus in den Garten.

Sie war im Städtchen gewesen und trug noch ihr hellgraues Kleid mit breitem rotem Gürtel. Den Lodenmantel hatte sie umgeworfen; die Wangen glühten; die feste, volle Brust atmete stark.

Alles in der feingebauten, spannkräftigen, nicht großen Gestalt war beherrschte Glut. Um ihr blondes, über den Schläfen geringeltes Haupthaar hatte sich das Netz einer Spinne gewickelt. Das junge Mädchen blieb mit zusammengepreßten Lippen stehen, blinzelte nach oben und suchte das Gespinst zu entfernen. Der rote Mund war erstaunlich schmal, aber voll, gleichsam gewölbt; die Adlernase zwischen den blauen Augen wirkte bedeutend und gab dem ovalen,

rosigen Gesichtchen Charakter. So klein die Gestalt war, sie bekundete Festigkeit und Wärme zugleich.

„Allons donc!" rief sie jetzt und schleuderte das lästige Anhängsel mit kurzem, raschem Ruck an ein Birkenstämmchen, das erschrocken einige Blätter über das ungeduldige Persönchen fallen ließ.

Sie lief nun im höheren Teil des Gartens hin und her, wo das Wäldchen an den Pfarrgarten grenzt. Wie oft war der Jugendfreund und Geliebte über diese Mauer gesprungen! Sie lauschte insgeheim auch heute auf sein Kommen. Aber sie war zu stolz, um sich diese schmerzliche Ungeduld merken zu lassen. Scheinbar wohlgemut schritt sie flinken, federnden Schrittes hin und her, als ob sie zu lange gesessen hätte und sich etwas erwärmen wollte. Ja, sie summte leis-wehmütig ein Liedchen von der schönen armen Lilofee vor sich hin, das sie vom Wandervogel Erwin gelernt hatte, und blickte hartnäckig nach der Ebene hinaus oder nach dem Wald empor. Im Weinkeller klopfte der Vater mit dem lahmen Schauli an den Fässern herum — — und fernher von Süden setzte nun wieder die Kanonade ein.

Drüben aber, im Giebelstübchen des Pfarrhauses, freilich auf der abgelegenen Seite, saß der beurlaubte kränkelnde Gustav, keine hundert Schritte von der lebensprühenden Geliebten entfernt. Seine Ruhr und seine Wunde waren geheilt; aber Herz und Nerven gehorchten noch nicht. Vom stolz-einsamen Vater und von der menschenscheuen, aus dem Irrenhause in die Ewigkeit hinübergeschlichenen Mutter hatte der begabte Jüngling viel Einsamkeitsbedürfnis im Blute. Seine Dachkammer war sein Reich; die Tür an der Speichertreppe pflegte er von innen zu verriegeln. So war er unnahbar. Niemand konnte ihn aus der selbstgewählten Einsiedelei herunterlocken, wenn er nicht Lust hatte; auch nicht der verehrte Vater und noch weniger die Braut und Spielgenossin. Er hatte seine Trutzstunde; man mußte ihn allein lassen.

Manchmal freilich überwältigte den Jüngling der Drang, sich an Menschen anzuschmiegen. Dann herunter, ein Sprung über die Mauer — es lag dort ein altes Brett, das man schief anstellte, um der Fußspitze einen Halt zu geben — und er war in den Armen

der küssedurstigen Geliebten der zärtlichste und bei aller Inbrunst ritterlichste Liebhaber.

Mit Tränen der Dankbarkeit und der Rührung dachte Fanny an all die liebenswerten Eigenschaften des Leidenden. Sie selber, sinnenstark und rein zugleich, verband ungewöhnliche Liebeskraft mit einem ungewöhnlichen jungfräulichen Stolz. So war es ihr denn nicht gegeben, den Geliebten zu umwerben oder gar an seiner Türe zu betteln. Eher die Lippen blutig beißen — —

Sie riß eine letzte Rose so hastig ab, daß sie sich in den Zeigefinger stach. Mit Ingrimm, einem schmollenden Kinde nicht unähnlich, stand sie nun und saugte am Finger. Der dunkelgrüne Lodenmantel war von der Schulter geglitten. Und wie sie nun in ihrem hellen Kleide dastand, den zierlichen Finger am Munde, dachte sie lebhaft an Onkel Arnold; so pflegte sie den Vater ihres Bräutigams zu nennen. Er war so oft mit seiner Weisheit und Ruhe ihr Zufluchtsort: wo blieb er denn heute?

Ein Vorgang drängte sich lebhaft und anschaulich vor ihr inneres Auge. Das war damals eine der schwersten Nächte ihres Lebens. Zittern überlief die kleine Gestalt, wenn sie daran dachte. Das war die Nacht im Herbst 1914, als ihr Bruder Georges, im Auto vorüberkommend, nach der Schweiz und nach Frankreich zu fliehen entschlossen war, mit falschem Paß — ein fahnenflüchtiger Stabsarzt! Furchtbare Nacht! Ihr Bruder und der herübergeeilte Pfarrer waren aneinandergeraten, deutschgesinnt der reife Onkel Arnold, verhetzt von Französlingen der junge Elsässer. Es ward ein Ringen auf Tod und Leben. Vater Bieler verkroch sich; das junge Mädchen saß mit zusammengebissenen Zähnen in der Sofaecke, grausam eingekeilt zwischen dem geliebten Pfarrer und nicht minder geliebtem Bruder. Und ihr Bräutigam, der kerndeutsch gesinnte Elsässer, stand derweil auf dem deutschen Schlachtfeld! Noch einmal hatte der Pfarrer den Flüchtling zur Pflicht zurückgeführt; aber tags darauf entwich dieser dann doch seinem deutschen Vaterlande. Und nun stand Georg Bieler längst auf der Liste der ausgebürgerten Elsässer — ein Landesverräter!

Sie war damals dem geliebten Onkel Arnold an den Hals geflogen, als er den Bruder noch einmal beredet hatte. Und — wann

war's doch? Ein zweites Mal, schon früher, hatte der väterliche Freund sie an sein Herz gerissen, der hohe, nach außen so kühle Mann, und mit einem Jubelruf in die Lüfte gehoben. Das war — ja, das war in jener Philosophiestunde mit Gustav auf dem Gutshof Windbühl, als sie den Kant zornig an die Wand warf. Die Stelle wußte sie nicht mehr; aber sie erinnerte sich ihres Entsetzens nach der jähen Tat, sie erinnerte sich des verärgert scheltenden Gustav — und wie sie dastand, den Finger am Munde, von dem Gedanken gelähmt: „Um Gottes willen, was wird nun Onkel Arnold sagen, der Philosoph?!" Aber Onkel Arnold, der Mensch, lachte laut auf; er packte das temperamentvolle Mädchen unter den Armen, hob es wie ein Kind hoch und küßte es mitten auf den blühend warmen Mund. Es war wirklich so: sie wurde von ihm geküßt — und hatte doch Kants Kritik der reinen Vernunft an die Wand geworfen!

Immer war es Onkel Arnold, der sie verstand, der ihr zu Hilfe kam, der vor allem ein lebendiger Mensch war und dann erst ein Gelehrter.

Und während sie nun, den Finger noch am Munde, wie damals in der philosophischen Stunde, ihre Augen am Berghang schweifen ließ — siehe, da saß ja Onkel Arnold oben am Kastanienwäldchen unter dem Kirschbaum!

Sofort begann sie zu winken. Endlich ein Mensch!

* * *

Gustav stand in seinem Dachstübchen am offenen Fenster und beobachtete durch den Feldstecher den Vollmond.

„Ich bin geheimnisvoll mit dem Mond verbunden", dachte er. „Der Tag ist mir zu grell und zu laut."

Bleich wie das langsam über das Gebirge emporsteigende Nachtgestirn war auch sein Antlitz. Er trug neben dem kurzen dunklen Schnurrbart noch an den Backenknochen etlichen Haarwuchs, so daß er mit seinem etwas düstern Ausdruck einem Bildnis des Dichters Lenau nicht unähnlich sah. Schlank, von feinem Gliederbau, in Gebaren und Sprechweise gedämpft, gehörte der gewissenhafte junge Mann zu jenen Naturen, die sich weder aufdrängen noch durchsetzen, sondern am liebsten ihre Person auswischen möchten.

„Gäb's doch nur eine Tarnkappe!" seufzte er manchmal. „Ich möchte am liebsten unsichtbar durchs Leben gehen."

Er hatte sich zur wohlgelungenen Abgangsprüfung vom Gymnasium ein wertvolles Zeißsches Fernglas erbeten. Sternkunde war eine seiner Leidenschaften. Da war es nicht verwunderlich, daß man ihm den Spitznamen „Sterngucker" anhängte.

Andrerseits war er ein Kleinkrämer, ein Sammler, der mit fast komischer Zärtlichkeit wunderlichste Dinge einheimste und aufbewahrte: Steine, Blumen, Briefmarken und eine Fülle von kleinen Erinnerungen, mit beschriebenen Bändern oder Aufschriften versehen, ebenso genau geordnet und durchgeführt wie sein Tagebuch. Philosophie und Literatur waren sein Studium; die Sternenliebhaberei zu vertiefen, war er zu wenig Mathematiker. Und seine Schwäche auch in seiner Wissenschaft bestand darin, daß er sich gar zu gern in Kleinkram verlor. Er verbrachte oft Stunden damit, eine nicht genau bezeichnete Stelle aus Goethe oder dergleichen selber aufzusuchen, auch wenn der Gewährsmann, dessen Buch er las, noch so zuverlässig scheinen mochte.

„Warum nur die Leute nicht genau die Seiten angeben," knurrte er ärgerlich, „wenn sie einen Dichter anführen!"

Alsdann schrieb er sich Band und Seite seiner Quelle mit Bleistift an den Rand und war beruhigt. Dem Gehalt des angeführten Wortes nachzudenken, vergaß er darüber.

Er war der geborene Spezialist und Kleinforscher und gehörte in eine Bibliothek oder auf den Lehrstuhl einer modernen Hochschule.

Und diesen feingestimmten Nervenmenschen packte das Schicksal und stellte ihn mitten in das Grauen der Somme-Schlacht. Gewissenhaft und treu hielt er in den Gasgranaten aus bis zum Letzten. Er liebte sein deutsches Vaterland. Eine Glutwelle der Begeisterung hatte auch ihn hinausgerissen, wie seinen liebsten Freund, den anders gearteten Erwin.

Jetzt saß der junge Elsässer hier mit zerrütteten Nerven. Er starrte die zerfurchte Mondfläche an, legte dann das Glas beiseite und kam in eine sinnlose schaukelnde Bewegung, wobei er immer — in Erinnerung an einen Satz des Philosophen Kant — die Worte vor sich hinleierte: „Der bestirnte Himmel über mir — das moralische

Gesetz in mir — über mir — in mir — —" bis er sich, plötzlich erwachend, umsah und in ein Stöhnen ausbrach: „Herrgott, ich bin ja krank!"

Schwer warf er sich auf den Diwan, zog die Decke über sich, schloß die Augen und murmelte leis in sich hinein: „Ich bin krank, ich bin krank!"

Ein widerlicher Duft, der aus dem Keller zu kommen schien, lag über dem Dorfe. Oh, wie das an die Leichengerüche der Schlachtfelder erinnerte! Warum man ihn nur so allein ließ? Er ringelte sich zusammen, ganz klein — und Bilder aus den grauenvollsten Kriegstagen rollten ununterbrochen und marternd über seine Seele hinweg. Nur bittere, nur quälende Bilder — ein Mückenschwarm von Dämonen und Fratzen! . . .

Plötzlich — er fuhr empor — kamen schwere Stiefelschritte die Bodentreppe herauf.

„Was ist das? Nicht möglich! Hab' ich denn vergessen, die Bodentüre zu verriegeln?"

Gustav sprang auf. Und schon hüstelte draußen jemand, klopfte an und streckte dem aufschließenden Bewohner ein drollig lächelndes, wohlgenährtes Gesicht entgegen.

„Salüt, Güschtel!"

Das französische „Salut" und dabei eine feldgraue Uniform? Doch was für eine Uniform war denn das?

Gustav stand sprachlos. Violetter Kragen — ein Generalstäbler? Nein, dieses pfiffig-dumme Gesicht paßte nicht in den Generalstab. Maschinengewehr? Jäger? Was denn eigentlich?

„Gel, Güschtel, do gücksch jetzt?" rief der Eingetretene, eine stämmige, fast feiste Gestalt. Und jetzt erkannte Gustav seinen Schulkameraden, den Sohn des Gastwirtes, der als Apotheker im Städtchen tätig war.

Apotheker also!

„Ich bin nämlich ein deutscher Krieger", sprach der eintretende Elsässer mit komisch betontem Hochdeutsch, „und verteidige das Vaterland."

Er sah an seiner Uniform hernieder und nahm sich offenbar selber nicht ernst. Um den sinnlichen Mund war ein etwas unsicheres, fast ängstliches Lächeln, in den Augen ein Zwinkern und Blinzeln. Er

hielt sich gebückt und schien immer um sich zu horchen, ob nicht jemand um den Weg sei, vor dem man die Knochen zusammennehmen müsse. Und an der niedrigen Stirn dieses unwillkommenen Besuchers sah Gustav wieder jene wohlbekannten Falten, die wie ein breites Grinsen sichtbar wurden, wenn der Spaßmacher die kleinen Augen hoch riß — dieser Spaßmacher und Lebemann, der durch sein überlegen weltmännisches Gebaren so oft den schüchternen Jungen begönnert und lüstern belehrt hatte. Wie eine Dunstwolke schob es sich in das Zimmerchen eines vornehmen Einsiedlers, der die dargebotene Hand kaum mit den Fingerspitzen berührte.

„Salut, Alterle!" wiederholte der Dicke gemütlich und nahm gleich das Fernrohr zur Hand. „Bisch, glauw' ich, wieder emol e bissel Sternegücker? Wie geht's denn allewil?"

Gustav murmelte einiges, und jener trat ans Fenster, äugelte durch das Glas, bedauerte, daß man nicht zu Bielers Fanny hinübergucken könnte und fragte blinzelnd, „wie weit" denn der Verlobte mit der „kleinen netten Mamsell Bieler" sei. Er schnalzte dabei, als ob es sich um eine besonders feine Weinsorte handelte. Und dann fuhr er fort, in seiner gemütlich-sinnlichen Art zu erzählen, daß er sich mit den Etappenoffizieren ganz gut stehe, besonders mit dem dortigen neuen Hauptmann. Mit vielen „weisch, Güschtel", setzte er spöttelnd auseinander, das sei so ein „hungernder Agrarier aus Pelzpommern", dem das Fell fast platze, so verstehe er sich zu mästen. Und besonders sei der Schwob „hinter de Maidle her". Aber jetzt krache die Front bald zusammen, dann rutsche die ganze Bande über den Rhein ...

„Weisch, Güschtel, was Maidle anbelangt, macht er mir nix vor!"

Er setzte sich und schlug sich lachend auf den Schenkel. Dies alles geschah mit so zwangloser Selbstverständlichkeit, als wäre Gustav nicht nur sein alter Duzfreund, sondern auch der Gesinnungsgenosse seiner gemeinen Gelüste. Durch Anbiederungston pflegt die Gattung der Lüstlinge ihre Gewalt auszuüben. Gustav duckte sich dann gewöhnlich und hatte gegenüber so viel Sicherheit nicht den Mut zur Gegenwehr.

Auch heute drohte der arme Junge dem lähmenden Dunstkreis zu erliegen. Er wollte nicht unhöflich sein; er gab wortkarge Ant-

wort — doch immerhin: er gab Antwort. Und der gesprächige andere sorgte schon dafür, daß keine Stockung eintrat.

Auf einmal aber kam etwas zur Sprache, was den zarten Leidenden an seiner empfindlichsten Stelle traf und zum wildesten Gegenkampf herausrief.

Der Hauptmann aus dem Städtchen — so plauderte der Eindringling — sei ein herzhafter Trinker und, wie gesagt, ebenso handfest hinter den Mädchen her ...

„Na, nimm din' Braut in Obacht, Güschtel! Die isch e hitzig's Ding, die klein' Bieler. Das wär' so e Bisse, wenn er sich emol hinter die hermacht! Der versteht's besser als dü Hasefües!"

Sehr viel weiter kam der unglaubliche Bursche allerdings nicht. Als noch eine häßliche Anspielung fiel, war es zu Ende. Gustav zuckte empor, Gustav trommelte mit beiden Händen — und auf einmal sprang er auf, packte den Feisten mit grimmiger Gewalt am Hals, schüttelte ihn, stieß den Überraschten mit unnatürlicher Kraft an die Stubentür und schlug ihm, schäumend vor Zorn, mit der Faust ins Gesicht. „Dü hundsgemeiner Kerl! Du hast mich vergiftet von Kind an! Du bist schuld an meinen kaputen Nerven! Rüs mit dir — oder ich bring' dich um! Ich bring' dich um!"

Der Brünstling schrie auf vor Angst — „Güschtel, mach' m'r nix" — tastete nach der Mütze, bot diesem wahnsinnigen Anfall gegenüber ein Bild des Entsetzens — und taumelte endlich, ohne den leisesten Versuch einer Gegenwehr, die Treppe hinunter, von den krankhaft herauszuckenden Zornrufen des Rasenden verfolgt. Es war ein schrecklicher Auftritt. Das Wort „Lump", aus Gustavs feinem Munde immerzu wiederholt, war das letzte, was über den Speicher scholl. Dann schleuderte er dem Fliehenden noch ein Paar Handschuhe nach, warf den Riegel in die Bodentür und lief in sein Stübchen zurück, das er gleichfalls fest hinter sich abschloß. Geschüttelt von nervösen Atemstößen, lag der Kranke nun wieder auf seinem Diwan, während der andere mit dem geschwollenen Auge unten der verstört herbeigelaufenen Haushälterin Lisy zurief: „Der do owe isch verruckt!"

* * *

Fanny war inzwischen dem heimkehrenden Pfarrer entgegengegangen und hatte ihm halb ärgerlich, halb kummervoll geklagt, daß Gustav wieder einmal unnahbar auf seiner Dachkammer hause.

„Also drei Einsiedler", versetzte Onkel Arnold ruhig. „Nun, zwei davon haben sich wenigstens zusammengefunden."

„Du bist müde, Onkel Arnold, gel? Sonst käm' ich nach dem Abendessen hinüber — und wir spielten Gustav die fünfte Symphonie vor."

„Ja, komm nur, Kind! Müde? Na, man ist halt doch nicht so kräftig genährt und hat seit Kriegsbeginn fünfundzwanzig Pfund abgenommen. Hungerblockade! Diese Fastenkur haben wir dem Präsidenten der amerikanischen Plutokratie zu verdanken. Der Mann will uns vergeistigen. Hörst du, wie es da im Süden bis in die Nacht hinein pocht? Dämonen nageln einen Sarg zu. Das Zeitalter des Materialismus stirbt... Ja, Kind, komm nur! Ich hab' noch ein paar Amtsgeschäfte, dann spielen wir den unsterblichen Beethoven. Das lockt den dritten Einsiedler herunter."

Und so geschah es.

Gustav hatte sich nach der ungewöhnlichen Turnbewegung merkwürdig rasch erholt. Er ertappte sich sogar auf Lachanfällen. Zu komisch, wie der dicke Feigling winselte: „Güschtel, mach m'r nix!" Und den Sieger durchströmte ordentlich ein Wohlbehagen, daß sein Faustschlag so gut gesessen.

„Hätt' ich's vor zehn Jahren schon getan, mir wär' wohler in meiner Haut", murmelte er. „Von außen ein sogenannter gemütlicher Kerl — von innen ein sittlicher Lump und gemein bis ins Mark!"

Und als unten das vierhändige Spiel emporrauschte, durchflutete ihn wieder der Drang nach einer reinlichen Lebensgemeinschaft. Er schlich unauffällig hinunter, an der kurz und herzlich während des Spiels ihm zunickenden Fanny vorbei, und kauerte dann auf dem Schaukelstuhl, seiner Lieblingsmusik lauschend.

„Was hast du denn mit dem Apotheker gehabt?" fragte der Vater, als sie nachher allein waren. Er fragte möglichst gelassen, gleichsam nebenhin, während er seine lange Pfeife in Brand setzte.

Den habe er, entgegnete Gustav, mit Wucht und Wonne die Treppe hinuntergeschmissen, denn der Kerl habe mit gemeinen Redensarten sein Zimmer verstänkert.

„Papa," fügte er nach einigem Zaudern hinzu, „was ist denn das für ein neuer Hauptmann im Städtel?"

„Je weniger man von ihm spricht, um so besser für ihn und uns," entgegnete der Pfarrer. „Er schnarrt, nennt uns Elsässer eine Rasselbande und beginnt jeden dritten Satz mit: ‚Sagen Se mal!' Ein Zerrbild preußischer Energie, und ein Hohn auf altpreußische Einfachheit. Hoffentlich richtet er kein Unheil an."

Zweites Kapitel

Dreierlei Gespräche

O Elsaß, Oberlins und Speners Land!
Zwei Völkern den Versöhnungsbund zu stiften,
Sei zwischen beiden du das Liebesband!
Adolf Stöber

Der nächste Tag brachte dem Einsiedler Gustav ein Gottergeschenk, wie er sich jubelnd ausdrückte. Sein Freund Erwin, der junge Straßburger Lehrer, kam jählings angeflogen, um nach kurzem Urlaub Abschied zu nehmen. Denn es ging wieder an die flandrische Front.

„Gott sei Dank, daß du gekommen bist!" rief Gustav. „Dich brauch' ich ja ganz herzbitterlich! Sie lassen mich hier alle so grausam allein! Gott sei Dank, daß man sich endlich wieder einmal aussprechen kann!"

Er zerdrückte dem langen, blonden Feldgrauen, dessen sonnige Blicke durch Brillengläser strahlten, fast die Hand.

„Herrschaft, Güschtel, was isch denn los?"

Die Unterhaltung zwischen den beiden elsässischen Unterofftizieren ward in des Landes alemannischer Mundart geführt, sprang aber oft in Hochdeutsch über.

„Sie verstehn mich nicht! Kein einziger hier versteht mich!"

„Oho! Was fängst du denn wieder für Mücken, Gustav! Dein Vater soll dich nicht verstehen? Und die unvergleichliche Fanny? Babbel doch kein so dumm Dings daher, alter Hypochonder!"

Erwin warf seine Mütze auf den Tisch, schwang sich daneben und begann einen Apfel zu essen, den er im Vorbeigehen auf dem Speicher mitgenommen hatte.

Sie verstanden sich immer vortrefflich, die beiden Vettern oder vielmehr sehr entfernten Verwandten. Erwin nannte Gustav „Cousin", gab aber auch Fanny den Namen „Cousine"; und irgendwo

mochte ja auch eine Verwandtschaft oder Familienfreundschaft stecken, ohne daß man alle die Verschwägerungen oder sonstigen Versippungen nachzurechnen für nötig hielt. Im übrigen aber war der leichtblütige Blondkopf Erwin von außen und innen ein Gegenbild zu dem dunklen Düsterling. Er liebte das Wandern im Wasgenwald und in den Alpen, war Schneeschuhläufer, wie sein Bruder Willy, und ein Freund von Sonnenbädern und Ruderfahrten. Leichten Schrittes pflegte er einherzuschreiten, Sonne verbreitend, wohin er kam, bei Schülern und Amtsgenossen beliebt, nur dem trockenen und etwas grämlichen Schulinspektor verdächtig, weil er vor allem Mensch und dann erst und dadurch Lehrer war.

„Großherzig und giftfrei", faßte einmal der Philosoph Arnold sein Urteil über ihn zusammen.

Mit seinem sonnigen Gemüt ergänzte Erwin den Grübler und Einspänner Gustav vortrefflich und wirkte lösend und mitreißend auf dessen schwerflüssige Denkart. Der Sterngucker war in seiner Gegenwart immer wie verwandelt und warf in eifriger Mitteilsamkeit seine scheuen Verhüllungen ab.

„Du bist mir immer ein Sonnenbad", gestand er dem Langen. „Man läuft mit dir gleichsam splitternackt auf den Matten herum und freut sich an Licht und Luft."

„Was quält dich denn? Rüs mit d'r Sproch'!"

„Acht Monate sitz' ich jetzt da 'rum, Erwin, mit schwachem Gedärm und schlechten Nerven! Zum Verzweifeln!"

„Du hast doch deinen Vater" — —

„Ja, ja, und habe Fanny, ja, schon recht! Aber die sind gesund! Verstehst du? Gesund, viel zu gesund für mich! Unter uns: ich bin ihnen nicht gewachsen."

„Nanu? Das bissele Nervengezappel?"

„Eintun, es geht nicht, mein Lieber, geht nicht! Fanny, so klein sie ist, sprüht von Kraft und Temperament. Die ist wie Stahl, wie eine Springfeder, wie die Unruh in der Uhr. Die braucht einen anderen Kerl als mich. Sechs Stunden durch Wald und Berg laufen, dann einen Abend lang Klavier, und den Tag wie ein Fest beschließen — das ist's, was sie braucht. Ich bin ein gebrochener Mensch. Zum Verzweifeln! Ich sitze da oft und weine vor mich

hin und versteck's vor Fanny und Papa, damit sie nicht mit mir leiden."

„Herrschaft, wie du mir leid tust!" rief Erwin in hellem Mitgefühl und sprang vom Tisch herunter, um sich aber gleich wieder hinzusetzen. „Geh doch in ein Sanatorium! Tu etwas für deine Gesundheit! Sitz doch nicht so untätig da 'rum!"

„Nützt nichts", murmelte Gustav. „Das liegt zu tief in mir. Ich hab' schon immer an unüberwindlicher Einsamkeit gelitten. Es ist zu wenig Liebe in der Welt. In München hab' ich manchmal minderwertige Frauenzimmer auf der Straße angesprochen und hab' ihnen Geld geschenkt, nur um ein warmes Wort zu hören, nicht aus Gemeinheit, sicherlich nicht. Wir modernen Menschen sind ja alle herzquälend einsam! Ich möchte manchmal ein Kind streicheln, mich mit Kindern — weißt du, so wie's Ludwig Richter malt — im Grase wälzen, Purzelbaum schlagen, lieb haben — und weiter nichts! Weiter gar nichts!"

„Sapristi noch emol!" schalt der andre. „So tu's doch! Zerbrich doch den Bann der Spießbürgerei! Mach' dumme Streiche, spring' über die Schnur! Mensch, sei genial wie deine Braut!"

Und Erwin erging sich voll Feuer in dem Gedanken, wie heilsam und befreiend ein kühner Entschluß sei, auch wenn er alle Philister verblüffe.

„Hab' doch fröhliches Gottvertrauen, alter Grämling! Lebt denn der alte Gott nicht mehr? Haben ihn die Engländer abgesetzt? Hat ihn eine Parlamentsmehrheit niedergestimmt? Oder hat der Heuchler Wilson und seine niederträchtige Presse — — Du, den Wilson hass' ich am allermeisten! Der wird uns Deutsche noch alle niederboxen! Verhungert, wie wir sind!"

Erwin lief hinaus, holte einen neuen Apfel und biß kräftig drein.

„Siehst du, Gustav, ich bin als Kriegsfreiwilliger eingetreten, hab' erst an den Vogesen geschanzt, bin dann auf dem Petersberg zu Erfurt gedrillt und bei sonst guten Vorgesetzten zuletzt von einem Hauptmann elendiglich schikaniert worden, weisch, von so 'me Hähä-Kerl mit dem Monokel im Auge, kuranzt und kujoniert, sag' ich dir! Elsässer und Lehrer hat er nicht leiden können — na, hol' ihn der Erzengel Gabriel in den siebenten Himmel, ich gönn's ihm von

Herzen, dem ausrangierten Knochen! Dann nach Flandern, gleich in die Schlacht — und die Hälfte der Kompagnie weggeblasen! Wir andern aber in den Schützengräben bis an den Bauch im Wasser! Herrschaft, Güschtel, das schlaucht! Und dann mörderisches Trommelfeuer! Sakerlot, und hab's halt doch durchgebissen, Gustav! Getanzt haben wir wie die Indianer, wenn wir wieder in Ruhestellung waren, und haben Läuse gefangen und Heimatlieder gesungen. Dazu ist man halt jung und Soldat!"

Er lachte unwiderstehlich und warf den Apfelrest durchs Fenster.

„Ja, wenn ich deine Spannkraft hätte!" meinte Gustav, hörte aber doch schon beträchtlich aufgeräumter zu.

„Du hast sie, Gustav! Sie ist nur verschüttet, wie ein Unterstand, in den sich eine blödsinnige Granate verirrt hat. Grab deine Energie wieder heraus! Und dann aufs neu' ans Werk! Herrschaft, was ist im Elsaß aufzubauen! Grad im Elsaß, in der deutschen Westmark! Weißt was, Gustav? Wir müssen einen Bund gründen, wir Jung-Elsässer! Und ich hab' schon einen Namen dafür! Weißt, welchen? Elsaß leit' ich von Edelsassen ab: also Bund der Edelsassen!"

„Freilich, hier ist nach dem Kriege viel zu tun, einfach alles! Wenn's nicht schief geht an der Westfront! Hast du den Tagesbericht gelesen? Immer zurück!"

„Wir müssen eine vornehm gesinnte, ritterliche Jugend erziehen! Wir müssen Elsässer zu Edelsassen formen! Herrliche Aufgabe!"

Erwin war in vollem Feuer und kam aus seinem Lieblingsausruf „Herrschaft" gar nicht mehr heraus. Er steckte seinen akademischen Vetter mit Begeisterung an.

„Ihr Akademiker verstimpelt ganz und gar in lauter Kleinwissen! Da haben wir Mittelschullehrer eine ganz andre Einheit. Und du Sammelhans ganz besonders verkrümelst dich in Spitzfindigkeiten. Auch mir macht der Schulinspektor das Leben sauer genug; ich bin manchmal kreidebleich vor Zorn und Scham dag'standen, wenn er mir in der Klasse herumgenörgelt hat, es hat mich wahrhaftig g'fuchst — — Lüej do, e Spätzel!"

Ein Spatz hatte sich in die Dachkammer verflogen. Beide Jünglinge machten sofort Jagd auf den verängsteten Vogel und ver-

gaßen Grimm und Herzeleid. Aber der kleine Gast entwich wieder, und sie setzten ihr Gespräch fort.

„Güschtel, es muß ein andrer Geist ins Elsaß! Freudigkeit fehlt in der Westmark; sie ist erstickt unter Paragraphen! Gustav, wir stecken vom Elsaß aus die ganze deutsche Welt mit einem neuen Feuer an! Wir zeigen's denne Schwowe!"

„Stimmt, stimmt!" rief der andre Elsässer. „Es giftet mich schon lang, wie jetzt wir Elsässer behandelt werden, hüben und drüben! Falsch und feig — so heißt's von uns! So kann's nit fortgehen, Erwin!"

„So isch's, Gustav! Das dürfen wir uns nicht gefallen lassen! Zusammenhalten, doppelt stramm unsre Arbeit tun, und dem Kerl an d' Gurgel fahren, der aufs Elsaß schimpft!"

„Ich hab' emol a Feldwebel..."

Jetzt waren die zwei jungen Kriegsmänner, die von ganzem Herzen Deutsche, aber auch von ganzem Herzen Elsässer waren, im vollen Zuge. Gustav erzählte einen siegreichen Zusammenstoß mit einem Feldwebel; er war aufgetaut; seine Schwermut war mit dem Sperling davongeflogen. Dann kamen sie auf tapfere Landsleute zu sprechen, die sich das Eiserne Kreuz erster Klasse geholt hatten.

Und hier gab es plötzlich eine jähe Pause, als das Wort „Landesverräter" fiel. Gustav erblaßte. Beide dachten an Fannys Bruder. Riesenhaft erhob sich wieder der Schatten...

Endlich stieß Gustav schweren Atems hervor:

„Jetzt weißt du wohl auch, warum ich ein gebrochener Mensch bin."

Erwin murmelte ingrimmig vor sich hin; es klang etwas wie „Cerclebrüder" daraus hervor. Die Welschlinge in Straßburg hatten sich vor einem Jahrzehnt und noch länger in einem „Cercle des étudiants" gesammelt; für die gleichgestimmten Frauen und Mädchen gab es einen „Cercle des annales politiques et littéraires"; da wurde nur französisch gesprochen. Planmäßig hatten Franzosen und Französlinge daran gearbeitet, Elsaß-Lothringen in westliche Kultur und Sprache einzutauchen und deutschem Wesen zu entfremden. Die elsässische Luft war vergiftet. Fannys Bruder Georg war in diese Kreise geraten. Seine Flucht war die Folge.

„Weißt du, wo ich ihn zuletzt gesehen habe?“ begann endlich Erwin. „Beim Monôme! Als einmal die Cerclebrüder nachts das Kleberdenkmal im Gänsemarsch umschritten, du weißt ja, um sich durch diese stumme Kundgebung zum Franzosentum zu bekennen! Die Simpel! Die Kindsköpf, die! Die haben uns den Weltkrieg eingebrockt, die Revanchemännle, die nichtsnutzigen! Und das haben wir mitangesehen, geduldet in Deutschland! Und dann nennt man die deutsche Regierung noch tyrannisch! Herrschaft, würden die Franzosen einen Wetterlé geduldet haben? Aufgehängt hätten sie ihn, den Falschmünzer!“

Erwin, immer ins Allgemeine strebend, trachtete den Freund vom Persönlichen loszureißen. Dieser aber, obschon zu den flammenden Worten nickend, hing doch unentwegt einem düstren Gedanken nach. Und jetzt faßte er den Freund am Arm und sagte gedämpft, als ob er ein Geheimnis ausplauderte:

„Du, Erwin, und etwas von dem Geist steckt auch in Fanny!“

„Unsinn!“ rief der andre. „Sie hat dich lieb!“

„Hat mich lieb, aber hängt auch an ihrem Bruder! Weißt du, dieser Faquin mit dem gewichsten Schnurrbärtchen — Monsieur Bielère — dieser Schwadronneur und Schwerenöter hat alle Cercle-Weiber berauscht! So recht der französisch parlierende Arzt für französisch parlierende alte Jungfern! O nein, da mach' ich nicht mit! Da bin ich viel zu steif, zu still, zu innerlich dazu, um's mit so einem aufzunehmen, denn im Parlieren ist er mir über, mein Französisch ist erbärmlich. Und in sinnlich-eleganten Salonmanieren ist er mir erst recht über. Und das fühlt Fanny! Ich spür's ganz gut, daß sie mich manchmal im stillen mit ihrem flotten Bruder vergleicht“ — —

„Unsinn, Gustav! Phrasen dreschen kann jeder Commis-Voyageur oder Zwischenhändler! Bohr' dich nicht in solchen Verfolgungswahn hinein! Die Sache ist traurig genug — aber sie will halt überwunden werden, wie andres Kriegsleid auch! Himmel, wie viele von unsren Kameraden liegen schon im Boden!“

Und Erwin packte den Freund unter den Arm.

„Komm mit, Alter! Jetzt gehn wir 'runter und trinken e Fläschel Ottrotter, oder was ihr sonst Gutes im Keller habt! Hopp, hopp!

Und Fanny — siehst du, Gustav, sie ist eine fröhliche Aufgabe, kein Anlaß zur Trauer! Nimm an, Fanny sei das verkörperte Elsaß! Erobere diese hübsche Verkörperung so recht von innen heraus — sei gewinnend, liebenswürdig, bestrickend, unwiderstehlich, kurzum: genial! Herrschaft, wenn ich an deinem Platz wär'!"

Er lachte in seiner gutartig hellen, bezwingenden Art, schritt aufgeräumt mit ihm hinunter und verbarg seine Sorgen um die wankende deutsche Westfront.

Fanny kam herübergelaufen. Auch Schwester Lisy, die den Haushalt führte, in ihrer lächelnden, rosigen Ruhe und Rundlichkeit, setzte sich dazu. Und so schufen sie eine gesellige Nachmittagsstunde, dampfend von Zukunftsplänen, wie sie das Elsaß nach dem Kriege entgiften und mit Frohsinn anstecken wollten. Der fünfzigjährige Philosoph, der tagsüber kräftig in seiner Gemeinde gearbeitet hatte, um dem Bürgermeister über all die Lebensmittelsorgen und tausenderlei Verfügungen ins klare zu verhelfen, ward wieder jung mit den Jungen und schüttelte den Trübsinn ab.

Fanny sprühte von Geniefeuer. Sie stand mit Erwin in einem reizenden Neckverhältnis; sie beflügelten sich gegenseitig und waren wie zwei Falter, die in blauer Luft miteinander spielend, immer höher steigen. Und während Gustav wieder still ward und in sich zusammensank, wurde dort das Funkenwerk fast schon Flamme.

„Er isch halt immer verliebt, der Erwin", meinte einmal die gutmütig auflachende Lisy, die an dem heitren Jungen gleichfalls Freude hatte.

Aus ihm aber, der nach drei Tagen wieder mit der Übermacht der Franzosen und Engländer zu kämpfen hatte, sprach eine wehmutvolle Glut, ein Heimweh, ein Liebesverlangen. In seinen Worten war eine schwungvolle Poesie. Man hatte von Lenau gesprochen, Fannys Lieblingsdichter. Er nahm das Buch und schlug auf. Und da er ein ausgezeichneter Vorleser war, kamen die melodischen Klänge in der bewölkten Stube wundervoll zur Wirkung:

„Rings im Kreise lauscht die Menge
Bärtiger Madjaren froh;
Aus dem Kreise rauschen Klänge —
Was ergreifen die mich so?"

mit den Schlußworten:

„Ahnen sie des Jünglings Ehre?
Ahnen sie sein frühes Grab?"

Fanny, diese feinbesaitete Natur, saß nach ihrer Art zusammengekauert im Schaukelstuhl und hatte die graublauen Augen auf den Vorleser gerichtet, regungslos, die Arme um das hochgezogene Knie geschlungen. Sie sah ein Schlachtfeld der flandrischen Ebene, tiefhangende schwarze Wolken, ein schwefelgelbes schmales Abendrot, rauchende Dörfer darin und ragende Fensterhöhlen — und zwischen den schattenhaft hinziehenden Heeren die furchtbaren Flammen einschlagender Granaten ...

Plötzlich fuhr sie zusammen. Eine Stimme klang nahe an ihr Ohr: „Was krieg' ich fürs Vorlesen?" Und Erwins Gesicht beugte sich lachend und keck-verlegen zu ihr herab.

Fanny sprang auf und wollte ihn unbefangen auf die Wange küssen; doch er drehte sich ein wenig und nahm den Kuß voll und unmittelbar von ihrem Munde.

Bald darauf verabschiedete sich der junge Krieger mit etwas übertriebener Lustigkeit. Onkel Arnold und Gustav beschlossen, ihm eine Strecke das Geleit zu geben. Im Hausflur, als die andern schon draußen waren, packte Fanny den zuletzt gehenden schwermütigen Verlobten rasch von hinten her um den Hals und flüsterte ihm ins Ohr: „Ich hab' dich doch ganz allein lieb!"

* * *

Als Fanny durch die Seitentür des Hofes in ihr väterliches Haus zurückkehrte, ward sie Zeuge eines eigenartigen Vorganges.

War das nicht der lahme Schauli? Wollte er wieder einmal die etwas einfältige alte Salome necken?

Der krumme Kellermeister, der neben dem Taubenschlag sein Stübchen hatte und seit einem Jahrzehnt zum Hauswesen gehörte, rollte eben ein leeres Faß unter die Fenster der Wohnstube. Und nun war er wahrhaftig im Begriff, hinaufzuklettern!

Drinnen ging's hitzig her. Und zwar — es war kein Zweifel — in französischer Sprache. Im Dorf lag bayerische Einquartierung; vor der nahen Schmiede lungerten Feldgraue herum. Wurde jenes

politische Gespräch in Bielers Wohnstube noch lauter, so konnte die ganze Gasse das unpolierteste elsässische Französisch vernehmen. Und dann — dachte Schauli mit Recht — war „der Teufel los".

So rollte denn der krumme Schalk sein Fäßchen heran, nahm erst eine Prise aus der Birkendose und verfügte sich mit seinen Säbelbeinen etwas mühsam auf den Faßboden. Und plötzlich sich erhebend, streckte er den schnauzbärtigen und buschigen Graukopf mit der zerknitterten Hausmütze ins Fenster.

„Messieurs!" rief der alte Zuave. „Excusez, awer 's isch vun dr ditsche Regierung verbotte, franzehsch ze redde!"

Sprach's und verschwand wieder schmunzelnd in die Tiefe, die französisch parlierenden Brüder Bieler ihrem Staunen überlassend.

„Wer isch denn drinne, Schauli?" rief Fanny herüber.

Schauli drehte den Kopf aus dem Kellereingang zurück und legte einen Ton komischer Hochachtung in seine Antwort.

„Dr Herr Charles üs Straßburi!"

„Sunsch nix?"

Es klang nicht gerade entzückt.

„Nee, Mamsell Bieler, sunscht wüßt' ich jetzt im Aueblick juscht net viel Nejes", meinte der alte Spaßvogel ernsthaft und humpelte in seinen Keller.

„Was isch des jetzt do gsin, Jean?" fragte drin der ältere der beiden Brüder, der Straßburger Kaufmann und Kirchenälteste Charles Bieler.

„Dr krumm Schauli, der alt' Narr!" brummte der Winzer Johann Bieler und schenkte ein. Aber die Brüder sprachen fortan elsässisch und dämpften ihre Stimmen. Und überdies schloß Charles das eine Fenster und Jean das andre. Dabei schnellten einige Weinranken zurück, die sich in den Fensterflügel klemmen wollten; und Papa Bieler, dessen Käppchen schief saß, machte eine ärgerliche Bewegung, als scheuchte er verspätete Wespen hinweg. Er war sichtlich verstimmt.

Sie hatten sich über den Preis des Weines, den Herr Bieler aus Straßburg zu kaufen gekommen war, noch nicht geeinigt. Sein Bruder setzte ihm erfolglos auseinander, welche Lasten jetzt den Winzer zu Boden drückten. Er war empört über Kriegswirtschaft

und Zwischenhändler; der Weinbau mache ihm längst keine Freude mehr. Er werde sich zurückziehen.

Dann brachen sie ab; und der Straßburger fragte plötzlich nach Fannys entflohenem Bruder.

Der ältere Bieler war ein ansehnlicher Herr, mit wohlgeübten, bedächtigen Bewegungen, die einen kühlen Abstand gegen seine Angestellten bedeuten sollten. „Der Herr Bieler" — seine Waschfrau sprach das Wort mit ebensoviel Hochachtung, die Hände am Schürzenzipfel abtrocknend, wie der Lehrjunge, wenn er schnell ein paar gestohlene Rosinen hinunterschluckte und eine respektvolle Haltung annahm. Für Madame Bieler war er nur in vertrautem Kreise „d'r Charles"; vor allen andren war er auch in ihrem Munde „d'r Herr"; und der Lehrbub wußte, was sie meinte, wenn sie ihm zurief: „Voyons donc, Schosef, wart' nur, wenn d'r Herr heimkummt!"

„D'r Herr" — da lag Würde drin. Zumal wenn er den Kneifer auf die Nasenspitze setzte, obwohl nicht sehr kurzsichtig, und dann, über die Gläser hinüberschauend, mit seinen Leuten sprach: da spürte man den reichen Mann, die alte Familie. Diesen Kneifer hatte er an einer schwarzen Schnur immer erreichbar in der oberen Westentasche, spielte oft damit und gab seinen Worten Nachdruck, indem er mit der Rechten den flachen Kneifer auf und ab bewegte: „Voila! So isch d' affaire!"

Sein Bruder, Fannys Vater, war mehr ländlicher Art, gutmütig und natürlich, weniger kühl und weniger hoffärtig. Papa Bieler trug einen kurzen grauen Spitzbart, ein Sammetkäppchen auf dem fast kahlen Kopf und eine blaue Schürze, in deren oberem Teil ein großes buntes Taschentuch zu stecken pflegte. Er schnupfte ebenso leidenschaftlich wie sein Gehilfe Schauli und fuhr häufig, besonders in erregten Augenblicken, mit dem Taschentuch über die Nase. Wenn er recht ungeduldig oder ärgerlich war, wie heute, so rückte er das bestickte Käppchen fortwährend von einem Ohr zum andern und kratzte sich bald links, bald rechts. Und während sich der abgearbeitete Mann etwas gebückt hielt, stand der beleibte Straßburger aufrecht mit seinen langen Rockschößen und hatte gern die linke Hand hinter dem Rücken, während die Rechte mit dem Kneifer be-

lehrte. Straßburg beherrschte das Feld; Lützelbronn kam nicht dagegen auf.

„Weisch, Jean," stellte der Herr Bieler aus Straßburg fest, „dü bisch allewil e bissel e schwacher Charakter gsin. Awer was de Georges anbelangt — er het absolument recht!"

Und er verteidigte seines Neffen Fahnenflucht.

Die Brüder sahen sich selten, zumal während des Krieges. Es war die erste gründliche Aussprache. Im alten Bieler wollte der Kummer und Verdruß ob des Sohnes Tat nicht zur Ruhe kommen. Aber der Straßburger billigte die Flucht; ja, er hatte sie angeregt.

„Ich bin früher bei der Regierung geachtet gewesen," erwiderte Papa Bieler, „jetzt bin ich geächtet. Der Herr Kreisdirektor ist oft zu mir gekommen, der Herr Bezirkspräsident hat mich wie 'en alte ami behandelt. Jetzt gehen sie mir alle aus dem Wege. Aber der Gendarm streicht ums Haus herum; und wenn der Bezirkshauptmann kommt, so macht er ein paar Augen — na, du kannst dir's denken! Ich bin nichts mehr, ich gelt' nichts mehr. Und das hab' ich meinem Sohn zu verdanken."

Fanny war während der Erörterungen eingetreten, hatte den Oheim kurz begrüßt und einen Teller voll Trauben auf den Tisch gestellt. Schweigend setzte sie sich auf einen Stuhl. Und als sie eine Weile zugehört hatte, ging sie ebenso stumm wieder hinaus.

„Und ihr zwei habt nicht an die dort gedacht, an Fanny," fuhr Papa Bieler fort, „sonst hättet ihr's euch besser überlegt. Du weißt, daß sie mit dem Gustav da drüben verlobt ist. Und du weißt, daß sie im Pfarrhaus deutsch sind bis auf die Knochen!"

Das brachte den Herrn Bieler aus Straßburg plötzlich in Aufruhr. Eine Flutwelle von angestautem Zorn und Haß ergoß sich aus dem sonst so gehaltenen Städter:

„So ein Professor, der kein rechter Pfarrer, und so ein Pfarrer, der kein Professor ist! Der Halbschwob ist euer Unglück! Den hat die Regierung da hergesetzt, daß er aufpassen soll! Ein bezahlter Regierungsagent! Glaubst du denn, der tut sich nur so aus Mitleid um die Gemeinde kümmern? Der wird wissen, was er für sein Aufpassen bekommt! Und du bist so dumm und gibst dem Schwob

deine Tochter! Die hätt' in Straßburg die brillantesten Partien machen können! Und da hängt sie jetzt an dem Schwowe-Trottel!"

Der Herr Bieler aus Straßburg verlor alle Fassung. Er wurde gehässig. Ihm waren allerlei Heiratsabsichten, die er mit seiner Nichte geplant hatte, zu Wasser geworden. Und auf einmal schrie er: „Der da drüben wird wissen, ma foi, woher das Geld stammt, mit dem er sein Gut instand hält, während er da den Pfarrer spielt! Aber wart' nur: d' Franzose komme wieder ins Land! No paß uff!"

Ein Weilchen ließ der Winzer seinen empörten Bruder toben. Dann aber packte ihn selber, den gutartigen Alten, jene Wut, die selten, aber um so furchtbarer aus dem biederen Alemannen herausbrach. Ein Faustschlag donnerte auf den Eichentisch.

„Halt's Mül, Charles! Jetzt haw ich, zum Dunderledder noch emol, din daub Gebabbel satt! Müeß denn glich jeder e bezahlter Spion sin, wenn er Achtung het vor Ditschland?! So e hirndumms, simpelhaftes, nixnutziges Cercle-Gebabbel! Dü hesch mine Büe uff'm Gewisse, dü, ja dü mit dine Hetzrede!"

Vater Bieler schrie es dem verdutzten Straßburger mit Zorn und Schmerz ins Gesicht, dann schritt er stracks hinaus und schmetterte die Tür dermaßen hinter sich zu, daß die farbigen Lurteller an der getäfelten Wand tanzten. Und der erschrockene Bruder stand allein.

„Allons donc! Allons donc!" sagte Herr Bieler, legte die Hände auf den Rücken und war bestürzt. So hatte er den Jean noch nie gesehen. Mit dem war's verschüttet. Er ging hin und her, legte sich einige versöhnliche Wendungen zurecht und lauschte nach der Tür. Aber der andre gab ihm keine Gelegenheit, seine einlenkenden Redensarten anzubringen. Papa Bieler war in den Keller gegangen und klopfte mit Schauli wahrhaft erbost an den Fässern herum.

Was tun? Sollte man zur „Tante Sophie" hinaufgehen, die im Giebelstübchen hauste, halb gelähmt an den Beinen, ganz und gar nicht an der Zunge? Nun ja, einen „Bonjour" mußte man ihr sagen, kurz und höflich. Tante Sophie war die Schwester der beiden Bieler, sehr auf den braven Winzer gestimmt, wenig aber auf den „Hochmutszipfel", wie sie den Straßburger zu nennen pflegte.

Dieser stand verdrießlich am Fenster. Es lag ein wohltuend warmer und reiner Himmel über Haus und Garten, über Dorf und Weinberg nebst dunklem Bergwald. Und in der Luft war dieses verheißungsvolle unterirdische Pochen in manchen Kellern, und fernher irgendein Knabenruf oder schnatternde Enten am Dorfteich. Alle Laute, auch das Hähnekrähen, waren klar und nahe. Nur gedämpft, fast träge, klang heute der altgewohnte Kanonendonner durch die Stille ...

„Die Welt wär' schön," dachte plötzlich Herr Bieler, „wenn's keine Politik gäb'."

Er schenkte sich unbehaglich sein Weinglas voll. Das Gold funkelte in der Sonne. Er hob das Glas gegen das Licht. Mit wem nun anstoßen? Und auf was? Auf Frankreich? Man war schließlich doch kein Franzose; und Elsässer zu Tausenden bluteten jetzt gegen den welschen Nachbarn. Sollte man ihnen Niederlage und Untergang wünschen? „Ma foi, non, sell geht net." Auf Deutschland? Na, das hatte auch so seine Mucken. Aufs Elsaß? Ja, aber man war ja nicht einmal im Ländel einig!

Ohne zu trinken setzte der sonst so sichere Herr Bieler das Glas wieder ab. Ihn durchschauerte zum erstenmal das äußerst ungewohnte Gefühl der Vereinsamung. Fannys stummes Kommen und Gehen mitten in dem politischen Gezänk ward ihm auf einmal, in der blauen Stille dieses wehmutschönen Herbsttages, schmerzlich bewußt. Das Ehrenmitglied des Straßburger Cercle ahnte da ein Frauenleid, an dem bisher seine politische Verbohrtheit blind und stumpf vorübergegangen war.

Langsam trank er endlich den ausgezeichneten Rappoltsweiler Riesling allein aus. Dann nahm er Hut, Mantel und Schirm, wechselte in der Küche einige Worte mit Fanny und Salome, sagte im Giebelstübchen der unwirschen Tante Sophie „Bonjour" und zog seines Weges, ohne den beleidigten Bruder noch einmal gesehen zu haben.

Als der Straßburger verschwunden war, tauchte erst der alte Schauli zwischen den Oleanderbüschen des Eingangs aus dem Keller auf und streckte den Kopf empor wie ein Dachs aus dem Bau. Er witterte, schnoberte nach allen Seiten in die Luft und winkte dann

seinem Patron und Arbeitgeber. Nun erst hinkte, stöhnte und schimpfte der Weinsticher selber in Hof und Stube hinauf und begab sich nachher bald zu Bett. Sein rheumatisches Leiden hatte ihn wieder gepackt.

„Mais dis-donc, papa!" rief die besorgt herbeieilende Fanny, „warum bisch denn in de Keller gange?"

„Tais-toi!" rief der verärgerte Alte zurück. „Schilt dü nit an noch! Do dran isch der Stroßburjer Giftnickel schuld."

Und er machte seiner Leber Luft. Er passe nicht mehr in die Zeit und er vertrage den Keller nicht mehr. Man solle ihm seine Ruh' lassen. Wenn doch nur die Tochter unter der Haube und die Tante Sophie in Pfalzburg bei der Schwester oder am Nordpol bei den Eskimos säße! Er selber aber freue sich auf den Moment, wo er mit seinem einzig wahren Ami, seinem Jugendfreund Sorgius, im Spital oder im Diakonissenhause in der Sonne sitze oder in der Taverne sein Schöppele trinke. Mehr wolle er nicht.

* * *

„Lisy, verstehst du, daß man sich einmal ausweinen muß?" rief die stürmische Fanny, indem sie in Schwester Lisys stilles Stübchen trat, sich vor sie hinwarf und fassungslos zu schluchzen begann. „O Lisy, ich kann und kann und kann's nicht mehr aushalten!"

„Um Gottes willen!" rief die erschrockene Lisy, legte die Stickerei beiseite und streichelte das blonde Köpfchen in ihrem Schoße. „Was isch denn g'schehn, Kind?"

„Ich hab' Georges lieb und hab' Gustav lieb und hab' Erwin lieb — und Onkel Arnold und alle hab' ich lieb! Ich sterbe an zu viel Liebe! Und mich hat keiner lieb!"

Das holde Kind in seinem hellgrauen Gewand lag weinend vor den Knien der immer dunkel gekleideten Freundin, deren Schattenriß sich breit vom Fenster abhob.

Schwester Lisys reife Ruhe wirkte auf diese heißherzige Natur immer sehr wohltuend. Über zwanzig Jahre älter als Fanny, ziemlich zur Fülle neigend, war sie in Reden und Bewegungen von angeborener, durch den Umgang mit Leidenden verstärkter Bedachtsamkeit. Ein Dutzend Jahre war sie Krankenpflegerin gewesen und

hatte sich hernach der Massage gewidmet. Sie besaß dazu eine geheimnisvolle Begabung. Genesungskraft entströmte ihren weichwarmen Händen. Sie betrachtete diese Tätigkeit als eine Art Gottesdienst; ein stilles, von keinem gemerktes Gebet für die Kranke pflegte ihre Arbeit zu begleiten. Von sich selbst machte sie nicht viel Wesens; allen Dank der Genesenen brachte sie ihrem himmlischen Vater dar, mit dem sie sich in inniger Einfalt verbündet wußte. Ungern hatte sie sich kurz nach Kriegsbeginn, nach einer schweren Typhuserkrankung, bereden lassen, Vetter Arnold den Haushalt zu führen. Sie war dann, immer als „Schwester Lisy" in Lützelbronn geblieben, sehnte sich aber nach ihren Straßburger Lazaretten und Kranken, nach ihrem eigentlichen Berufsfeld.

„Was haben sie dir denn wieder einmal angetan, Kind?" Sie pflegte die Kleine meist „Kind" zu nennen in ihrer mütterlichen Freundschaft. „Ist die Tante ungattig? Setzt der Papa 's Käppel zu viel aufs link' Ohr? Wo fehlt's denn?"

„Lisy," rief Fanny jäh, warf die Arme empor und riß der Freundin Kopf zu sich herab, „hast du denn gar keine Augen, siehst du denn nicht, daß wir alle umeinander herumgehen? Siehst du denn nicht, daß wir alle so schrecklich einsam sind?!"

Und sie erzählte in hastigen Worten den bösen Zusammenstoß zwischen den Brüdern; und Papa habe so „gekrischen", wie sie ihn noch nie schreien gehört habe; und der Onkel sei ganz kreideweiß gewesen; und die Tante sei unausstehlich giftig, humple in der Küche herum und mache ihr und Salome das Leben schwer.

„Ja, ja," sagte Lisy bekümmert, „dein Bruder hätt's halt doch nicht tun sollen."

„Gel, ja, alles Unglück kommt nur von da her, nur von da!" stimmte Fanny leidenschaftlich bei. „Denn seit jener Zeit — ich fühl's genau — traut mir auch Gustav nicht mehr ganz. Es ist etwas zwischen uns zweien. Und, Lisy, ich will dir's nur gestehen" —

Das ehrliche Kind zögerte einen Augenblick und flüsterte dann, wie im Beichtstuhl, der Freundin ins Ohr:

„Gustav hat recht! Ein Teil meiner Phantasie ist nicht immer bei ihm, ist oft bei meinem Bruder in Frankreich. Lisy, ich sag's nur dir, dir ganz allein! Ich male mir's oft aus, wie sie's dort

wohl schwer haben, da doch so ein großer Teil von Frankreich verwüstet ist, wie sie aber doch so tapfer weiterkämpfen. Und daß sie doch eigentlich feinere Manieren haben als die Deutschen — weißt du, ich mal' mir's halt nur so aus. Und daß Georges nun für immer drüben bleiben muß und ich hier..."

Sie brach zögernd ab, mit dem fragenden Blick eines Kindes, und schaute fast ängstlich in Lisys Gesicht, ob sie denn nun nicht ganz und gar verurteilt werde.

Das rosige, volle Gesicht der milden Freundin wurde ungewöhnlich ernst.

„Liebes Kind," sprach sie, „bist du drüben gewesen? Nein. Aber ich. Du malst dir aus, was sich viele Elsässer ausmalen. Ich kenne die Franzosen, hab' liebe Freunde unter ihnen, kenne aber auch ihre Fehler. Stell' dir ja nicht vor, daß hinter den Bergen, wo das Abendrot den Himmel so schön goldig färbt, alles eitel Licht und Farbe sei! Das ist falsche Romantik. Sieh dir dort einmal das Bild meines Bruders an, des Lehrers, den sie als Geisel verschleppt und schauerlich mißhandelt haben! Ein so stiller, braver Mensch! Freilich könnten die Deutschen von den Franzosen auch lernen, vor allem, daß man auf seine Nation stolz sein muß. Denn das sind sie drüben; sie haben darin mehr Charakter als wir hierzulande. Aber wir haben Ordnung, Ernst und Tiefe. Und im Grund auch viel mehr Liebe, Fanny. Es ist nur jetzt überall so viel Haß und Kälte in der Welt, daß wir alle frieren. Nein, nein, mal' dir über die Franzosen nichts Romantisches aus! Die Religion hat dort einen schweren Stand. Ich wünsch' ihnen und uns den Frieden — aber französisch werden? Gott möge das Elsaß vor dem Unglück bewahren!"

„Lisy," sagte Fanny, in ihrer sprunghaften Art plötzlich von einem anderen Gedanken durchzuckt und die Tränen aus den Augen wischend, „hast du denn eigentlich nie geliebt? Ich habe nie eine so selbstlose Person gesehen wie dich."

Schwester Lisy lächelte ihr unsagbar gütiges Vollmondlächeln, nahm das schmale Gesichtchen der Kleinen in beide Hände und fragte mütterlich:

„Kind, was verstehst du denn eigentlich unter Liebe? Sag' mir doch einmal das zuerst!"

„Nun, daß dich ein Mann ganz besonders und vor allen andren Menschen dich ganz allein lieb hat und du ihn."

Lisy schaute mit einem eigentümlichen Blick durchs Fenster in eine weite Ferne.

„Weißt, Fanny, das sind so junge Mädchenträume. Die macht man einmal durch in deinem Alter, aber man bleibt nicht dabei stehen. Man will anfangs freilich besitzen, nach und nach aber will man etwas anderes: nämlich helfen. Mir liegt das Helfenwollen im Blut; denn als Tochter eines Arztes bin ich schon in Kinderjahren an den Operationstisch gewöhnt worden. Siehst du, und so frag' ich halt immer zuerst, was andre leiden... Entschuldige nur, ich muß von Zeit zu Zeit aus dem Fenster schauen: Vetter Arnold sitzt jetzt schon wieder stundenlang bei einer Kranken, hat das Essen versäumt und kommt, scheint's, nicht mehr nach Hause. So macht er's immer. Und wenn er heimkommt, geht's gleich wieder an den Schreibtisch bis Mitternacht. Und die vielen Lebensmittelsorgen, die Mißstimmung im Volke, die sittlichen Verwilderungen in der vaterlosen Jugend und alles das — es reibt ihn vor der Zeit auf. Denn er gehört in geistig vornehme Luft, nicht in so kleinliche Verhältnisse. Er gehört überhaupt nicht ins Elsaß. Denn hier ist alles vergiftet. Sieh dir doch nur einmal sein Gesicht an, wie sich da Wehmut eingegraben hat!"

Fanny stützte den Kopf in beide Hände und lauschte nachdenklich.

Lisy schaute immerzu durchs Fenster. Wolkenschatten zogen über ihr mildfreundliches Gesicht, als sie nun wie zu sich selber mit ihrer angenehm leisen Stimme plauderte:

„Ich kenne ihn seit meinem zehnten Jahre. Er ist ja älter als ich. Ein merkwürdiger Sonderling schon als Knabe! Durch meinen Stiefvater sind wir Verwandte geworden und haben uns eigentlich immer gut leiden können. Heute schaut man auf die Gefühle jener Zeit zurück wie auf — nun, wie soll ich sagen — wie auf welke Albumblätter und vergilbte Briefe. Ach, und es hat doch damals recht weh getan, bis es überwunden war!"

Sie wandte ihr Gesicht plötzlich wieder dem immer noch vor ihr knienden Mädchen zu.

„Geliebt, Fanny? Ob ich geliebt habe? Ich habe immer geliebt.

Erst war's ein einzelner Mann, später wurden es sehr viele Männer und Frauen. Ja, Kind, ich hab' mich auch einst manche Nacht in den Schlaf geweint und habe Gott angefleht, er möge mir eines bestimmten Mannes Liebe schenken. Aber Gott hat etwas Besseres vorgehabt; er hat's später erhört, nur ganz anders. Er hat mir Liebe über Liebe gegeben; Tränen der Dankbarkeit, ja Küsse dankbarer Liebe auf diese zwei Hände sind mir geschenkt worden. Fanny, und das ist so heilig-schön, daß es jenes andre wahrscheinlich übertrifft. Mein Liebesvermögen ist nicht ärmer geworden, sondern reicher. Sollen wir Frauen denn immer erst Weibchen sein und dann erst Menschen?"

Fannys blaue Augen waren größer als je. Sie erhob sich, setzte sich auf Lisys Schoß, legte den Arm um den Hals der Freundin und den Kopf an ihre Schulter. Und mit einem Seufzer und bebender Stimme sagte sie leise:

„Du bist besser als ich, Lisy, und bist größer. Wenn ich deinen einsamen Weg gehen müßte — es wäre mir grauenhaft!"

Sie schüttelte sich.

„Nein, ich darf nicht dran denken, nein, nein, nicht dran denken! Es würde mir die Kraft nehmen, es würde mich umbringen!"

Sie schloß die Augen. Ahnungen schüttelten ihren empfindlichen Körper, und ihre Seele schauderte vor Wüsteneien, die sie in der Ferne zu sehen glaubte.

Die ruhige Freundin küßte des erregten Mädchens glühende Wange und sagte liebkosend: „Liebs kleins Fannjele" — als ob sie zu einem hilflosen Kinde spräche. So saßen sie ein Weilchen aneinandergeschmiegt, bis sich Fannys heißes, volles Herz am gleichmäßig atmenden Busen der reiferen Vertrauten beruhigt hatte.

„Vergiß doch eins nicht," schloß dann Lisy das Gespräch ab, in ihrer gedämpften, behutsamen Art immer wieder ablenkend, „nämlich, daß eigentlich Vetter Arnold am einsamsten ist von uns allen und am schwersten zu leiden hat. Bedenk' doch schon das Unglück mit seiner Frau! Und was für literarische Pläne hat er gehabt, wie viel ungedruckte Papiere verschimmeln in seiner Schublade, wieviel Hoffnungen hat er eingesargt! Mußt nicht nur an dich denken, kleine Fanny. Ihr alle wißt ja gar nicht, was für Feuer

noch in dem scheinbar so abgeklärten Manne glüht, denn ihr kennt ihn nicht so wie ich ihn kenne. Und auch ich — ach, er schließt seine letzte Tür nicht auf! Er verheimlicht seine Tiefen; es hat niemand den Schlüssel zu seiner Seele. Auch mich braucht er nicht; und sobald ich Ersatz habe, gehe ich wieder nach Straßburg. Dich aber haben sie ja alle lieb, Fanny, auch Erwin, auch Onkel Arnold. Und du willst über Einsamkeit klagen?"

Fanny hatte schweigend den nicht bitteren, doch sehr wehmütigen Ton dieser Worte in sich aufgenommen. Jetzt sprang sie von Lisys Schoß herunter, packte der Freundin Kopf und schaute ihr mit jähem Verstehen in die ruhig ihren Blick aushaltenden braunen Augen. Es wurde kein Wort weiter zwischen ihnen gewechselt. Doch das junge Mädchen bedeckte das Gesicht der Überwinderin mit leidenschaftlichen Küssen.

Dann flog sie davon. Und Schwester Lisy griff mit einem leisen Seufzer wieder nach ihrer Arbeit.

Und sie dachte einem ebenso erhabenen wie einfachen Gedanken nach. Liebe verbindet, Haß trennt. In diesem Lande waren einst Männer der Liebe und der edlen Menschlichkeit wie Spener, Oberlin und Pfeffel geboren. Gediehen denn heute nur noch Menschen des Hasses? Und doch, wie sich auch der Verstand der Verständigen und der Wille der Titanen anstrengen mögen: nur die Liebe hat erlösende Kraft.

Drittes Kapitel

Elsaß und Thüringen

Nie werde ich Ihnen, edle, beste Octavie, mit Worten ausdrücken können, wie innig ich Sie verehre und liebe.

G. K. Pfeffel in seinem letzten Briefe an Octavie von Stein (1809)

... „Wenn Sie sich mit Gott unterhalten und ihm Ihre ehrenwerte Familie und Ihre Freunde empfehlen, so erinnern Sie sich bisweilen auch Ihres ergebenen und verehrungsvollen Johann Friedrich Oberlin, Pfarrer."

Aus einem Briefe Oberlins an Octavie von Stein (1798)

Ingo Freiherr von Stein, Leutnant d. Lw., an seine Frau Elisabeth

Auf den Höhen des Steintals, in einer großartigen Vogesenlandschaft, sitz' ich auf einem Brunnentrog und schreibe vom Elsaß nach Thüringen.

Es ist der Bezirk jenes Pfarrers Oberlin, der ebenso wie der Dichter Pfeffel mit unsrer Urahne Octavie befreundet war.

Du weißt, daß ich den Sonntag mit einem Choral auf dem Meisterharmonium zu eröffnen pflege; nun, heute spielt' ich den Choral „Ich bete an die Macht der Liebe" im Pfarrhause zu Waldersbach, wo einst Oberlin gewohnt hat. Links ragen die Trümmer des Schlosses derer von Stein-Rathsamhausen; um mich her, in erhabenem Weitblick, ist eine mattblaue, kühle Herbstluft. Ich höre keine Glocken, denn sie werden wohl auch hier in Kanonen umgegossen sein; doch die Glocken sind in mir... Trauerglocken, Elisabeth!

Ja, ich bin sehr traurig gestimmt und will mir das Herz leicht plaudern. Flaumacher war dein Spielmann nie; doch Deutschlands

Lage — bitter ernst! Ich habe neulich zu Straßburg von Freund Trotzendorff vieles gehört, worüber ein Soldat nicht spricht, sondern mit knirschendem Erröten schweigt. Doch hängt damit zusammen, daß mich vor ein paar Tagen ein Etappen-Erlebnis ingrimmig aufgewühlt hat. Es handelte sich, kurz und derb, um besoffene (entschuldige!) und zotende Kameraden. Du kennst mich! Das hört sich dein Lebenskamerad bis zu einem Siedepunkt schweigend an, dann setzt es ein Donnerwetter, im Namen deutscher Würde und deutscher Sitte — aber so donnernd, daß diesen unpreußischen Neupreußen Maul und Nase klafften. Worauf ich einen blutjungen braven Leutnant — altpreußische Zucht, feiner und reiner Mensch — am Arm nahm und den Saustall (entschuldige abermals meinen Landsknechtston!) verließ. Es gibt Dinge, über die ich keinen unsauberen Spaß dulde. Dazu gehört die Ehe.

Genug!

Stell' dir die vorausgehenden harten Wochen vor: meist im vordersten Graben, im schweren Abwehrgefecht bei meinen übermenschlich tapferen, blutenden, sterbenden Kriegskameraden, ich selbst immer mitten unter meinen Wackeren, den Stahlhelm auf dem Kopf, naßkaltes Wetter, die Füße Eis, die Augen entzündet, der Magen knurrend — so haben wir scheußliche Übermacht bekämpft, bis Ablösung kam. Dann trottet man stumpf, todmatt, Schattengestalten, aus der Feuerzone in Ruhestellung, säubert das Fell, futtert kräftig und schläft wie ein Sack. Und wacht auf und — hält in den Händen deinen goldenen Freudenbrief, den man mit Küssen bedeckt, wie einst deinen Mund.

O mein Lieb, mein Weib! Ich hab' dir ja schon gedankt — aber nun entschuldige, daß ich heute mit solchen Mißakkorden den Brief begonnen habe, als ob mein Herz nicht trotz alledem voll Fröhlichkeit wäre! Ganze Feldpakete voll demütigen Dankes könnt' ich dir nach Thüringen senden. Also zum Knirps Gottfried hat sich eine Irmgard Elisabeth Luise gesellt! Wie das meinen Kriegsknochen wohltut! So blüht dort im innersten Thüringen heiliges Leben — und hier sucht man's mit allen Kniffen der Kriegskunst zu vernichten! Meine Gute, meine Stille, so oft ich an dich denke, sehe ich dich als eine deutsche Madonna, dein Kind an nahrhafter Brust,

in dich hineinlächelnd, das Wunder des Lebens hegend und herzend an diesem Quell. Das Zauberspiel der Liebe und das Geheimnis des Werdens und Vergehens bleiben mir immer aufs neu' erstaunlich und heilig. Was tragt und duldet ihr alles um des Lebens und der Liebe willen, ihr geduldigen Frauen! Man muß euch ja verehrend auf den Händen tragen und ritterlich lieb haben!

Meine Sorge gilt dem Elsaß. Mir ist bang um des Reiches Westmark. Und wie hab' ich sie liebgewonnen! Könntest du doch einmal von der Zaberner Burgruine Hohbarr oder von dem uralten Kloster Odilienberg auf diese von Fruchtbarkeit strotzende Ebene und ihre dichtgesäten Dörfer hinausschauen! Und dann dieser Kranz von alten Reichsstädten: Kayserberg, Türckheim, Kolmar, Schlettstadt — und wie sie alle heißen, deutsch und unaussprechlich für die Franzosen! In einem schmalen Grenzstreifen, wie hier, wird Französisch gesprochen, überall sonst alemannische Mundart. Ich sah das zerschossene Hochfeld, ging über die Perhöhe, wo nun ein Blockhaus steht, und trank Tee im Pfarrhause zu Wildersbach, bei einem Urenkel Oberlins. Aber es liegt etwas Banges in der Luft — die bulgarische Front ist durchbrochen — mehr will ich nicht sagen...

Am Sonntag war ich in Lützelbronn, einem reizenden Dorf am Vogesenrande. Mein Bataillon hatte Ausspannung. Ich gehe durch den Ort und horche auf: da wird ja mit Verständnis mein wahrlich nicht leichter Liszt gespielt, das Sonetto del Petrarca! Ich hinein: „Was für ein Haus?" — „Das Pfarrhaus." Also warte ich den Schluß ab und lasse mich keckweg bei dem Konfranziskaner anmelden.

Drinnen find' ich den Pfarrer, ein hageres Gelehrtengesicht, und ein heiter-natürliches, straffes Blondinchen mit einer vornehmen Adlernase, einem blühenden, feinen Mund und stahlgrauen Augen — eine Elsässerin, von der sich sagen läßt: Zauber der Französin im Bunde mit deutscher Wärme. In ihren Bewegungen kurz, rasch und bestimmt, von reizvoll wechselndem Mienenspiel — und dann wieder mit großen deutschen Blauaugen weltverloren zuhörend, wie ein Raffaelscher Engel zu Füßen der Sixtina. Sie ist nebenbei mit dem Sohn des Pfarrers verlobt; ich hab' mich also nur mit schicklichem Maß in so viel Anmut verliebt...

Ein mäßiges Instrument, aber ich schwelgte. Derweil glühte hinter dem alten stumpfen Kirchturm das Abendrot hinab und tauchte Dorf und Stube in himmlisches Feuer.

Dann Gespräch mit dem Pfarrer, als die Kleine verschwunden war. Und wieder ein Aufhorchen. Sieh da, ein ernster, tiefer Idealist, ein Charakter! Nach außen beherrscht, innen voll verhaltener Glut. Leute dieser Art altern nicht. Je länger wir sprachen, desto jünger redete sich dieser König ohne Land, der seine Pläne, Träume, Gedanken wie Gold vor mir ausschüttete, der mir geistgefüllte Schubladen zeigte, kurzum, der von Ideen strotzt. Kannst dir denken, Elisabeth, daß ich Feuer fing! Er liest seinen Homer griechisch; er kennt Plato ebensogut wie Kant; er ist Religionsphilosoph und Mystiker. Dabei spricht er glänzend, warm und klar.

Und immer mehr stieg vor meiner Seele ein Trauerspiel empor. Dieser Königsadler im Käfig, mit seinem etwas zerrupften Gefieder und seinen hangenden Flügeln, zeigte mir, trotz alledem, daß er noch fliegen konnte. Warum aber sitzen solche Talente in der Ecke? Warum führen sie nicht? Fehlt es uns nicht überall an Führern? Ich habe lange darüber gesonnen: Ist er ein elsässisches — ein deutsches — ein europäisches Opfer? Hat ihn der dürr-materialistische Zeitgeist um die Verwendung seiner Kräfte geprellt? Schleiermacher ist sein Lehrer; und von da aus hat er sich besonders mit der Romantik befreundet; er kennt genau Novalis und Hölderlin, diese schön angelegten, aber unerfüllten Seelen voll Weisheit und Liebe. Einmal, als er sprach von der Notwendigkeit eines neuen Herzensaufschwungs der Deutschen, kam er so ins Feuer, daß er ans Klavier sprang und mit mächtigen Akkorden und entsprechendem Tenor das „Wachet auf, es nahet gen dem Tag" aus den „Meistersingern" hinaussang. Und mit Wucht fuhr es danach aus ihm heraus: „Wo bleibt denn eure Kraft, euer Einfluß, ihr deutschen Gralsucher?! Ich muß euch anklagen, ihr seelenlosen, kurzsichtigen Deutschen, und sage mit Bewußtsein ‚euch', denn ich Elsässer, vor 1870 geboren, fühle mich jetzt als ein zwischen den Nationen zermalmter Europäer. Ihr seid Knechte eines seelenlos verrömerten Staatsbegriffes geworden! Wo habt ihr eure einst führende Gemütsmacht? Wo habt ihr die Liebe? Ihr habt sie für das Linsengericht äußeren Fett-

werdens verkauft! Ihr wollt Engländer- und Amerikanertum nachäffen! Gebt acht, das bezahlt ihr! Habt ihr uns Elsässern etwas andres ins Land gebracht als Paragraphen und Polizei? Warum habt ihr uns nicht beizeiten Selbständigkeit gegeben? Nun sehen Sie sich um, wie unsere Leute verbittert sind! Neudeutschland hat sich im Lebenston gegen uns vergriffen! Der Franzose täuscht wenigstens mit liebenswürdigen Phrasen über seine Leere hinweg. Nein, keine Widerrede, Herr Hauptmann, ich würde nicht so sprechen, wenn ich nicht bitterlich an Deutschland gelitten hätte, also Deutschland liebte!"

So hat mir der anfangs verschlossene Sonderling sein Herz entsiegelt. Er war Privatdozent in Heidelberg gewesen, hat sich dann auf sein Gut zurückgezogen und bei Kriegsbeginn diese Pfarrei übernommen. Wieviel Tüchtige leiden edel und unbeachtet in den Tiefen unseres Volkes!

Kurzweg, unter einem bedeutenden Eindruck fuhr ich nach Straßburg zu Freund Trotzendorff.

Hier unterbrech' ich mein Schreiben einen Augenblick. Weißt du, weshalb? Lache nicht: eine Bachstelze setzt sich auf den Rand des Brunnentrogs, wippt mit dem langen Schwanz, trippelt anmutig und zutraulich näher und beäugt mich. Und hat weder vor Revolver noch Feldgewand Angst, sondern trinkt ganz gemächlich. Ich nehm's als einen Gruß von dir aus dem Lande der Liebe...

Der tapfere Haudegen Trotzendorff ist von seinen Wunden genesen, doch dürr wie ein Lattenzaun. Du kennst seine völkische Tonart, seit er in die Politik geraten; das Elsaß war schon lange sein Sorgenkind. „Viel kleinliche, ja erbärmliche Erfahrungen hab' ich hier eingeheimst", sagte mir der graue Recke. „Die Elsässer sind von Natur freimütig und gastfrei; aber sie sind unter der welschen Hetze der letzten Jahrzehnte duckmäuserig und zweideutig geworden, Zwittergestalten! Jammerschade um so guten Stoff!"

Am Abend beim Statthalter. Die alte deutsche Reichsstadt wirkt im Herbstnebel schwer und mittelalterlich. Noch gigantischer ragt und wuchtet in der Mitte das berühmte Münster mit dem einzigen, schlanken, durchgeistigten Turm, der sich übrigens in diesem rheinischen Kies- und Schlammboden zu senken gedroht hat vor lauter

Kummer um die Zeit. Alte schmale Gassen, überhängende Stockwerke, sonderbar altdeutsch anmutende Straßennamen, wie Tücherstub-, Schreiberstub-, Goldschmied- oder Zimmerleutgasse. Universität und Kaiserpalast sind Lazarette; viel entsagungsvolle Arbeit wird da von Professoren getan; ein Kirchen- und Kunsthistoriker war mein geistvoll gesprächiger Führer. Zwischen den neuen Amtsgebäuden am Kaiserplatz, durch das Wasser getrennt, steht am Staden der vornehm wirkende Statthalterpalast. Sehr hohe Gemächer, weiß-goldner Ton, roter Teppichboden; einfach-freundliche Formen der kriegsmäßigen Geselligkeit. Es waren da allerlei Offiziere, Geheimräte, Professoren; ich sprach besonders mit Elsässern. Kehrreim aller sorgenvollen Gespräche war immer wieder: Was wird aus dem Elsaß? So stand oder saß man in Gruppen beisammen, rauchte, plauderte und schritt dann durch die aussichtslose Nebelnacht der abgeblendeten Stadt nach Hause ...

Der lederbraune, hagere Trotzendorff, zweimal dem Tode nahe, ist ernst geworden wie ein Karmeliter. Treitschke und Lagarde blieben zwar seine Führer und Freunde; doch zum Völkischen ist das Religiöse getreten; er hat sich vertieft. „Wir haben die deutsche Seele vernachlässigt, mein Junge", war einer seiner Aussprüche. Und da tauchte mir das Dörfchen Lützelbronn im Gesichtsfeld auf, der rauchende Pfarrer, das entzückende Blondinchen. Ich erzählte Freund Trotzendorff davon; er hatte den Namen gehört. „Einer von den Alt-Elsässern, die wir heranholen werden, wenn hier nach dem Kriege von uns aufgebaut wird." Wenn! ...

Ich denke an meine erste Kriegszeit hier im Elsaß. Unvergeßliche, packende Tage und unheimlich großgestimmte Nächte! Scheinwerfer, die ruckweise den Himmel absuchen, marschierende Regimenter, schwüldunstige Rheinebene — dann Namen wie Barr, Andlau, Hohwald — dann seh' ich uns im Straßengraben rasten — Meldereiter, Radfahrer keuchen vorüber — und nun rasseln und knarren Batterien nach vorn, bärtige Leute, die in bewußt strammer Haltung, geschüttelt und gerüttelt, auf neugeschirrten Rossen und Wagen sitzen, mit Zurufen von der rastenden Infanterie begrüßt ... Wir nach, mit klopfendem Herzen, in den wachsenden Kanonendonner hinein — und noch am Abend Sturm! Das war

meine Feuertaufe. Literweise hat elsässischer Boden mein thüringisch Blut getrunken!

Was hatte man seitdem von den flandrischen Trichtern bis zu den russischen Sümpfen und rumänischen oder serbischen Schafweiden alles auszuhalten! Deutschland im Kampf gegen die ganze Welt! Zeitgenossen, spürt ihr auch, was da geleistet wird? Deutsche Soldaten halten Wacht an jeder Eisenbahnbrücke, in jeder Ortschaft Belgiens und Nordfrankreichs, im ganzen Reiche, in Westrußland bis hinaus ans Schwarze Meer; deutsche Gouverneure, Richter, Bürgermeister, Polizeibeamte sind in allen besetzten Gebieten ausgestreut. Oft unter schwersten Verhältnissen arbeitet irgendwo in der Ferne ein vereinzelter blutjunger Leutnant in irgendeiner Kommandantur oder in einer verwahrlosten, von Deutschen wieder in Schwung gebrachten Fabrik. Und wie verleumdet uns diese teuflische Auslandspresse! Daß es auch bei uns Schufte gibt — selbstverständlich! Aber die Mehrzahl unseres tapfer duldenden Volkes sorgt für Ordnung und Methode, trotz Hunger und Not; und die wackeren Männer stehen im blutigen Kampf. Hungerblockade, Lügenblockade, Übermacht von außen und Zersetzung von innen werden vielleicht ihr Ziel erreichen — aber das weiß ich: unbesiegt werden wir deutschen Soldaten vom Schlachtfeld abrücken!

Behüt' dich Gott, meine Gute, mein Weib, mein Glück! Dieser Brief deutet mehr an, als er ausführt. Sorgen genug! Doch wir stehen fest wie einst die Zeder Oberlin, dessen Grabmal ich gestern in Fouday besucht habe.

Es dunkelt an den Gebirgen, ein feiner Kaminrauch sammelt sich über Waldersbach, die Sonne ist hinter die westlichen Kuppen hinabgesunken — etwas vom Wirken eines gütigen Menschen ist hier in der himmlischen Luft geblieben und schimmert herüber. Der Bergquell, der neben meinem Sitz sein kristallklares Wasser in den Holztrog rieseln läßt, wird vernehmlicher und singt sein uralt Einsiedlerlied in die beginnende Nacht. Über der Gegend von Schirrgutt und Bellefosse wartet schon der Mond — derselbe Mond, der sich vielleicht eben jetzt in deinen Augen spiegelt, meine liebe, liebe Elisabeth!

Dein Ingo.

Viertes Kapitel

Ein Nachtgang

Mir ist so weh ums Herz,
Mir ist, als ob ich weinen möchte
Vor Schmerz.
Gedankensatt
Und lebensmatt
Möcht' ich das Haupt hinlegen in die Nacht der Nächte.
Karl Candidus

Hauptmann Ingo von Stein, der thüringische Freiherr, ahnte nicht, wie verwirrend sein Besuch im Pfarrhause zu Lützelbronn gewirkt hatte.

Als Gustav das neuartige Klavierspiel unter sich vernahm, kam er auf seinen Hausschuhen aus der Einsiedelei heruntergeschlürft. Er streckte den Kopf in die Küche und fragte Schwester Lisy scheu und mißtrauisch, wer denn da drin so toll phantasiere.

„Ein Hauptmann", ward ihm zur Antwort.

„Hauptmann?!"

Wie ein elektrischer Schlag traf ihn das Wort. Das also war der Hauptmann, von dem ihm der unselige Apotheker ins Ohr geflüstert hatte! Was in der Tiefe geschwelt, schlug als Flamme empor. Und als im selben Augenblick Fanny mit hochrotem Gesicht herausschoß und ihm strahlenden Auges zurief, er solle doch hereinkommen, der Hauptmann spiele ja himmlisch — schmetterte Gustav mit den Worten: „Fällt mir nicht ein!" die Speichertüre zu, riegelte hinter sich ab und sprang mit zwei, drei Sätzen wie gehetzt die Treppe hinauf, oben noch einmal seine Dachkammertüre mit Donnerhall zuschlagend und abschließend.

Fanny stand betäubt. „Was isch denn das gsin?!" Dann stampfte sie zornig auf, glutrot bis zu den Schläfen hinan. „Das muß man sich gefallen lassen, Lisy! Könnt' man sich da nicht gleich die Faust zerbeißen vor Zorn?! Üble Laune ist das Allerwiderwärtigste, was

es auf Gottes Erdboden gibt!" Und sie lief in der Küche hin und her, wahrhaft empört, und schalt, während Lisy ihr bekümmertes „ach Gott! ach Gott!" ratlos dazwischenseufzte.

„Jetzt ist mir die Freude an der Musik vergällt", schloß die zornige Kleine. „Jetzt kann ich mich wieder heimtrollen und Rüben schaben." Das Weinen war ihr nahe, als sie grimmig davonging.

Gustav blieb den ganzen Abend unsichtbar. Sein Vater hätte ihn gern zu den fesselnden Gesprächen hinzugezogen. Doch kein Pochen hatte Erfolg. Er lag oben und malte sich in unsinnigen Bildern aus, daß ihm doch nur Fannys Mitleid gehöre, daß aber ihre sinnenkräftige Natur schon lang auf den Funken warte, auf den glutvollen, hinreißenden Mann, und daß dieser lebhaft da unten sprechende Hauptmann sie offenbar im Sturm geweckt, begeistert, erobert habe. Denn so hatten ihre stahlblauen Augen noch nie geflammt!

Er lauschte den verhallenden Schritten, als der Spielmann sich spät entfernte; er glaubte zu vernehmen, daß diese Schritte hinter Bielers Haus verstummten. Und weiter fieberte und phantasierte der Nervenkranke, da sei gewiß eine Verabredung getroffen. Fannys Stube ging auf den Garten, an dessen ansteigendem Ende das Birkenwäldchen den Hang krönt, ihr Lieblingsplatz. Ob sie den Hauptmann im Garten erwartet? Denn Fanny ist ein unberechenbares Geschöpf, das sich im großartigen Rausch ergibt, gänzlich moralfrei, nur Natur, nur Weib ...

Er lag und zerwühlte den Kopf; er sprang auf und lief hin und her; er holte sein Tagebuch und schrieb sich das Herz leicht.

Mitternacht schlug. Es duldete ihn nicht mehr. Er schlich auf Fußspitzen die Treppe hinunter und durch das leise knarrende Hintertürchen in den Garten. Alles still. Milde Spätsommernacht; am Himmel strichweise flimmernde Wölkchen, dazwischen feinfunkelnde kleine Sterne. Hinter den Tannen mußte bald der Mond kommen.

Gustav ging am Pfirsichstaket entlang; dort lag das Brett; er stellte es an und stieg geräuschlos auf die Mauer. Hinübergebeugt verharrte er eine lange Weile, lauschend, spähend — regte sich da nicht etwas? War das nicht ein Geflüster? Nein, es war doch wohl nur ein verlaufenes Nachtlüftchen oder vom unteren Dorfe her der

immer fließende Brunnen, dessen Ablauf sich ins Waschhaus und von dort in den tiefen Fischteich ergießt. Irgendwo ein Hundegebell. Er blieb in seiner halbliegenden Stellung, bis ihn die Glieder schmerzten. Dann stieg er vorsichtig hinüber und schlich schattenhaft zwischen den Birken hin, den Blick auf Fannys Kammerfenster gerichtet.

Der Mond stieg; der Giebel wurde hell. Die Helligkeit kroch langsam weiter, wandab. Und jetzt schien der Mond in Fannys Fenster. Sieh an — das halbe Fenster stand ja offen! Neu aufzuckende Qual! In jagender Gedankenschnelle fuhr es ihm in den Kopf, daß in der Nähe die Gartenleiter hing; sie mochte ungefähr bis zu jener Höhe reichen. Die schwülsten Ausmalungen peinigten ihn. Ja, jetzt war es ihm unfehlbar gewiß: Fanny war falsch! Fanny, des langen Harrens auf solch siechen Bräutigam müde, hatte sich von einer Minute zur andren dem Fremden an den Hals, in die Arme geworfen! Zwar, allerdings, sie pflegt ja immer mit angelehntem Fenster zu schlafen — das ja wohl — aber — ja, was denn? Das halbe Fenster war ja offen — — und horch!

Nein, nur der Hund knurrte. Der Hund im Hofe hatte etwas gemerkt und wurde unruhig, schlug auch kurz und halblaut an. Gustav überlegte. Sollte er Lärm machen? Sollte er dem ganzen Hause, dem ganzen Dorfe, dem ganzen Erdball ausschreien, was hier vorging? Ein paar Augenblicke überbrauste den Leidenden mit fast unwiderstehlicher Macht eine wilde Blutwelle: „Jawohl, schrei es hinaus, brülle, tobe, tobe, tobe! Schlage den Schlaf und den Frieden dieser Menschen von Lützelbronn in Fetzen und Stücke, da doch dein eignes Glück in Trümmern liegt!“ Aber diese brausende Woge verebbte wieder; der Tobsuchtsdrang wich. Wenn Fanny glücklich war, mochte sie halt ohne ihn glücklich sein; lieb behalten wollte er sie dennoch.

Nun empfand er Mitleid mit sich selber. Er schlich weiter, glitt an der andren Seite über die Mauer und ging, bereits mit aufquellenden Tränen kämpfend, hinab an den immerzu plaudernden Brunnen und weiter an den jetzt mondüberschimmerten, schwärzlich glatten Weiher.

Dort stand er lang am Ufer, wie eine Weide, immerzu ins Wasser starrend. Er ließ seinen Tränen freien Lauf. Seine geliebte

Braut hinter ihm in den Armen des Hauptmanns! Und er — ein gebrochener Mensch!

Sein Weinen ging allmählich in Gebet über. Und immer war es Fanny, der nun auch sein Gebet galt, wie vorher seine Tränen. Gott möge sie doch nicht schlecht werden lassen — so betete der Arme —, nur nicht schlecht werden, nicht ihrer leicht entflammten Sinnlichkeit unedel erliegen lassen. Er wollte selber gern das Opfer bringen, gern entsagen, gern untergehen und sich von der Welt fortstehlen; aber Gott möge doch Fanny segnen, seine geliebte Fanny!

Das Wasser hatte unheimliche Anziehungskraft. Ein Sprung in die Tiefe — und du bist frei! Und Fanny ist frei und kann sich den Mann wählen, der zu ihr paßt. Und diese Welt voll Haß und Kampf, voll Verleumdung und Lüge rollt weiter, ob ein Schwächling spurlos verschwinde oder nicht. Er entwarf Abschiedsbriefe. Da waren einige Menschen, denen er noch gern ein letztes gutes Wort niedergeschrieben hätte ...

Tränen, Gebet und die Gedanken an die Seinen verringerten nach und nach die Seelenspannung. Es floß etwas hinweg. Die Dämonen verließen ihn. Er schaute leichter atmend und nunmehr empfindlich fröstelnd in die kühle Nacht. Ach, war doch am Ende all seine Erregung Unsinn? Hatte nicht Fanny sogar im Winter das Fenster offen? Und dann: unten lag ja der Hofhund; und über ihr schlief Tante Sophie ihren leichten Schlummer; und eine Leiter hätte man doch wohl irgendwo sehen müssen. War doch vielleicht alles nur Einbildung?

Beschämt und müde schlich der Nachtwandler spät nach Hause, legte sich möglichst geräuschlos zu Bett und versank sofort in todähnlichen Schlaf.

* * *

Gustavs Nachtgang war bemerkt worden.

Sein Vater lag noch lange Stunden wach, nachdem der thüringische Gast die Gedankenmasse des Elsässers aufgewühlt hatte. Welch eine Wonne und Wohltat ist doch solche Aussprache! Wahrlich, der Mensch braucht den Menschen zur gegenseitigen Belebung; wir alle nähren uns voneinander. Viel Gutes in uns verkümmert,

verdorrt, vertrocknet, wenn es nicht durch wechselseitige Elektrizität, durch Gespräche, durch Herzensaustausch zur wärmenden Flamme angefacht wird. Der stille Gelehrte hatte die Empfindung, daß er eine Verjüngung erlebt habe. Er hatte sein Selbstvertrauen wiedergefunden. Und auch das Vertrauen zum deutschen Volke, das er seit Jahren und Jahrzehnten auf ebenso verderblich materialistischen Wegen sah, wie die ganze übrige Welt. Also lebten in Deutschland doch noch Männer, die genau so dachten wie er, sogar im feldgrauen Kriegsgewande? Und also war er nicht allein, nicht ganz allein?! Wie tut es doch bis in das Innerste wohl, sich von einem wertvollen Mitmenschen in seinen eigensten Gedanken und Gesinnungen bestärkt und bestätigt zu fühlen! Es ist eine paradiesische Begegnung, wenn sich zwei Gralsucher die Hände reichen ...

Mitternacht hatte vom Turm geschlagen. Da hörte der Halbwache schleichende Schritte, dann das Knarren der Hintertüre. Jemand ging nach unten, nach dem Garten. Litt Gustav wieder an Schlaflosigkeit? Suchte er nach seiner wunderlichen Weise Mitternachtsstille und lief ein Weilchen im Garten auf und nieder? Der Pfarrer träumte weiter; er drohte einzuschlummern. Da schlug es vom Kirchturm eins — und noch war Gustav nicht zurück.

Jetzt überkam den Vater des jungen Kranken eine unbestimmte Besorgnis. Er stand auf, kleidete sich einigermaßen an, nahm das Taschenlaternchen und ging hinaus. Die Bodentüre stand offen; er begab sich nach oben und klopfte an. Keine Antwort; aber Licht brannte. Er trat ein; das Zimmer war leer; auf dem Tisch unter der Arbeitslampe lag ein offenes Tagebuch, an dem Gustav geschrieben hatte.

Zwischen Vater und Sohn pflegte mit einer selbstverständlichen Natürlichkeit das Briefgeheimnis gewahrt zu werden. Jetzt aber, in der sorgenvollen Ahnung, daß den Sohn irgendeine Seelenqual umhertreibe, beugte sich der Vater über den Schreibtisch und las die frisch beschriebenen Blätter des sonst sorgsam verschlossenen Geheimbuches.

Er war entsetzt. Wilde Worte, wüste Bilder, jagende Buchstaben! Und alles drehte sich um die eine Frage: Mann und Weib! Die Feder hatte geras't, Tinte verspritzt, mitten im Satz abgebrochen

und war dann in wirr gekritzelte und durchgestrichene Zeichnungen übergesprungen — — alles ohne Hemmung, weder Sitte noch Anstand achtend, durchgehende Rosse einer krankhaft aufgepeitschten Phantasie!

„. . . Weibgeheimnis — Waldgeheimnis — man will immer tiefer eindringen — ja, ja, ich verstehe den Mord am Wild, den Mord am Weib — das Geheimnis herauswühlen, das Lustgeheimnis, den Zauber, die Verhexung — wo steckt das im Weib? Wo, wo? Her damit! — Kind und Spielzeug — Lustmörder und Opfer — Wollust des Mordens — Mord und Minne gehören zusammen — Doppelrausch! Das kann der Franzose: mit Geschmack verführen — das will Fanny, das will jedes Weib — und ich Jammerlappen bin zu brav, zu deutsch, zu feig, zu schwach dazu — — — — und dennoch ein lüsterner Schuft!" . . .

Dann Bilder von Frauengestalten, ein Hexentanz von Strichen! Doch nach und nach war offenbar Beruhigung eingetreten. In Gustavs wiederum gleichmäßiger, schoner Handschrift kam nun eine Art Trauerlied:

„Nacht, Nacht, Nacht! Und ich bin immer allein! Der Baum hat eine Stimme, wenn der Nachtwind kommt, denn er rauscht, und ihm antwortet ein anderer Baum, ein Busch, ein Halm — und sie klagen miteinander der Mutter Nacht ihr altes Leid. Aber ich bin immer allein.

„Es ist irgendwo ein Land, weitab. Da sind die Leute freundlich und friedlich; da kommt einer zum andren, wenn dieser traurig ist, faßt seine Hand und spricht lieb zu ihm oder weint mit ihm, und sie sind gemeinsam traurig. Aber ich bin immer allein.

„Ach, es weint in mir, wie ein Brunnen in der Tiefe rauscht. Und mir wäre wohl, wenn die Wasser heraufstiegen und aus meinen Augen über die Wangen flössen. Ach, mir wäre wohl, wenn ich ein Dichter wäre und singen könnte, was in mir weint. Doch ich habe kein Saitenspiel, und die Wasser kommen nicht herauf zu mir, und das Weinen bleibt in der Kehle — und ich bin immer allein . . . Nacht, Nacht, Nacht!" . . .

Tief erschüttert stand der Vater vor diesen Bekenntnissen seines einsamen Sohnes. Das also war die Nachtseite seiner am Tage so

scheu verschlossenen Seele! Wie von Scham übergossen schlich der Pfarrer auf den Zehen in sein Zimmer hinunter, verriet durch kein Licht, daß er wachte, und legte sich wieder in sein Bett, um noch lange schlaflos ins Dunkel zu starren.

Später hörte er den Sohn mit verstohlenen Schritten zurückkommen. Wo war der Junge gewesen? Hatte er, von diesen niederen Vorstellungen gepeinigt, vielleicht seine kindlich-reine Braut aufgesucht? Und war denn vielleicht auch Fanny, diese tagsüber so unbefangene Natur, in ihren Tiefen so wie dieses Tagebuch? Was mochte man wissen! Man konnte ja an allem irre werden!

„Da wollt' ich noch eben mit diesem Hauptmann den Himmel auf die Erde holen — und vermag nicht einmal in meinem Hause Seelenfrieden herzustellen! Da wollt' ich noch eben die elsässische Seele retten — und schaue nicht einmal in meines Sohnes Seele! Weib und Werk sind mir entglitten — jetzt entgleitet mir auch mein Sohn!"

Nur ein Vater vermag es zu ermessen, welche Qualen diesen Mann in der einen Nacht heimsuchten. Er empfand seinen Sohn als ein von Gott ihm anvertrautes Gut; er war von der Gewißheit durchdrungen, daß er am Thron Gottes Rechenschaft über ihn abzugeben hatte. Aber er besaß ja diese junge Seele nicht mehr, die er doch erzogen hatte, er besaß auch nicht Fanny! „Ist denn dies nun das neue Elsaß? Gärt solche heimliche Lebensgier in den Tiefen dieses jungen Geschlechtes? Denken sie denn nur an sich, immer nur an sich, und nicht an des Vaterlandes große Not? Fanny, Fanny, bist denn auch du so von Sinnlichkeit zerfressen wie der unglückliche Zeichner dieser Bilder? In welche Welt der Dämonen bin ich da geraten! Sie toben also nicht nur an der Front, die Dämonen, nicht nur in der Lügen- und Verleumdungspresse — sie vergiften auch meinen allernächsten Bezirk, meine zwei liebsten Menschen."

Es gibt Nächte so tiefer Qual, daß der Mensch eine Art Vortod durchmacht. Da löst sich alles, was noch an der Erde hängt. Die Seele fühlt sich in ein graues Nichts hinausgestoßen. Sie kann sich an nichts mehr halten, denn es ist zum Halten nichts mehr vorhanden. Überall furchtbare Leere! So ist es beim Sterben, wenn

keine Liebe den Menschen begleitet, der den Körper verlassen soll. Liebe jedoch ist wie ein Licht, das den Weg hell und freundlich macht.

Und der Philosoph, wiederum ganz schlichter Mensch geworden, tat dasselbe, was sein Sohn unten am Weiher tat. Seine gramvollen Gedanken gingen in Gebet über. Er bot dem Allwaltenden sein Werk als Opfer an.

„Ich will auf alle persönliche Ehre und auf das letzte Restchen Eitelkeit verzichten; ich will die ganze Summe meines Fleißes verbrennen: wenn ich nur die paar Menschen meines Umkreises, ja nur einen einzigen Menschen vor Verwirrung und Untergang bewahren und einem edlen Leben gewinnen kann..."

Die Uhr tickte; der Mond stieg. Sein Licht wanderte durch die hohe Nacht. Um den Erdball zuckten Fernfunken der drahtlosen Telegraphie; um den Erdball zuckten Kriegsberichte, Haß und Verleumdung; Raketen, Granaten und Scheinwerfer stellten ihre Flammen in den Dienst des Kampfes; auf dem Meere dröhnte da und dort ein torpediertes Schiff in die Luft; und auf unschuldige Städte fielen mörderische Bomben, während in manchem deutschen Hause die Kinder ungesättigt zu Bett gingen.

Aber aus den Tiefen vieler Menschenherzen quollen Tränen und Träume empor: Träume von einer künftigen edleren Lebensgemeinschaft, wo niemand mehr aus Mangel an Liebe verhungern wird.

* * *

Noch zwei schlaflose Augen hatten Gustavs Nachtgang beobachtet. Als der Hund knurrte und unwillig anschlug, wurde Tante Sophie in ihrem Giebelstübchen aufmerksam. Ihr Bett stand nahe an der Fenstergardine. Sie reckte den äußerst hageren Leib und spähte hinaus; denn ihre Phantasie war immer mit Einbrechern und Spionen beschäftigt. Und wahrhaftig: ein Mensch ging durch den Garten, kletterte über die Mauer und sprang jenseits hinab!

Nun aber auf! Die halblahme Alte knipste Licht an, hüpfte mit ungewohnter Lebendigkeit in den Morgenrock und in die Wollschuhe — und dann humpelte, schlürfte, ächzte sie über den Speicher hinüber an die andre Giebelstube und klopfte mit knochigem Finger

der knurrigen Salome: „Sälmele, vite, vite! Mach Sie schnell uff! Awer schnell! Es isch e Inbrecher am Hüs!"

Salome schlüpfte zunächst unter die Bettdecke. Dann endlich, nach längerem Klopfen und Winseln, entschloß sie sich, aus den Federn zu kriechen und der verängsteten Tante Sophie zu öffnen. Diese schoß sofort ans Fenster: „Do, do geht er, gück, do! Do geht einer an de Brunne!" Und erzählte flüsternd und entsetzt ihre Beobachtungen. „Was für griserlichi Zitte! Sälmele, Sälmele! Mr isch sines Lewes nimmeh sicher! Vous verrez, es gibt noch Revolution im Land! Jerum, jerum, wär' ich nur schon im Spital oder im Totebaum!"

Die beiden ältlichen Jungfrauen lebten sonst in fortwährendem Kleinkampf. Aber Not schweißt Herzen zusammen. So pflegten sie denn auch manchmal bei schweren nächtlichen Gewittern einander an die Tür zu pochen und rasch ihre geliebtesten Sachen zu packen; dann setzten sie sich, auf das Schlimmste gefaßt, zitternd und seufzend auf die unterste Stufe der Bodentreppe, die eine mit ihrer eisernen Kassette und einigen Kleidungsstücken, die andre mit Hutschachtel, Käfig und Kanarienvogel. So warteten sie alsdann, bis das Wetter vorüber war. Worauf sie wieder in ihre Stuben und Besonderheiten entwichen, um sich gegenseitig am andren Morgen doppelt unfreundlich und mißtrauisch zu behandeln.

Also standen sie denn auch heute nacht Schulter an Schulter spähend am Fenster, in mangelhaften Gewändern, und schauten über die Geranien hinunter nach der Gespenstergestalt, die an den stillen, glatten Weiher ging und dort lange, lange stand...

Als aber am andren Morgen Salome, mit der nächtlichen Neuigkeit geladen, schnellfüßig nach unten in die Küche lief und sich das erstaunte Gesicht der Haustochter ausmalte, wurde sie enttäuscht. Denn zunächst kam Fanny sehr spät in die Küche. Wo blieb sie denn nur immer so lang in den letzten Tagen? Was machte sie denn in ihrem Zimmer? Gab es so viel Post zu beantworten? Und verdrießlich wirtschaftete Salome zwischen ihrem Geschirr herum, bis sie Schaulis habhaft wurde, dem sie dann umständlich und mit schmückenden Zutaten das nächtliche Abenteuer erzählte.

Fanny hatte allerdings an diesem Morgen einen Brief erhalten,

und zwar von Erwin. Sie war heute nicht auf seinen Ton gestimmt; denn sie war Feuer und Flamme für eine ganz andre Arbeit, die sie vor kurzem begonnen hatte und der sie jede freie Minute widmete. Immerhin wirkte Erwins Schreiben für den Augenblick aufheiternd, wenn es auch ernst ausklang.

„Liebste Kussy — verzeih, da verschreib' ich mich gleich zu Beginn, denn ich wollte natürlich Cousine Fanny schreiben, zog es aber in ein Wort zusammen, denn mir tanzt noch dein Kuß vor den Augen, auf den Lippen, in der Feder herum! Und wen die Mussy geküßt — verzeih, ich wollte natürlich Muse schreiben, aber meine Muse heißt Fanny, und so zog ich's wieder in ein Wort zusammen! Wen also die Muse geküßt, den hat Apollo am Ohrläppchen, und er reimt fortan Kuß und Schuß. Hat dich nicht deine verstorbene Mutter ‚ma douce' oder ‚ma doucie' genannt? Also deutsch: Duß und Dussy! Und habt ihr mir nicht manchmal gesagt, ich sei ein ‚Schöute' oder ‚Schussele', das heißt ein fahriger, närrischer Bursche? O Dussele, Kussele, Mussele — wie würden wir zwei uns reimen! Aber das ist doch alles nur papierlich, nicht natürlich, mithin ein erbärmlicher Kriegsersatz für mündlichen Bericht! Schuß tötet, Kuß belebt — hol's der Kuckuck, daß ich zu ersterem verdammt bin! Lieb Schussinchen — nein, halt — kurzum, es schusselt, kusselt, dusselt mir unter der Hirnschale herum, daß ich keinen Brief zusammenkriege. Leb' wohl für heute! In einer Stunde wieder im Feuer! N.B. Beinschuß, nicht schwer, liege im Lazarett. Gedenket mein! Erwin."

Fanny las diesen Brief zwei- und dreimal. Und sofort tippte sie Antwort. Denn sie saß bereits an der Schreibmaschine, die mit Leichtigkeit und Anmut von ihr gehandhabt wurde.

„Dein Schusselebrief, lieber Erwin, klingt ja so ernst aus, daß ich aus dem Lachen in jähes Erschrecken geriet, als ich deine Schlußworte las. Hoffentlich doch nicht schlimm? Schreib' ja recht bald wieder! Ich bin an der Schreibmaschine, daher diese ungewöhnliche Schrift, die ich sonst für Briefe nicht mag, weil sie so unpersönlich ist. Aber neben mir liegen Stöße von beschriebenem Papier. Und weißt du, was ich tue? Es ist mir durch ein Gespräch mit Lisy so recht bewußt geworden, wie einsam Onkel Arnold ist. Da liegen

seine ziemlich schlecht geschriebenen Arbeiten in seinen Schubladen. Er würde sie gern dem oder jenem Kollegen oder Verlagsbuchhändler vorlegen, kann sich aber nicht zu einer Abschrift entschließen, mag sie auch nicht einem Abschreiber anvertrauen. Es ist so eine tiefe Gleichgültigkeit über ihn gekommen. Weißt du, was ich nun mit Lisys Hilfe getan habe? Wir haben ihm den ganzen Stoß aus dem Schreibtisch gestohlen! Und ich sitze und schreib' sie ihm heimlich ab! Nun verrat mich aber nicht! Es soll eine Überraschung werden. Und schreib doch auch Gustav einen recht, recht lieben, ermunternden Brief! Gott behüte dich, du Schussele! Fanny."

Als hernach Fanny in die Küche kam und händereibend an die ganz andersartige Arbeit ging — es war Wäschetag —, hatte sie für Salomes spukhaften Bericht gar kein Ohr. „Dumm Dings, Salome! Ihr zwei alti Jungfere han do owe G'spenschter g'sehn!"

Alte Jungfer ließ sich aber die bäuerlich kräftige Salome gar nicht gern nennen, auch nicht im Scherz, und selbst nicht von der Mamsell Fanny. Sie habe noch recht scharfe Augen, meinte sie, und war sehr verschnupft. Da sie ohnedies nicht an Gesprächigkeit litt, so gab es ein schweigsames Arbeiten.

Doch das innere Lächeln verschwand nicht von Fannys wunderhübschem Gesichtchen, das unter dem weißen Arbeitskopftuch womöglich noch reizender aussah.

Fünftes Kapitel

Zusammenbruch

Im heißen Tiegel liegt mein Vaterland.
Daß ihm die Glut zur Läuterung gereiche,
Daß es verjüngt dem Flammengrab entsteige:
Dies füge des allmächt'gen Schmelzers Hand!
Karl Hackenschmidt

Schmerz reift den Menschen. In einer Stunde der Erschütterung kann die Seele mehr erstarken als in sechs dürren Jahren.

Durchdrungen von der Großartigkeit des Opfergedankens, ging Arnold am andern Morgen an sein Tagewerk. Er war bisher Gelehrter gewesen, zu sehr Gelehrter, auch als Pfarrer; er hatte sich auf einsamen Höhen gefühlt und als verkannt empfunden; er hatte Hochmut beherbergt. Nun wollte er ganz schlichter Mensch sein: liebender Mensch, der aber vielleicht durch Liebe schöpferisch wird. Gedeiht nicht alles Hohe nur durch Opferung? Opfert nicht die Mutter unter Lebensgefahr ihre Kraft und vieler Nächte Schlaf, damit ihre Kinder gedeihen? Bringt nicht der Freund dem Freunde seine Fürsorge und Anteilnahme dar? Taucht nicht das Saatkorn in die Erde und opfert seine Form, damit aus Finsternis vielfältige Frucht ans Licht emporsteige?

„Ich habe auf falschen Wegen Werk und Glück gesucht", dachte er überm Ankleiden; „ich will meinen Gelehrten-Ehrgeiz opfern und schlicht vom Herzen aus zu leben versuchen, Mensch zu Mensch. Ich will meine Verstandesarbeit verbrennen; denn sie war unbeseelt. Mit diesem Weltkriege — das spür' ich jetzt — donnert eine unbeseelte Zeit zu Ende. Oder sind es schon Geburtswehen? Wird unter Tränen Seele geboren?"

Er trat an den Schreibtisch.

Und nun widerfuhr ihm eine seltsame Überraschung. Er öffnete die untere Schublade zur Rechten. Da pflegte er seit Jahren den

Stoß seiner fertigen Handschriften zu verwahren. Aber das Fach war leer. Nur ein vergessenes Heftchen Volkslieder lag darin; das war wohl irgendwie einmal dazwischen geraten. Er zog es hervor und las den Titel: „Rosen und Rosmarin. Auswahl deutscher Volkslieder mit Bildern von Rudolf Schäfer". War er denn verhext? Lagen die Papiere etwa im linken Fach? Auch nicht. Hatte er sie bereits herausgenommen, als er im Gespräch mit dem thüringischen Gast diese Arbeiten erwähnte? Möglich. Aber er entsann sich dessen nicht. Er wußte, daß er, mit nachdrücklicher Hindeutung, einmal voll stolzen Grimmes von seinen geistgefüllten Schubladen gesprochen hatte, die niemand begehre. Und nun waren beide leer? Er fuhr sich über Augen und Stirn. Hatte er sie denn nachtwandelnd bereits verbrannt?

Bestürzt stand der Gelehrte vor dieser Leere. Er blätterte in den gemütvollen deutschen Volksliedern, die keinerlei Gelehrsamkeit beanspruchten und doch von Leben strahlten.

„Es war ein Markgraf über dem Rhein,
Der hatte drei schöne Töchterlein"...

Und hier das lange nicht vernommene:

„Wenn ich ein Vöglein wär'
Und auch zwei Flüglein hätt'"...

Und dann:

„Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb..."

Oder „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht" — „Ich hört' ein Sichlein rauschen, wohl rauschen durch das Korn" — — Er las sich hinein; er vergaß Ort und Zeit; er ließ die warmherzigen Zeichnungen auf sein Empfinden wirken. „Und wovon singen sie alle, diese Lieder? Was suchen sie alle?" Er gab sich selber Antwort: „Immer nur des andren Seele! Immer nur Liebe!"

Ihm däuchte, da müßte irgendein Zauber walten, ein Elfenspuk. Doch die Tagesarbeit rief. Er warf das Heft auf den Tisch und frühstückte rasch. Dann bewegte sich seine hohe, hagere Gestalt mit den bekannten großen und langsam-würdigen Schritten in etwas

wiegender Gangart durch den Ort nach der Schule, wo er fast täglich ersatzweise Unterricht zu geben pflegte.

Unterwegs begegnete ihm der katholische Pfarrer.

„Bonjour, Monsieur Arnold!" rief ihm dieser auf französisch zu. „Avez-vous déjà entendu la dernière nouvelle?" Und ins Elsässische überspringend: „D' Bulgare han Waffestillstand gemacht! A la bonne heure! Gemunkelt het mr's schun lang! Awer 's isch Tatsach'! Do steht's! In zwei Woche isch Fridde im Land! Jetzt isch's mit Ditschland fertig!"

Seine Augen leuchteten vor Triumph.

Arnold achtete die katholische Kirche und lebte mit deren Vertreter in äußerem Frieden. Dieser ziemlich kurze, festgebaute Bauernsohn mit dem vollen Gesicht und der eckigen Stirne war echt alemannischen Gepräges. Aber er hatte einst den französelnden und jetzt landesflüchtigen Abgeordneten von Kolmar gewählt und pflegte dessen französisch geschriebene Zeitung zu lesen. Seine Vorstellungswelt war den Franzosen erlegen. Er bemühte sich, mit den Fabrikanten der Nachbarschaft ein bäuerlich-elsässisches, für Pariser Ohren unerträgliches Französisch zu radebrechen. Durch den Beichtstuhl hatte er Einfluß auf die Frauen, durch diese wieder auf des Dorfes Männer; er hielt seine Gemeinde kirchlich und politisch fest in der Faust. Den Anschluß an den deutschen Katholizismus lehnte er ab. „Qui dit catholique, dit français," meinte er; „Frankreich und Italien sind die Mütter unsrer heiligen Kirche." Mit Arnold hatte er nur einen einzigen Strauß gehabt; den aber hatte er spielend gewonnen. Der evangelische Pfarrer hatte seinen Stiefbruder in Christo freundlich gebeten, den Gottesdienst am Sonntagmorgen etwas später zu legen; denn seine Frauen und Männer, durch die schwere Wochenarbeit dieser Kriegszeiten übermüdet, könnten am Feiertag nicht genügend ausschlafen. Der evangelische Gottesdienst pflegte in der gemeinsamen Kirche vor dem katholischen stattzufinden. Doch der klerikale Kollege schlug ab; jene Stunde sei alter Brauch; ein Gesuch an das Straßburger Konsistorium war gleichfalls erfolglos: der Bischof gab seinem Pfarrer recht. Arnold zuckte die Achseln, schwieg und ließ sich fortan auf keine Bitte an den Amtsbruder mehr ein, noch weniger auf einen Streit. Sie waren

Nachbarn und grüßten sich; aber keine Brücke der Liebe ging von einem zum andren.

Wie nun die beiden, im äußeren und inneren Bau so verschiedenartigen Vertreter der Religion der Liebe beisammen standen, durchzuckte den langen Forscher und Träumer die Erinnerung an jenen Vorfall. Und nach den Erschütterungen der Nacht empfand er bei dem Blick in diese triumphleuchtenden Augen einen tiefen Schmerz. Sind wir denn wirklich Diener des Meisters von Golgatha? Dann gab er dem andren ganz ruhig, nachdem er sich aus dessen frisch vom Postamt geholter Zeitung unterrichtet hatte, eine kurze Antwort.

„Mein Vater", sprach er, „war ein Verehrer des Papa Oberlin im Steintal, der in friedloser Zeit als Mann des Friedens gewirkt hat. Ihm zu Ehren erhielt ich die Vornamen Johannes und Friedrich. Ich hänge sehr am Elsaß, aber noch mehr an Deutschland. Und wenn nun nach vier tapferen und geduldigen Kriegsjahren Deutschland der Übermacht unterliegt, so werde ich es erst recht lieben. Denn es ist einfach wundervoll, wie sich unsere deutschen Truppen schlagen."

Dann zog er vor dem etwas verdutzten Amtsgenossen katholisch-französischer Prägung freundlich den breiten, weichen Filzhut und bog um die Ecke.

Der Tag war mit beträchtlicher Arbeit angefüllt. Der schmalschultrige, wenn auch zähe Philosoph und Pfarrer hatte Nerven und Sinne kräftig zusammenzunehmen.

Sofort nach dem Schulunterricht war ein sterbender Greis zu besuchen. Mit ihm betete der Seelsorger den 121. Psalm, dessen sich der achtzigjährige Alte noch erinnerte und den er mit lallender Stimme laut nachsprach. Dann weiter, zu zwei andren Kranken, den Ärmsten seiner Gemeinde. Da lag ein hinsiechendes Mädchen von kaum achtzehn Jahren; und bei ihm, an Gesichtsrose erkrankt, die Mutter. So groß war hier die Armut, daß Mutter und Tochter in demselben Bette lagen. Und welche Stubenluft! Oft schon hatte ihnen Arnold aus seiner eigenen Tasche ausgeholfen; und Schwester Lisy pflegte ihn bei alledem zu unterstützen wie die freilich sprödere Fanny. Aber woher in diesen Zeiten all die nötigen stärkenden

Nahrungsmittel nehmen! Es waren geistig dumpfe Menschen, die ihn da aus trüben Augen anstarrten. Doch schien er in seinen Tröstungen und Gebeten heute den rechten Herzenston zu treffen. Denn heftig atmete die Frau; sie mochte in ihrer verkümmerten Seele zum ersten Male die ganze Lichtlosigkeit ihres geist- und gottfernen Lebens ahnen.

Zu Hause erwartete ihn ein kriegsblinder Theologe, mit dem er bis zum Mittagessen Griechisch trieb.

Gustav kam zur Mahlzeit aus seiner Klause herunter, weich gestimmt, müde und in sich gekehrt. Der Blinde erzählte von seinem Aufenthalt in Marburg. Man besprach die überaus drohende Kriegslage und die bedenkliche innerpolitische Zersetzung. In Palästina hatten australische, neuseeländische und indische Truppen der Engländer die Türken geschlagen und nordwärts über Damaskus zurückgedrängt. Bagdad war vom englischen Feinde längst genommen. Der Engländer saß an der nordrussischen Murmanküste. Von Amerika herüber zogen, wie Dämonenscharen, Mannschaften, Munition und Maschinen in schweren Massen nach Frankreich, um die deutsche Westfront zu übermannen. Deutschland war von der See her blockiert und hungerte: in ungeheurer Einkreisung rückten die Vernichtungsheere näher und immer näher. Nun war, völlig unerwartet, die bulgarische Mauer zerbrochen, derart zerbrochen, daß manche Bataillone ohne einen Schuß ihre Stellungen im Stich ließen und davonliefen. Die bulgarischen Parlamentäre standen im Lager der Saloniki-Armee. In wenigen Tagen war die Verbindung mit der Türkei abgeschnitten. Dann mußte auch dieses müde Volk zusammenbrechen!

Nach dem Essen nahm der Geistliche den Blinden an den Arm und wanderte mit ihm und einem leidenden Schulmädchen in das Städtchen zum Augenarzt. Das Kind mit dem dick verbundenen Auge an der linken Hand, den Mann mit der schwärzlichen Brille am rechten Arm — so zog er durch die gelblichen Weinberge dahin. „Dienen will ich," dachte er, „nur dienen. Wer bin ich in diesem allgemeinen Zusammenbruch, daß ich mit meinem Schicksal zu hadern wage? Kannst du in deinen Bücherhimmeln selig sein, Famulus Wagner, wenn draußen so viel Herzen und Völker leiden?

Ich will das Leid der Gesamtheit mittragen. Ich will wenigstens einigen helfen; ich will mit dem Rettungsboot auf das Wrack hinausfahren und ein paar Leute an Land holen."

So empfand er. Und von seinen Gesprächen strömte Kraft und fürsorgende Liebe aus.

Abends nach der Heimkehr war noch eine Sitzung: er hatte den Aufsichtsrat der Landwirtschaftskasse zu sich gebeten, die er vor einigen Jahren gegründet hatte. Wohl hätte diese nüchternen Dinge auch ein Gemeindeschreiber besorgen können; doch der war längst gefallen.

Drüben bei Bielers, im Waschhaus, stand und schaffte tagsüber die kleine, straffe, kräftige Fanny, mit Leidenschaft an ihre Arbeit hingegeben. Und abends eilte sie trotz großer Müdigkeit noch an die Schreibmaschine. „Logos und Eros" war der Titel der gelehrten Untersuchung, die sie abschrieb. Jenes griechische Wort hat im Bezirk des Apostels Johannes besonderes Gewicht erlangt und bedeutet ewige Weisheit; das andere war Platos geistigen Gefilden entnommen und heißt Liebe. Sie wunderte sich, daß Onkel Arnold über so schlichtmenschliche Dinge so gewunden und gelehrt schrieb. Aber sie klapperte wacker und gewandt eine ganze Stunde lang, bis ihr das Köpfchen auf die Tasten zu sinken drohte. Worauf sie ihr Lager aufsuchte und schon in der Mitte des Nachtgebetes fest entschlief.

* * *

In Rauchgebilden, die sie mit dem Munde formten und in die Luft entließen, saßen Offiziere, Beamte und bürgerlicher Anhang in der Hinterstube des städtischen Gasthofes. Auch ihre Gespräche waren Rauchgebilde, aufsteigend aus den Gehirnen und Worte formend, womit sie ihre letzte Meinung voreinander verbargen.

Unter ihnen saß ein norddeutscher Hauptmann. Seine genauere Berufsart ist für die Gesamtheit des großen Geschehens ebenso belanglos wie sein Name. Einer von vielen. In allem ungefähr das Gegenteil des Hauptmanns Ingo von Stein. Von außen ein Scharfmacher; innerlich haltlos. Der junge Apotheker an seiner Seite war im Innern ein entschiedener Franzosling, nach außen gemütlich und von geduckter Höflichkeit; auch stets bereit, mit sich

Spaß treiben zu lassen, ohne es scheinbar übelzunehmen, da er selber voll Schnurren steckte. Zwischen beiden gab es Abstufungen, anständige, nüchterne Menschen, wie sie in jeder Stadt der Westmark zu finden sind: Altdeutsche und deutschgesinnte Eingeborene, Halbelsässer und Französlinge. Aber keine warme innere Einheit.

Am besten verstanden sich Hauptmann und Apotheker. Rosig und rund gediehen beide in der allgemeinen Nahrungsnot. Sie liebten scharfgewürzte Speisen und scharfgewürzte Späße. Und wenn die anderen verduftet waren, saßen sie noch im dicken Rauch und vergnügten sich an den allersaftigsten Geschichten, wobei selbst die Kellnerin beinahe errötete und beide Gesellen duzend und scherzend ohrfeigte. Der Hauptmann blieb bei alledem wiehernd laut und derb; der Apotheker beschränkte sich auf ein niederträchtiges Schmunzeln.

„Sagen Se mal, Dicker!" pflegte dann der Hauptmann seinen Gesinnungsgenossen anzureden. Der Dicke zwar hätte das Kosewort mit ebensoviel Recht zurückgeben können; aber als Sohn eines immer verbindlich lächelnden Gastwirtes war er auf nichtssagende Höflichkeit eingeübt und nahm sich auch im angetrunkenen Zustande zusammen. Die Spitzen, die er gesprächsweise dem „Schwob" dennoch versetzte, im Bunde mit unechten Schmeicheleien, verstand nur die elsässische Kellnerin. Er wußte immer irgendwie durch Hintertüren Schaumwein, Gänseleberpasteten und ähnliche Kostbarkeiten zu ergattern, wozu er dann den Hauptmann gastfrei einlud. Dieser glaubte sich mit den Eingesessenen bereits vortrefflich angefreundet zu haben, obwohl er erst wenige Monate im Lande war. Er hielt sich für unwiderstehlich; hätte man Leute wie ihn früher gerufen, meinte er selbstgefällig, die Rasselbande der Landesverräter hätte die Knochen ganz anders zusammengenommen. Vom wahren Wesen der Elsässer hatte er keine Ahnung.

Da er zudem ein wenig mit der Zunge anstieß oder sich beim schnellen und schnarrenden Reden verhudelte, so war es dem Apotheker ein leichtes, seine Sprechweise mit stärkstem Lacherfolg nachzuahmen, sobald der andre den Rücken gedreht hatte.

„Woher haben Sie denn nu eigentlich Ihr blaues Auge, Dickerchen?" fragte der Hauptmann. „Sie wollten heut' abend, als die

Herren darauf anspielten, nicht recht mit der Sprache heraus. Na nu los!"

Gustavs Schulkamerad zog die Brauen hoch und blinzelte schalkhaft, als ob es sich da um ein ganz besonderes feingewürztes Abenteuer handelte.

Endlich sagte er:

„Das hab' ich Ihnen zu verdanken, Herr Hauptmann!"

„Nanu, wieso denn? Hab' ich Sie in der Bezechtheit verhauen?"

„Das nicht, aber die Sache ist nämlich so. Es ist hier in der Nachbarschaft einer auf Sie eifersüchtig."

Und nun erzählte der eine Dicke dem andern den Vorfall im Giebelstübchen zu Lützelbronn. Wobei er freilich die Tatsachen boshaft umfärbte. Er vergaß nicht die Fahnenflucht des jungen Bieler und verweilte bei dessen „apart netten" Schwester; er stellte schnalzend fest, der alte Bieler habe einen wohlgefüllten Weinkeller, dessen Geheimnisse eine Untersuchung verlohnten.

„Kenne den Fall ganz genau", prahlte der Hauptmann, spitzte jedoch die Ohren und stieß Rauchkringel in die Luft. „War schon dort, reiches Haus, sah freilich weder die Kleine noch die Weine — hübscher Reim, was? Sagen Se 'mal, Dicker, Sie kennen ja das Terrain hierzulande: kann man da 'rankommen?"

* * *

Tags darauf stand der Hauptmann in Bielers Wohnstube.

Fanny war aus der Küche herausgeschossen, als sie das Auto vorfahren hörte. Sie war hochrot vom Herdfeuer, trocknete rasch die Hände ab und erregte des Hauptmanns vollkommenes Entzücken. In schneidigen Formen hatte er die anmutige Kleine begrüßt, die aber ihrerseits den Vater rief und wieder an ihre Arbeit ging.

Papa Bieler, mit dem Käppchen in der Hand, war die Höflichkeit selber. Ihm pochte seit seines Sohnes Flucht jedesmal aufs neue das Herz, wenn ein Kraftwagen in sein Hoftor rasselte und Offiziere absetzte.

Er schenkte, nach einigen einleitenden Worten, dem Gast sofort einen kristallklaren Schnaps ein. Und der Hauptmann sah sich mit Behagen in der wohlgetäfelten Bürgerstube um.

„Noch e Schnäpsel, Herr Hauptmann? 's isch e Quetsch."

„Mit Vergnügen, Herr Bieler! Wie nennen Sie das? Quetsch?"

„Von Zwetschgen gebrannt, verstehn Sie!"

„Ach so, natürlich! Zwetschgenwasser! Famos! Wissen Sie, Herr Bieler, man hat mir Ihre geradezu musterhaften Kellereien gerühmt. Aber ich sehe, Sie verstehen sich auch auf Schnapsbrennerei. Überhaupt: eine urgemütliche Gastfreundschaft hier im Elsaß! Und ein schönes Land, Herr Bieler, ein sehr schönes Land!"

„Ja, ja, Herr Hauptmann, unser Sprüchel hat schon recht:

„Das Elsaß, unser Ländel,
Es isch meineidi schön,
M'r hewe 's fescht am Bändel
Un lonn 's bi Gott nit gehn"...

Der Hauptmann mußte sich das Mundart-Sprüchlein erst verhochdeutschen lassen, stimmte dann aber lebhaft bei.

„Alle Wetter, ja, stimmt! Hören Sie da oben am Hartmannsweiler Kopf unsre Batterien? Fest am Bändel! Stimmt! Und wenn alle andren Fronten zusammenkrachen, ich sage Ihnen, hier kommen sie nicht durch! Hören Sie, wie das da oben pocht?"

Der Hauptmann spielte auf den Geschützdonner an.

„Ja, ja," sagte der Weinstieber ernst, „wie Hammerschläge auf einen Sargdeckel."

„Nicht übel!" nickte der Hauptmann. „Unter Ihrem Käppchen stecken ja anscheinend ganz gute Einfälle. Sargdeckel: die Revanche-Idee wird zugenagelt! Von wem sind denn diese hübschen Teller?"

„Vom Maler Lux."

„Elsässische Motive?"

„Da die Schlösser von Rappschwihr — ich mein': von Rappoltsweiler — da die Burgruine Girbaden — dort Kayersberg — Reichenweier — nett gemacht! 's isch e Elsässer, der Lux."

„Und das hübsche Mädel da in der Bauernkappe? Ist das nicht Ihr reizendes Töchterchen, das ich vorhin leider nur auf einen Augenblick zu begrüßen die Ehre hatte?"

„Joh, 's isch 's Fanny. Schad', daß die netten Trachten fast ganz verschwunden sind. Es isch halt nimmer so viel Freud' auf der Welt, Herr Hauptmann."

„Ein Prachtsmädel! Zum Anbeißen! Wenn man so 'was sieht, möchte man sich ja gleich Knall und Fall in so 'ne hübsche Elsässerin verlieben."

Bieler lachte kurz auf, stieß das Käppchen auf das linke Ohr und kratzte hinter dem rechten, ging aber auf den Ton ein.

„Ha, jetzt, wissen Sie halt: ein Preuß' als Schwiegersohn" —

„Würde Ihnen ausgezeichnet bekommen! Und das Bild da, der französische Soldat —?"

„So hab' ich einmal ausgesehen. Ich hab' siebzig bei Fröschwiller mitgemacht."

„Aha, Wörth?"

„Sehen Sie da: den Finger hat mir ein Bayer weggeschossen, Herr Hauptmann. Ich bin Zuave gewesen — vous savez: caporal! Und eine zweite Kugel da in den linken Arm. Am Kirchhof zu Fröschwiller bin ich gelegen bis in die Nacht und fascht gar verbluet — ah, bigre! Na, aber es hat sich wieder gemacht. Mein Handwerk als Winzer oder Winsticher, wie man hierzuland sagt, kann ich auch mit einem halbsteifen Arm besorgen. Lang mach' ich's freilich nimmer; ich verpachte meine Reben; es paßt mir nicht mehr recht, man wird alt. A propos wollen Sie meinen Keller sehen, Herr Hauptmann?"

„Sehen Sie, jetzt werden Sie warm, Herr Kriegskamerad! Da braucht man also nur auf den Knopf Fröschweiler zu drücken — was? Nu sagen Se mal, ist's denn wirklich wahr, daß ihr Elsässer wieder französisch werden wollt? Sprechen Sie mal frisch von der Leber weg! Ich las da neulich, der Maire eines von den Franzosen besetzten Dorfes im Sundgau hätte beim Empfang Poincarés vor Rührung geweint —"

Bieler lachte.

„Oh lala, Plän' von Paris! Wissen Sie, wie das G'schichtel passiert ist? Der Maire hat kein Französisch gekonnt, da hat seine Frau zu ihm gesagt: Dummer Kalb, du fängst an zu weinen — und richtig: ‚Monsieur le Président', hat er hinausgeschmettert — so viel hat er nämlich behalten von der Rede, als er den Präsidenten empfangen sollte — dann ist er stecken geblieben, hat's Nastuch herausgezogen und erbärmlich geweint. Und der Präsident hat ihn

umarmt: ‚Embrassez-moi, Monsieur le maire!' und die Pariser Zeitungsleut' han Purzelbaum g'schlagen über den gerührten Maire! Aber sehen Sie, so sind die Franzosen! Sie machen aus allem e comédie!"

Der Hauptmann stimmte schallend in Bielers Lachen ein und fuhr dann in seiner etwas gönnerhaft-jovialen Tonart fort: „Aber von den Schwoben wollt ihr auch nicht viel wissen, was? Nu geben Sie mal Ihrem Herzen einen Stoß und sprechen Sie deutsch heraus: was ist denn eigentlich für euch eingesessene Elsässer, für euch widerspenstige, bockbeinige und doch wieder urgemütliche Allemannen ein Schwob? Ihr habt ja selber einmal zum Herzogtum Schwaben und Alemannien gehört! Ihr seid ja selber dickköpfige Schwaben! Also los!"

„Soll ich Ihnen emol e G'schichtel verzählen?"

„Immer los!"

„Unser junger Lehrer — er ist leider bei Ypern gefallen — hat einmal in der Dorfschule seine kleinen Kneckes gefragt: Kinder, was ist denn ein Schwob? Da hebt einer den Finger und sagt: Ein Schwob, das ist einer, der als sagt: ‚geh' mal weg da!' Sehen Sie, das ist für uns Elsässer ein Schwob!"

Die Worte „geh' mal weg da" hatte der Winzer in schneidigstem Kasernenton hinausgedonnert. Der Hauptmann prustete vor Lachen und konnte sich gar nicht mehr beruhigen. „In Ihnen steckt ja ein tadelloser Feldwebel, Herr Bieler! Na, 's ist aber auch manchmal ganz verdammt nötig, euch Elsässer anzuschnauzen. Lieber den farnesischen Stier zum Rekruten drillen!"

Der Horizont drohte sich zu verfinstern; das Gespräch wurde heikel. Papa Bieler beeilte sich, seine Einladung auf das allerfreundlichste zu wiederholen. Und beide wanderten miteinander in den weitläufigen Keller.

* * *

An demselben Tage bat Arnold seinen Sohn um eine Unterredung.

Gustav sah ihn erstaunt an. Vater und Sohn, beide lang und schmal, feldgrau der Junge, dunkel der andre, wanderten wie Schatten im großen Zimmer auf und ab.

„Sieh, Gustav," begann der Vater mit bewegter Stimme und gütigem Ernst, „wir zwei gehen immer umeinander herum, und unsere Herzen kommen nicht zusammen. Soll ich denn das Trauerspiel, das ich einst mit deiner Mutter erlebt habe, nun auch mit dir auskosten? Du kannst doch das gewiß nicht wollen."

Gustav wußte nicht recht, worauf der Vater anspielte. Er brachte die einleitenden Worte mit dem neulichen Abend in irgendeine unbestimmte Beziehung.

„Ich habe", fuhr Arnold fort, „nach dem Besuche des thüringischen Freiherrn eine schwere Nacht durchgemacht. Dieser Mann hat meine Gedankenkräfte aufgewühlt. Ich bin mir vollends bewußt geworden, daß ich auf einem toten Punkt sitze. Wir alle drei sind auf einem toten Punkt, du und Fanny und ich. Wir müssen uns neu beleben und erwärmen, sonst geht unser Seelenleben zugrunde. Am besten wär's, wir wanderten aus, in ein Land, wo man große Gedanken und ein reines Herz ungestört auswirken kann. Hier im Elsaß ist das unmöglich. Hier ist zu viel Haß."

„Aber wohin?" warf Gustav müd' und schmerzlich ein. „Ist die moderne Welt nicht überall gleich herzlos?"

„Was geht uns die moderne Welt an, Gustav! Hindert sie uns drei, wenigstens untereinander herzlich zu sein? Geben wir einander wirklich, was wir uns geben könnten? Diese Frage habe ich mir neulich in bittrer Nacht vorgelegt. Und ich bin bei dieser Prüfung erschrocken, wie wenig wir uns gegenseitig vor seelischer Einsamkeit schützen. Du hast Fanny durch dein Benehmen tief gekränkt, als sie dich einlud, dem Spiel des Hauptmanns zuzuhören" — —

„Das war eine Verwechslung, Papa", beeilte sich Gustav zu versichern.

„Hast du ihr das gesagt? Hast du um Verzeihung gebeten? Nein. Vielmehr verspinnst du dich erst recht in deine Einsamkeit und erwartest, daß wir, immer nur wir dich wieder herausbetteln. Doch wie es in uns aussieht, das kümmert dich nicht. Grenzenlose Ichsucht, Gustav! Doch ich will nicht schelten. Ich möchte dich nur vor dem Irrweg deiner Mutter bewahren. Immer war sie die Gekränkte; immer suchte sie die Ursache ihres inneren Unfriedens in

der Umgebung. Nie wird jemand erfahren, wie ich unter ihren Launen gelitten habe. Und wenn sie mich mit pfeilspitzen Worten aufs tiefste verwundet hatte — ins Schlafzimmer, Tür hinter sich zu, eingeriegelt! Genau wie du! War der Anfall dann vorüber, so weinte sie und schlich beschämt wieder heraus. Ich blieb über Menschenkraft rücksichtsvoll; doch etwas in mir erstarb. Ungern sag' ich das alles; denn es ist ja auch für mich immerdar eine Beschämung, daß ich da nicht helfen konnte. Sie glaubte sich als Elsässerin in Heidelberg verkannt und verfolgt; weil sie Verwandte in Frankreich hatte — oder was weiß ich weshalb! Aber hier im Elsaß hielt sie's auch nicht aus. Unser altes Grenzlandschicksal: Hans im Schnakenloch! Spürte sie den kommenden Weltkrieg? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß Mangel an Liebe und Mangel an Vertrauen tatsächlich die Wurzeln aller Friedlosigkeit sind."

„Das liegt so in der ganzen Zeit", bemerkte Gustav. „Eiskalt alles! Was soll man tun, Papa? Weißt du einen Rat? Ich weiß keinen!"

„Abschütteln die Zeit! Bist du einverstanden, wenn wir drei eine Art Trutzbund gegen die Zeit schließen? Wir wandern in eine kleine Universitätsstadt aus, du, Fanny und ich. Ein Mülhauser Fabrikant will mir schon lang mein Gut Windbühl abkaufen; das bringt ein paar Hunderttausend. Du heiratest Fanny, baust deinen Doktor, tust dich als Privatdozent auf. Unser Geld reicht. Ein Kandidat wartet auch schon auf meine Pfarrei Lützelbronn" — —

„Und das Elsaß?" unterbrach Gustav erregt. „Unser Elsaß im Stich lassen, Papa?"

„Wichtiger sind mir mein Sohn und seine Braut, jawohl, Gustav! Ich bin Ketzer genug, das zu sagen. Ihr geht mir hier an den Verhältnissen zugrunde. Und dann das Entscheidende, lieber Junge: seit dem bulgarischen Zusammenbruch müssen wir mit Deutschlands Niederlage rechnen. Dann aber wird hier aus allen Ritzen Gesinnungslumperei den einziehenden Franzosen entgegenkriechen. Dann kann der Arbeiter für etliche Sous seinen Liter Rotwein trinken und sein Weißbrot essen, schwingt also nach so langem Hunger begeistert die Trikolore und hat, was er will. Das machen wir nicht mit, Gustav. Wir halten zu dem tapfer erliegenden Deutschland."

Gustav schritt lebhaft hin und her. Stand es schon so weit mit der deutschen Westmark?

„Das Elsaß im Stich lassen, Papa?!"

„Hätt' ich einen entscheidenden Berufsposten, der für Religion, Sprache, Sitten wichtig wäre, glaub' mir, Gustav, ich bliebe, ich kämpfte! Aber —"

„Erwin wollte einen Elsaß-Bund gründen —"

„Erwin — das ist etwas anderes. Ja, das soll er tun! Erwin ist jung und spannkräftig. Der beißt es durch. Ja, diese neuelsässische Jugend soll hier deutsche Art und Sprache wachhalten, was auch kommen mag. Aber nicht du, nicht Fanny und nicht mehr ich. Euch beiden will ich leben, meine Kinder, und zwar in reiner Luft! Hier ist Luzifer zu mächtig; hier kann Christi Reich jetzt nicht aufgebaut werden."

Und Arnold deutete an, daß sich ihm durch den Freiherrn von Stein eine wertvolle Beziehung zu dessen nahem Freunde, dem Oberstleutnant von Trotzendorff in Straßburg, eröffnet habe. Das seien deutsche Menschen, denen das Herz auf dem rechten Fleck sitze. Er werde alles Nötige in die Wege leiten.

So sprachen sie mehr als eine Stunde lang.

Gustav wurde immer wärmer und ging mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit auf seines Vaters Pläne ein. Die Herzen fanden sich. Vater und Sohn schüttelten sich die Hände. Jetzt spürte der Junge, wie tief der Vater sich um ihn sorgte, derart sorgte, daß er auch das heißgeliebte Elsaß zu verlassen willens war, um nur seinen Kindern in reiner Lebensluft Führer zu sein. Noch nie waren sich die beiden so nahe gekommen. Gustavs Krankheitsgefühl war verflogen; die Aussicht, aus all der dumpfen Enge herauszukommen, hatte ihn umgewandelt.

„Und nun will ich dir etwas vorschlagen, Gustav", schloß der gleichfalls belebte Pfarrer und legte dem Jungen beide Hände auf die Schultern. „Jetzt läufst du stracks zu Fanny hinüber und sagst ihr einige recht, recht gute Worte, gel? Sie ist ja ein so liebes, ein so grundvornehmes Geschöpf! Man kann ihr ja gar nicht genug dankbar sein, wie sie all das Schwere hell und heiter trägt. Ach, Gustav, eine so lebendig liebe Menschenseele ist mehr wert als alle Politik Europas!"

„Du hast recht, Vater! Ich danke dir für diese Stunde. Du glaubst nicht, wie mir diese Aussprache gut getan hat! Ich bin ein ganz neuer Mensch. Und jetzt geh' ich zu Fanny."

„Setzt gleich den Hochzeitstag fest!" rief ihm der Vater nach.

Der feldgraue Unteroffizier eilte stürmischen Schrittes davon.

Und Arnold schritt noch lange in seinem Zimmer auf und ab, glühend bewegt. Er hatte einen Sturmangriff auf seines Sohnes Herz gewagt; und der Sturm war gelungen.

„Menschen gewinnen" — das waren die Gedanken, die ihn durchgluteten — „Herzen in Flammen versetzen, damit sie zu Entschlüssen fähig werden! Ich verstehe den Flammenspender von Golgatha nun auf neue Weise: er hat Wolken hinweggerissen, die uns von der Sonne der Liebe getrennt haben; nun kann die göttliche Wärme wieder herein. Ach, was war ihm das ganze riesige Römerreich mit seiner Weltpolitik! Schattengebilde! Aber die unsterblichen Seelen, die er dem Reich Gottes gewann, die waren ihm alles. Das ist der Sinn der Kreuzigung: wir sind der äußeren Welt gekreuzigt, doch um so funkelnder lebt, liebt, leuchtet das Herz, das ewig ist, das aus dem Kosmos kommt und den schattenhaft dahinrollenden Planeten samt Geburt und Tod sieghaft überdauert"...

Er nahm den Hut und ging auf Krankenbesuche.

* * *

„Fort vom Elsaß?"

Das waren Fannys erste freudig-bange Worte, als Gustav seines Vaters Vorschlag stürmisch vor der Geliebten ausschüttete. Den Vater im Stich lassen, in fremde Umwelt auswandern, in die ungewisse Ferne — und zwar bald, in wenigen Wochen?! Ihr schoß es heiß in beide Schläfen. Und doch! Und doch war es mehr Glück als Bangigkeit.

Denn wie angenehm verändert war Gustav!

Beide junge Menschenkinder waren allein in der Wohnstube. Unter ihnen, im Keller, probten und tranken der Hausherr und sein Gast. Salome hatte im Garten zu tun; Schauli und sein Schwiegersohn Stürli pochten an den Fässern im Schuppen rüstig herum, denn die Weinlese nahte heran. Es war bedeckter Himmel und ging bereits dem frühen Abend zu.

Der Braut schlug das Herz bis an den Hals hinan vor Freuden über Gustavs zuversichtliche Sprechweise.

„Ja, fort vom Elsaß, Fanny! Wir ersticken hier. Wir müssen in reine Luft. Papa hat recht. Nur diese sogenannte elsässische Frage ist meine Krankheit — und weiter gar nichts. Wenn ich von hier ganz weg bin, wirst sehen, dann bin ich sofort kerngesund! Das sind ja doch alles nur politische Kleingeister hier, die uns seit Jahrzehnten die Kehle zugeschnürt haben mit ihrer tückischen Französelei. Die haben uns verbittert und vergiftet. Gehst du mit, Fanny? Papa schickt mich geradewegs zu dir herüber, ich soll dich fragen: wir alle drei wollen zusammengehen! Was sagst du dazu?"

Die kleine Fanny schlug mit Kraft beide Arme um den langen Geliebten, überselig in ihrem liebevollen Herzen. Und innig sprach sie zu ihm die Worte der Ruth:

„Wo du hingehst, da will ich auch hingehen!"

Mit stürmischer Nervosität umarmte Gustav das holde Geschöpfchen, neigte sich zu ihr, und sie küßten sich glühend. Fanny konnte sich kaum von dem lang entbehrten Munde trennen. „Lieber, lieber, lieber Gustav" — so stammelte, so küßte sie — „du weißt ja, wie ich dich lieb habe! Ich gehe mit dir bis ans Ende der Welt!"

Er tastete nach dem Stuhl, setzte sich und zog die Geliebte auf den Schoß; sie behielt die Arme um seinen Hals, als wollte sie ihn nie mehr loslassen. Es war eine Liebesstunde, glühender als je zuvor; denn Freiheit und Erfüllung schienen nahe wie noch nie.

„Ja, Fanny, ja, das weiß ich, daß du mit mir gehst bis ans Ende der Welt! Und wenn der Stall hier rein ist, dann kommen wir zurück, vollgesogen mit deutscher Kultur und erwärmt durch viele Freundschaften. Ja, dann kommen wir zurück in die Heimat und arbeiten an der elsässischen Volksseele! Aber nicht mit Paragraphen, sondern von innen heraus!"

„Ach, hast du mich denn noch e bissele lieb, sag' doch, mein Gustav? Ach sag' doch, sag' doch! Ich hab' dich ja so lieb, so lieb! Ach, was liegt mir denn am Elsaß und an der ganzen Welt — ich babbel hochditsch und chinesisch und hottentottisch, was du willst — awer lieb han soll mich min Gustav, gel?!"

„Liebe Fanny, keinen Spaß machen! Mir ist mein Vaterland heilig, und Deutschlands Not ist groß" — —

„Ich mach' auch gar keinen Spaß, Liebster, will dich ja nur e bissel zum Lachen bringen! Gelt, bist wieder ganz mein? Gelt, hast mich wieder ganz arg lieb?"

Sie suchte nach den innigsten, eindringlichsten Worten und Kosenamen.

„Von Kind an hab' ich dich lieb, ja Fanny, ja, du gutes, heißes Herz! Nur dich von Kind an! Und wenn ich eingesperrt oben in meiner Dachkammer g'sessen bin, hab' ich dich erst recht lieb gehabt, Fanny, unter heimlichen Tränen lieb! Weißt noch, wie ich zu dir g'sprungen bin über die Gartenmauer? Fanny, ich muß dich ja um Verzeihung bitten, Liebste, ich hab' da neulich so dumme Sachen von dir gedacht, wie der Hauptmann da g'sin isch — es sin d'Nerve, nur d'Nerve, ich mein's nit so" — —

„Red' nit davon, Gustav! Ach weißt denn noch, wie wir als oben im Wald hinter den Rosenhecken g'sessen sin? Und du hast mir ein Kränzel gemacht aus Heckenrosen, weißt noch? Und jetzt darf ich bald 's Kränzel aufsetzen" —

„'s Myrtenkränzel, ja, Fanny! Kriegstrauung! Papa hat mich direkt beauftragt: wir sollen den Tag festsetzen. Deine Ausstattung ist ja fix und fertig; und dein Vater will sich schon lang ins Diakonissenhaus zu seinem Freund Sorgius zurückziehen und das Haus dem Stürli verpachten; und Tante Sophie geht zu ihrer Schwester nach Pfalzburg — das haben wir ja hundertmal besprochen. Und jetzt wird's Wahrheit! Fanny, dann schaffen wir zusammen. Du tippst mir auf der Schreibmaschine meine Arbeiten ab und" —

„Ja, Gustav, ja, und weißt, was ich in diesen Tagen schon immer tu'? Ich sitz' oben und — aber sag's keinem Menschen, gel, ja nicht! — und schreib' deines Vaters Handschriften ab. Er weiß es selber nicht, Lisy und ich haben die Papiere gemaust. Und zu Weihnachten leg' ich sie ihm unter den Tannenbaum!"

„Ach, Fanny, Fanny, neben all deiner Arbeit?! Du goldiges, kleines Fannjele du!"

Sie saßen in trautester Umarmung. Das Abendlicht schimmerte durch verschleierndes Gewölk noch einmal herüber. Die Ebereschen

im Hofe mit ihren glutroten Beeren schienen aufzuleuchten. Und die Braut flüsterte ihrem Geliebten zu, nach dem Innigsten suchend, was sie ihm sagen könnte:

„Gustav, ich bet' jede Nacht zum lieben Gott, er soll dich g'sund machen. Wenn ich deine Frau bin — dann gibt's nimmer so viel Tränen auf der Welt. Ach, ich weiß ja allein, wie mein Papa heimlich unter alledem leidet. Und er versteckt's vor allen und macht ein freundlich G'sicht. Gustav, wir wollen uns recht lieb haben, gelt! Arg lieb! Doppelt so lieb als alle andren Menschen. Es ist ja so viel Haß in der Welt."

Tränen stiegen ihr in die lieben Augen. Er küßte die Tränen fort. Und von den Augen suchte sein Mund weiter Wangen und Lippen der Braut. Sie vergaßen die ganze Welt.

In diesem Augenblick geschah etwas Furchtbares.

An die folgenden Minuten erinnerte sich nachher niemand mehr genau.

Eine schnarrende Stimme dröhnte plötzlich in diese süßeste aller Stunden: „Reizend! Ei, ei! Ein Idyll mitten im Kriege! Hübsch! Reizend!"

Der Hauptmann war eingetreten; hinter ihm Bieler, der den Unseligen vergeblich abzuhalten suchte. Jener hatte Fannys Stimme vernommen, schon bereit, ins Auto zu steigen, und war seiner Witterung gefolgt, in angetrunkenem Zustande nicht mehr abzulenken.

„Herr Hauptmann," stotterte der Winzer, „es ist halt — Sie müssen exküsieren" —

„Einquartierung im Dorf, versteh' schon, Herr Bieler! Bitte Platz zu behalten, meine Herrschaften! Ich ziehe mich verschämt wieder zurück!"

Das Liebespaar war so erstarrt, daß Fanny zwar mit einem Ruck von Gustavs Knien abgesprungen war. Aber sie stand noch in naher Umarmung, gleichsam ängstlich den Geliebten umschlingend.

„Was denken Sie denn von mir?!" sprühte sie jetzt empört heraus.

„Nur was ich sehe, schönes Kind!" scholl es zurück. „Ist mir aber scheußlich interessant, dies pikante tête-à-tête!"

Jetzt ermannte sich Gustav und sprang auf.

„Herr Hauptmann — mein Name ist Arnold — Unteroffizier Arnold — ich habe die Ehre, hier im Hause — Fräulein Bieler hat die Ehre — — ich habe" —

Der Armste stotterte und kam ins Zittern; sein Herz hämmerte; seine Nerven und Gedanken und Worte — alles ward ein Irrwischtanz — es flimmerte vor seinen Augen.

„Ja, wer hat denn nu eigentlich die Ehre?" scherzte der verärgerte Hauptmann unbarmherzig weiter. „Wenn einer ein hübsches Mädel auf dem Schoß hat, so ist das allerdings eine ganz verdammt angenehme Ehre! Und ein kolossales Vergnügen dazu. Im übrigen sammeln Sie Ihre sieben Knochen, Unteroffizier, und machen Sie wenigstens die vorschriftsmäßige Ehrenbezeugung! Mein Fräulein, ich ziehe mich zurück und überlasse Ihrem schlotternden Liebhaber das Feld" —

Jetzt war es mit Gustavs Fassung gänzlich zu Ende.

„Es ist mein Bräutigam!" rief Fanny zornig und stampfte mit dem Fuß auf.

Und Gustav außer sich vor Wut:

„Herr Hauptmann, ich bin Kandidat der Philologie, ich bin kein schlotternder Liebhaber, ich verbitte, verbitte, verbitte mir diese unverschämte Beleidigung!"

Bieler zitterte am ganzen Körper und versuchte einen Schnaps einzuschenken, was endlich gelang.

„E Schnäpsel, Herr Hauptmann! Gustav, tais-toi!"

„Babbe, qu'est-ce que tu fais? Dü schenksch dem Mann au' noch e Schnaps in?" rief Fanny.

Und der Hauptmann, der schon in der Türe stand: „Nu auch noch französisch?! Das fehlt gerade noch! Nur heraus mit eurem wahren Gesicht, ihr Franzosenköppe! Euch kenn' ich nun! Erst führt ihr einen ehrlichen Kerl in den Keller und macht ihn besoffen — und unterdessen sitzt die hübsche Tochter irgendeinem Unteroffizier auf dem Schoß!"

Gustav sprang mit geballter Faust auf ihn zu:

„Ich bin kein Franzosenkopf! Ich ersuche Sie, mein Eisernes Kreuz zu achten! Ich hab' an der Somme für mein Vaterland ge-

blutet — und Sie, Sie, Sie?! Ich kenne Sie jetzt ganz genau! Mein Vater ist der Pfarrer hier im Ort — der kennt Sie, der weiß, wie Sie's da drüben im Städtchen treiben! Das ist die Sorte, die in einer Minute mehr verdirbt im Elsaß, als zehn Jahre Kulturarbeit wieder gutmachen! Eine Affenschande sind Menschen wie Sie für den deutschen Namen — eine Affenschande!"

So tobte er auf den Hauptmann ein und trieb ihn mit geballten Fäusten geradezu vor sich her. Wie es kam, daß der Betrunkene draußen fiel, war nicht zu erkennen; er hatte Besinnung genug, einige Leute von der Einquartierung, die im Dorf lag, herbeizurufen; er ließ den Unteroffizier abführen und seine Personalien feststellen, stieg dann in den Kraftwagen und fuhr mit sausendem Hirn davon an die Stätte seines Wirkens.

Hinter ihm blieb eine händeringende Braut. Und bei ihr der gänzlich verstörte Papa Bieler, der sein freundlich einladendes „Noch e Schnäpsel, Herr Hauptmann?" noch einmal gestammelt hatte — worauf er in Grimm und Schmerz Gläschen samt Inhalt in die Stube schleuderte.

Sechstes Kapitel

Das Weinberghäuschen

Ich baw für mich,
Sih du für dich!
Alter elsässischer Hausspruch

Der düstere Oktober des Jahres 1918 war über Deutschland hereingebrochen.

Da ersuchte der deutsche Generalstab die demokratische Reichsregierung, den Feind um Waffenstillstand zu bitten.

Und die Regierung tat den demütigen Bittgang.

Das legte sich dumpf und schwer auf das müde Volk; das bewirkte Triumphgeheul im Ausland. Es war also nun so weit: das umstellte Deutschland war zur Strecke gebracht!

Betäubung, untermischt mit Spannung, was wohl der Präsident der amerikanischen Geldherrschaft antworten würde, lagen fortan auf den deutschen Herzen. Zusammengebrochen! Bismarcks Volk bettelt nach vierjährigem tapferen Ringen um Frieden! Nach vier so tapfer, zum Teil so großartig bestandenen Kampf- und Hungerjahren! Bulgarien, Türkei, Österreich-Ungarn — alle hintereinander vor der Übermacht zusammengebrochen!

Die Wendung geschah Anfang Oktober, um den Todestag des großen Franziskus von Assisi, des Heiligen der Liebesinnigkeit. Da setzte diese Demütigung ein; da wurde Deutschland in die Nacht geführt. Und nach peinlichem Notenwechsel ward uns endlich, um den Geburtstag eines Schiller und Luther, ein vernichtend schwerer Waffenstillstand auferlegt.

Die Meister aber standen auf den Wolkenhöhen und schauten auf ihr schwergeprüftes Deutschland. Sie wußten, daß ein beseeltes Volk aus den Düsternissen dieser Prüfung emporzutauchen bereit war. Rauch und Giftgase verrollten. Nun begannen sich die Geister im Innern zu scheiden. Und in den Lüften die Millionen gefallener

Kämpfer wirkten mit, wirkten in wogenden Scharen hinunter auf ihres Volkes Seele...

Johann Friedrich Arnold hatte etwas von einem Seher; er verbarg jedoch diese Besonderheit. An jenem Tage, als er zum Krankenbesuch ausging, begegnete ihm der Briefträger. Er nahm die Zeitung in Empfang. Und im Gehen las er das Waffenstillstandsangebot:

„Die deutsche Regierung ersucht den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, die Herstellung des Friedens in die Hand zu nehmen, alle kriegführenden Staaten von diesem Ersuchen in Kenntnis zu setzen und sie zur Entsendung von Bevollmächtigten zwecks Aufnahme der Verhandlungen einzuladen. Sie nimmt das von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika in der Kongreßbotschaft vom 8. Januar 1918 und in seinen späteren Kundgebungen, namentlich der Rede vom 27. September, aufgestellte Programm als Grundlage für die Friedensverhandlungen an. Um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, ersucht die deutsche Regierung den sofortigen Abschluß eines allgemeinen Waffenstillstandes zu Lande, zu Wasser und in der Luft herbeizuführen. Max, Prinz von Baden, Reichskanzler."

Sofortigen Abschluß... Man befürchtet also Dammbruch der Westfront!...

Arnold war ein warmherzig deutschgesinnter Mann. Als er aber nun das Zeitungsblatt zusammenfaltete und in die Tasche steckte, sah er vor seinen Augen die zahllosen versenkten Schiffe, mit all der vernichteten Summe von Fleiß und Kulturarbeit, und sah die zahllosen Bomben, die auf schlafende Städte gefallen waren. Und ihn schauerte. Er hatte den Unsegen vorausgesehen. „Wir haben die Luft beherrschen gelernt — um zu zerstören; wir haben unter Wasser fahren gelernt — um zu zerstören; wir haben den Leib der Erde aufgewühlt und alles Land zwischen Wasgenwald und flandrischer Küste in Wüsternei verwandelt. Es mag Notwehr sein, gewiß, und all die Spannkraft und Tapferkeit verdient Achtung. Aber es ruhte kein Segen darauf. Wir hätten Erzeugungsmaschinen erfinden sollen, um uns vor Hunger zu schützen, keine Zerstörungsmaschinen, keine Ferngeschütze. Vielleicht wird Deutschlands Erschöpfung und Demütigung der spätere Segen werden — für ein neues Geschlecht."

Er hob das Haupt. Sein Geist schaute die bedeutsame Wendung: Neudeutschland wandert nun nach innen, Neudeutschland besinnt sich auf seine Seele...

* * *

Am oberen Ende des Dorfes Lützelbronn stand ein windschiefes Häuschen. Dort, am Rande der Reben und des nahen Waldes, hauste der aus der Schweiz zugewanderte Stürli mit Schaulis Tochter.

Wenn man die ausgetretene Steintreppe hinaufstieg, mußte man sich erst durch ein Rudel Kinder hindurchwinden. Für diese Begegnung hatte der Pfarrer Zwieback oder ähnliche Seltenheiten in der Tasche. Ein Mädchen und vier Knaben bildeten bereits des Hauses Zierde; und das schöpferische Ehepaar hatte sich beeilt, vor wenigen Tagen das halbe Dutzend abzurunden.

Es waren gesunde, verwegene Jungen, die ihres Emmenthaler Vaters eckigen Schädel und rechtschaffen-besonnene Gesichtszüge geerbt hatten, fest auf ihren Beinen standen und herzhaft um sich zu hauen wußten. Nur das Mädchen, die Älteste, war Frau Katharinas hübsches Ebenbild und hatte deren blaue Augen und blondes Haar. Man sah diese sanfte, immer geduldige, gewinnend lächelnde Anneliese kaum anders als mit einem Bündel auf dem Arm, worin ein junger Elsässer schweizerischer Zucht in die Welt schrie oder mit Andacht an einem Lappen sog.

Frau Stürli hatte böse Abenteuer wacker überstanden. Sie war von den gallischen Nachbaren verschleppt worden und fast ein Jahr lang der Heimat fern geblieben. Beim Einbruch der Franzosen in den südlichen und mittleren Wasgenwald weilte sie gerade besuchsweise bei ihrer Schwester, der Försters frau. Diese war mit den zwei Jungen im Städtchen abwesend, als die Alpenjäger das einsame Forsthaus überfielen und umstellten. Förster, Schwägerin und Dienstmädchen wurden der Spionage angeklagt und sofort abgeführt, in Hausschuhen, wie sie gingen und standen. So schleppten die Franzosen in den ersten Kriegsmonden mehrere Tausend Elsässer als sogenannte Geiseln — man wußte nicht, wofür — aus den Grenzbezirken nach Frankreich davon. Die Leute wurden meist schlecht behandelt, vom Pöbel beschimpft, und die deutsche Regie-

rung besaß nicht die Kraft, diese verschleppten Deutschen der Westmark durch Gegenmaßnahmen zu befreien. Erst nach und nach, tropfenweise, nach unzähligen Verhandlungen, kamen einzelne oder ganze Gruppen in die Heimat zurück. Andere starben in der Gefangenschaft.

Pfarrer Arnold unterhielt sich gern mit dem tüchtigen Hansjakob Stürli; nicht minder gern mit dessen ebenso kluger wie lebhaftmunterer Lebensgefährtin.

Nach seinen Krankenbesuchen wanderte er nun zum Weinberghäuschen hinauf, um der Wöchnerin ein paar gute Worte zu bringen.

Der Maler Ludwig Richter hätte seine Freude gehabt an der Kinderschar mit dem bellenden Spitz. Das Haus beherbergte in seinem Anbau noch drei Ziegen, zahlreiche Kaninchen, Hühner und Tauben. Und die Sperlinge schienen für Hausdach und Gartenzaun ebensoviel Vorliebe zu hegen wie die Eichhörnchen für die dichten Haselbüsche oberhalb des Hohlwegs. Und weit hinab glühten die Reben. Die Sonne aber, die hier die Trauben kochte, hatte ihre schöpferische Glut auch dem Häuschen geschenkt.

Die zehnjährige Anneliese mit ihren warmen Augen und ihrer herzlieben Kinderstimme schaltete in der sauberen Küche und hantierte so flink, daß die blonden Zöpfe flogen. Ihre Holzschuhe klapperten eifrig hin und her. Um das Häuschen herum schrien mit vortrefflicher Lunge bald Hans, bald Michel, bald Jakob Stürli in die herbstliche Luft; der älteste knallte mit der Peitsche; der Spitz gab durch ziellloses Bellen seiner Daseinsfreude Ausdruck. Es war Leben im Weinberghäuschen. Selbst die Sonnenblumen standen wie mit lebendigen Gesichtern.

Arnold grüßte sich durch die magere, aber handfeste Schar hindurch zum Bette der Wöchnerin. Anneliese, die aus der Küche herbeilief, bekam Bildchen geschenkt, die von Schwester Lisy aus Zeitschriften für sie ausgeschnitten waren.

Frau Stürli entschuldigte sich seufzend und lächelnd wegen der ungezogenen Buben.

„Man gönnt's ja den Kindern gern", meinte sie. „Wenn nur mehr Platz im Hause wär'! Wo soll denn das noch hin?"

„Woraus hervorgeht, Frau Stürli," bemerkte der Pfarrer mit trockenem Humor, indem er sich einen Stuhl ans Bett stellte, „daß Sie entschlossen sind, das Halbdutzend fortzusetzen."

„Ach jeh, Herr Pfarrer!" lachte die vergnügte Mutter. „Wie sollen wir sie denn durchfüttern? Es geht ja so schon mager genug her! Wenn wir nicht die Geißen hätten —"

„Hoho, ihr habt ja manchen Spargroschen," erwiderte Arnold. „Und in euren Buben wachsen Arbeitskräfte heran. 's Anneliesel ist ja schon ein Hausmütterchen. Die Knirpse haben den Krieg trotz alledem gut überstanden."

„Wenn er doch nur zu Ende wär'!" seufzte es aus den Kissen.

„Er geht zu Ende, Frau Stürli. Da steht's in der neuesten Zeitung: Deutschland bittet um Waffenstillstand."

Die Frau schnellte empor. Sie hatte Politik in den Adern.

„Tun sie's wirklich? Bitten sie? O wie schad', wie schad'! Hat sich das stolze Deutschland jetzt doch gebeugt? Ach Gott, was soll nun aus der Welt werden! Jetzt kommt uns ja das ganze farbige Gesindel auf den Hals!"

„Auf die vierzehn Punkte der Wilsonschen Erklärung sind die Deutschen bedingungslos eingegangen. Dazu gehört auch ein Paragraph, das Unrecht von 1870 müsse wieder gutgemacht werden — mit andren Worten, Frau Stürli, wir werden wieder französisch!"

„Aber, aber, aber — das ist doch ganz unmöglich!" Frau Stürli stammelte vor Bestürzung. „Dieser unchristlichen Nation sollen wir ausgeliefert werden, diesen unritterlichen Franzosen? Bedenken denn die Deutschen, was das heißt? Ich hab's durchgemacht, ich kann davon ein Stücklein erzählen. Ach Gott, ach Gott! Und da liegt man nun im Bett und kann sich nicht rühren! Soll ich denn nun mit meinen Kindern französisch reden? Das ist ja eine ganz schändliche Vergewaltigung! Und das nennen sie drüben Freiheit und Gerechtigkeit? Man weiß ja gar nicht mehr, wie man dran ist in der Welt! Warum sollen wir Elsässer denn zu Frankreich? Wir sind doch keine Franzosen!"

Die Schleusen waren geöffnet. Und wenn die beredte Frau in Zug kam, so gab es so leicht kein Halten mehr. Ärgerlich lachend meinte ihr gutmütiger Mann einmal: „Hätten doch nur die Kaiwe-

Franzosen min' Frau e bitzli länger behalten: sie hätt' sich vielleicht leer g'schwätzt!"

„Frau Stürli," versuchte Arnold nach einer Weile zu unterbrechen, „es denken leider nicht alle wie Sie. Übrigens ist an Ihnen eine Schulfrau verloren gegangen."

„Wer hat Ihnen das jetzt wieder verraten?" fragte sie verblüfft.

„Was denn?"

„Daß mich der Lehrer von Moosbach einst zur Frau gewollt hat."

„Zur Frau? Schade. Ich gönne Sie zwar dem Stürli, denn er ist ein grundbraver Mann. Aber Sie hätten im Schulhalten Großes geleistet. Da muß halt einmal einer von Ihren Jungen dran."

Frau Stürli lachte und strich sich eine Strähne vom hübschen Gesicht. „Ich hab' ja auch Schule gehalten drüben im Gefangenenlager. Ach, Herr Pfarrer, wenn ich da so lieg' und an jene Zeit zurückdenke!"

Sie lehnte sich in ihren weiß und rot karierten Kissen zurecht, die hellblonde Frau, und kam mit lebhaftem Händespiel wieder einmal auf ihre Leidensfahrt durch Frankreich zu sprechen.

„Es gibt drüben gewiß auch gute Menschen, das hab' ich erfahren. Aber, aber — wenn ich zum Beispiel an den Lüneviller Bahnhof denke, wie wir da angekommen sind, hungernd, frierend, die Hände auf den Rücken gebunden — und dann diese heulende Menschenmenge! Das fürchterliche ‚A mort! A mort!' wird mir wohl ewig in den Ohren gellen. Mein Schwager ohne Kragen, die Magd in Pantoffeln, ich in Hausschuhen — und dann in dem Loch, in das sie uns einsperrten, nichts zum Zudecken! Und am andren Morgen wieder zwischen Soldaten weiter, geschlagen, gestoßen, angespien — und immer nur ‚Boches' und ‚Cochons' und andre wüste Schimpfworte! Und dann die Damen vom Roten Kreuz auf einem Bahnhof, wo mein Schwager in der demütigsten Weise um ein bißchen Wasser bat! ‚Krepiert lieber!' war die Antwort. ‚Dann ist man euch los!' Herr Pfarrer, Damen vom Roten Kreuz! Sie wissen, ich könnte stundenlang so erzählen. Aber wozu! Es ist halt jetzt in der Welt, wie es in der Offenbarung Johannis steht: Die Zornschale des Wahnsinns ist über die verblendete Menschheit ausgegossen. Nur Haß, überall Haß. Die Armen wissen nicht, was sie

tun. Ein gesundes Hirn muß ich doch wohl haben, und auch ein festes Herz dazu, denn sonst hätt' ich da drüben den Verstand verloren."

Der Säugling, der am Fußende in einer bunt bemalten Schaukelwiege lag, schien mit kräftigem Stimmchen der Mutter Wort zu bestätigen. Sofort kam Anneliesel herein, nahm das Kind auf den Arm und ging mit beruhigendem Singsang hin und her. Draußen tobte die wilde Jagd; man führte unter Leitung des Ältesten die Schlacht in den masurischen Sümpfen auf, wobei die Jüngsten nebst einigen Nachbarsknaben als Russen in Nesseln oder Düngerhaufen getrieben, geprügelt und gefangen wurden. Am Fenster schimmerten im letzten Tageslicht grellrote Geranien in die blitzblanke Stube. Der nachdenklich sitzende Pfarrer ließ der Wöchnerin Plaudern über sich hinrieseln und überdachte den baufälligen Zustand dieses sauber gehaltenen Häuschens, das von der wachsenden Familie gesprengt wurde, wie das Wurzelwerk der Tanne den Felsen auseinanderbricht. Die Politik verschwand vor seinen inneren Augen; das Wunder des immer wieder sich erneuernden Lebens wuchs in diesem fruchtbaren Heim vor seiner Seele empor. Welch gesund-einfache Daseinswonne lärmte, schnaufte, leuchtete um ihn her! Die gut gedeihende Familie, die sich zu beseelen und zu durchgeistigen weiß — so dachte er —, ist doch immer wieder das Geheimnis der Krafterneuerung. Vor einigen Tagen hatte Arnold ein Heft mit Madonnenbildern wohlgefällig durchblättert. Steht nicht auch an der Spitze der christlichen Menschheit eine Familie?

Er ahnte, der rastlos ins Allgemeine strebende Philosoph, was uns in den letzten Jahrzehnten zersetzt und gelähmt hatte. Uns lähmte der allzu verständige Gehirnmensch. Doch wahrhaft lebendig sind nur das schöpferische Herz und der schöpferische Schoß...

Frau Stürli gab ihrer Plauderei eine unerwartete Wendung, die den sinnenden Seelsorger wieder aufhorchen ließ.

„Ich hab' aber bei all dem Elend drüben in Frankreich etwas gelernt, Herr Pfarrer, etwas Großes. Wissen Sie, was? Wenn die Leute um mich her schimpften und höhnten — da hab' ich gedacht: das bin ich ja gar nicht, ihr armen dummen Leute, ihr haltet mich ja für eine Teufelin, die den Soldaten Vitriol in die Wunden ge-

gossen hat! Ich bin still dazwischen gestanden, Herr Pfarrer, die Hände auf den Rücken gefesselt — und hab's zuletzt fertig gebracht, zu lächeln. Ich hab' an meinen guten Mann, an meine armen Kinder gedacht. Es hat Tränen gekostet, freilich, aber ich hab' doch gelächelt. Ich hab' die Leute um mich herum gar nicht mehr gesehen. Und ich hab' an Christus gedacht, wie er unter den Knechten und dem Pöbel geduldet, ein Fremdling, ein heimlicher König, der ganz wo anders zu Hause ist: nämlich im Lande der Liebe. Und da bin ich ruhig geworden und zum Tod bereit. Seitdem ist etwas zwischen mir und der Welt. Verstehen Sie, was ich meine?"

„Ja, Frau Stürli, das glaub' ich zu verstehen, was Sie da meinen", nickte der Pfarrer. „Da sind wir bei einer sehr tiefen Erkenntnis angelangt. Durch die Welt geht eine große Zweiheit. Dort auf der einen Seite ist das Reich der Macht; das war zu Christi Zeiten das Römerreich und die judäische Kirche; auf der andern aber ist das Reich der Liebe oder das Reich Gottes. Eins breitet sich meist auf Kosten des andren aus. Dort ist Haß, Leidenschaft und Rechthaberei; hier edle Bruderschaft. Wir Menschenseelen sind auf diesen Planeten gesandt, um uns zu entscheiden, wem wir in den Tiefen unsres Wesens dienen wollen. Sie haben sich, liebe Frau Stürli, dort in Frankreich, in Ihres Lebens finstersten Stunden, für das Reich der Liebe entschieden. Und ich sage Ihnen: Das wird Gott an Ihren Kindern segnen."

Die Blauaugen der Mutter füllten sich mit Tränen. Obwohl Arnold gar nicht pastoral gesprochen hatte, faltete sie doch unwillkürlich die Hände.

„Gott geb's!" flüsterte sie.

„Nun sagen Sie mir aber," fuhr der Pfarrer fort, „wenn nun die Franzosen in unser Land kommen, wenn das Elsaß politisch etwa wieder französisch wird: was machen Sie denn da?"

Frau Katharina dachte nach.

„Dann erzieh' ich meinen Kindern Charakter ins Blut" —

„Ja, ja, schon gut, wenn aber die Franzosen unsre Obrigkeit werden?"

„Dann sag' ich: Kinder, seid untertan der Obrigkeit, denn sie hat nun einmal Gewalt über euch; aber in euren Herzen bleibt mir freie

Männer, die Gott mehr gehorchen als den Menschen! Und ich denke, meine Dickköpfe werden das tun. Denn die haben ihres Vaters Schädel und sind eigensinnig wie Försterdackel."

Sie lachte. Der Pfarrer lächelte mit.

„Noch etwas andres, Frau Stürli! Liebkost Ihr Mann noch immer den Gedanken, Bielers Haus und Gut zu pachten?"

„Und ob er's tut! Ach, der gut', gut' Mann! Er ist ja so ein Braver, Herr Pfarrer, das glaubt man ja gar nicht! Wie oft am Abend rechnet er mir vor, setzt sich da an den Bettrand und überschlägt seine Ersparnisse. Es ist ja so schön, Pläne zu machen oder auch einander vorzulesen, wenn die Kinder schlafen gegangen sind. Aber es langt halt nicht!"

„Ein fleißiger, kluger und sparsamer Mann, das ist wahr," lobte Arnold. „Und ein guter Mensch dazu. Aber Bielers Weinberg ist keine Kleinigkeit."

„Wir haben ja noch eine Erbschaft im Hintergrund" meinte Frau Stürli kleinlaut und wollte etwas weitschweifig ihre Familienverhältnisse auseinandersetzen.

„Schicken Sie mir einmal in der Dämmerung oder nach dem Nachtessen Ihren Mann ins Pfarrhaus!" unterbrach Arnold. „Ich will die Dinge gemütlich mit ihm durchsprechen. Was geschehen kann, soll gern geschehen. An mir soll es jedenfalls nicht fehlen. Aber, Frau Stürli" — und er hob den Zeigefinger —, „wenn's Ihrem Herzen und Ihrer Zunge möglich ist, so sprechen Sie nicht darüber!"

Es dunkelte bereits. Da kam ein Schuljunge den Weinberg heraufgehastet; man hörte seine Holzschuhe schon von weitem klappern. Und seine Stimme scholl von unten zu den spielenden Kindern herauf: „Ist der Pfarrer bei euch, Hans?" Als bejaht wurde, rief es weiter aus der Dunkelheit: „Er soll schnell heimkommen! Es isch ebbs g'schehn!"

* * *

Schon unterwegs, unter der Laterne am oberen Brunnenplatz, traf der Pfarrer eine Gruppe von Bürgern und Feldgrauen. Sie besprachen ruhig und mehr hoffnungsvoll als besorgt das deutsche Friedensangebot. Der Pfarrer blieb einen Augenblick stehen. „Was

gibt's sonst noch Neues, Nachbarn? Da hat mich eben ein Junge nach Hause gerufen..." Ach ja, es solle ja eine Prügelei bei Bielers oder so etwas passiert sein, meinten die Leute; und man munkle, der Gustav habe einem Hauptmann ein paar Dachteln 'runtergehauen... Der friedliebende, menschenscheue Gustav? Das klang merkwürdig.

Eilends nach Hause! Das Pfarrhaus lag finster. Nur die Küche war hell und laut. Schon beim Ablegen des Mantels hörte der Pfarrer Gustavs heiser erregte Stimme, gegen die der alte Bieler nicht durchdrang. „Und woher, Papa Bieler? Ihre Schuld, Ihre Schuld! Warum führen Sie den Mann in den Keller? Warum machen Sie ihn betrunken? Aus Angst! Warum aus Angst? Weil der Georges ausgerissen ist! Seitdem sind Sie ein verängsteter, unsicherer, haltloser Mann — —"

Er verbitte sich solche Sottisen von einem jungen Menschen, wehrte sich der ergrimmte alte Bieler gegen den Aufgeregten, er wisse von allein, was sich schicke und brauche sich keinen — —

„Ruhig, Kinder, ruhig!"

Schweren Schrittes trat der Pfarrer in die Küche. Fanny eilte ihm entgegen. „Gott sei Dank, Onkel Arnold!" Bieler brach ab, zog das Taschentuch und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. Alle atmeten auf. Arnolds Frage nach dem Sachverhalt ließ wieder ein lebhaftes Durcheinander aller Stimmen aufwirbeln. Aber Fanny drang durch, gab knappen, klaren Bericht und versäumte nicht, Gustavs mutiges Auftreten zu loben.

„Und jetzt?" rief Gustav, in dem eine trotzige Erregung heftig nachschwang und den schmalen, schlanken Körper in zitternder Spannung erhielt. „Was jetzt, Papa? Zu solchen Deutschen auswandern?! Ja, auf eine deutsche Festung! Jetzt stellen sie mich vors Kriegsgericht. Jetzt reißen sie mir Borten und Achselklappen runter. Jetzt könnt ihr zwei eure Pläne allein machen! Mit mir ist's noch früher aus als mit Deutschland."

Er griff nach einem Glas, trat an die Wasserleitung und stürzte das kühle Naß hinunter. Worauf er sich auf die Küchenbank setzte, in sich zusammensank und fortan gänzlich schwieg. Lisy stand voll stummer Bestürzung. Alle warteten auf Arnolds Rat.

In ihm schimmerte noch das Weinberghäuschen nach. Und von der andern Seite her schattete das Schwere, das sich über Deutschland herabsenkte. Er blieb gefaßt. Der Händel schien ihm belanglos. Jetzt galt es um gewaltigere Dinge.

„Kinder," sprach er, „vor wenigen Stunden haben drei von uns eine Art Bund geschlossen oder schließen wollen. Wir wollten ein Land oder eine Möglichkeit aufsuchen, wo man große Gedanken und ein reines Herz ungestört auswirken könnte. Nun? Was ist daraus geworden? Gustav und Fanny: so lang also nur hat unser Bund oder Vorsatz gedauert? Ich wende kaum den Rücken, so pfuscht uns der Teufel ins Handwerk, während Deutschland draußen zusammenbricht. Kinder, Kinder! Das war nicht die Selbstbeherrschung, die ich euch lebenslang gepredigt habe. Hier hattet ihr Gelegenheit, euch einmal groß zu benehmen, schweigend, edel, abweisend —"

„Es war zu empörend!" brach es aus Fannys jungem Herzen heraus. „Du kannst dich nicht hineinversetzen, Onkel Arnold, wie wüst das war! So häßlich diese Stimme — und die Gesinnung dahinter so gemein! Das Gemeine haßt man, so leidenschaftlich als man nur kann!"

„Nun ja, Fanny! Aber verliert doch wenigstens untereinander die Haltung nicht! Ich traf dich ja in wildem Gezänk, Gustav, mit unserem guten Nachbar Bieler! Die Stunde ist ungeheuer ernst und groß; wir brauchen unsre ganze Fassung. Da lest nur das Neueste! Es gibt jetzt bald Frieden im Land, aber freilich einen bittern Frieden. Deutschland geht ins dunkle Tal. Und wir alle mit."

Der Pfarrer warf die Zeitung auf den Tisch. Niemand griff danach. Lisy fragte seufzend: „Aber, Cousin, was soll man denn tun? Ein Händel mit einem deutschen Offizier ist besonders hierzulande eine arg schlimme Sache. Der Hauptmann kann uns ja alle ins Unglück bringen!"

„Nun, das wollen wir denn doch noch sehen", erwiderte Arnold. „Ich mache sofort eine Eingabe an das Gouvernement, an den Freund dieses Freiherrn von Stein, der uns neulich besucht hat."

„Ja, das tu, das ist ein Gedanke!" rief Fanny. „Soll ich die Schreibmaschine herüberholen? Soll ich dir's mit Maschinenschrift schreiben? Ich tippe ja Tag und Nacht und hab' solche Üb— —"

Sie brach mitten im Wort ab. Das Blut schoß ihr ins Gesicht und der Finger an den Mund. Sie stand wie einst in der mißglückten Kantstunde.

„Was schreibst du denn?" fragte Arnold verwundert. Aber er war bereits in Gedanken an dem zu entwerfenden Brief und ging mit einer abwinkenden, nachdenklichen Handbewegung darüber hinweg. „Nein, es ist nicht nötig. Nur Eile tut not. Nachbar Bieler, Sie gehen gleich zu Stürli: er soll sich zurechtmachen, er muß noch ins Städtchen zum Postamt! Ich schreibe inzwischen den Eilbrief an den Oberstleutnant Trotzendorff in Straßburg und zugleich ein Telegramm um Zureiseerlaubnis zu einer persönlichen Aussprache. Komm, Gustav, den Brief setzen wir zusammen auf!"

Arnold ging voraus. Sein Sohn erhob sich sehr mühsam aus seiner gänzlichen Erschlaffung.

Und indem er zögernd stand, reckte er plötzlich wie ein Gähnender oder wie ein Verzweifelter beide Arme in die Luft — und glich in dieser Stellung Laokoon zwischen den Schlangen.

Siebentes Kapitel

Briefe eines Elsässers

Muttersprache deutschen Klanges,
O wie hängt mein Sinn an dir!
Des Gebetes und Gesanges
Heil'ge Laute gabst du mir.
Sollt' ich deine Fülle missen,
O mich kränkte der Verlust
Wie ein Kind, das man gerissen
Von der warmen Mutterbrust.
Adolf Stöber

Im Oktober 1918.

... O Gustav, Gustav, mir ist bitter weh ums Herz! Meine Spannkraft ist ganz und gar verpufft. Herrschaft, ich werde wohl in meinem ganzen Leben nicht mehr lachen! Es ist nicht mein zerschossener Fuß, nicht mein persönliches Leid — nein, nein, das ist alles nichtiges Anhängsel. Doch Deutschlands Canossagang! Wir beugen uns, wir kriechen zu Kreuz, wir küssen Wilsons Pantoffel!

Stell' dir den Briefschreiber vor! In einem niederrheinischen Lazarett, noch des Schlachtfelds Unmelodien in allen Nerven, liegt und leidet der Elsässer Erwin Ehrmann. Zornig und traurig, mit eingeschientem Fuß, von einem unhöflichen Stabsarzt behandelt, liest er in der Zeitung Deutschlands Bittgang. Und er liegt wie verhämmert, wie dumm geprügelt von Kopfnüssen des Schicksals. Dazu also hat man so bitterlich geblutet, gehungert, gefroren! Herrgott im Himmel, sind wir denn schlechter als die andren? Allwaltender, was hast du mit deinen Deutschen vor, daß du sie so erbarmungslos in die Asche wirfst?!

Innen und außen haben wir nirgends ein Genie; das ist unser Unglück. Nur den großen und schlichten Hindenburg. In der Diplomatie Stümper und Monokelschöpse, keinen Meister. Die haben unsren tapferen Soldaten diesen gigantischen Krieg gegen solche

Übermacht auf den Buckel geladen wie einen überschweren Tornister. Da muß ja der zäheste Landwehrmann und Krummstiefel zusammenbrechen.

Und unser Elsaß? Nach einem Punkt in Wilsons Programm soll das sogenannte „Unrecht von 1870" wieder gutgemacht werden! Unrecht? Die ehrliche Rückeroberung zweier geraubter deutscher Provinzen? Und das Unrecht von 1681?! Reden nicht 90 Prozent von uns deutsch? Weiß der König des Mammonlandes nicht, daß wir Alemannen sind, die 1681 gewaltsam französisch gemacht wurden? Ist dies nun das Selbstbestimmungsrecht der Völker? Ist das Völkerfrieden?

Tausende von uns Elsässern haben in diesem Weltkrieg mit deutschen Kameraden gegen Frankreich und England gekämpft. Darf und kann man uns nun einfach zu französischen Untertanen umfärben, wie man Militärhosen dunkelblau färbt, um ein paar Zivilhosen draus zu schneidern? Kann man Herzen und Zungen umfärben, Gustav?

Ich lasse mich nicht umfärben. Kommen wird einst ein Tag, da wir das Elsaß zurückerobern, wenn sie's jetzt französisch machen. Nach Jena kam Leipzig. Napoleon durchbrauste Deutschland siegreich bis Tilsit — und Europa bis Moskau — und er wurde doch heruntergeholt. Auch die Stunde der Engländer kommt noch!

Ich lasse mich nicht umfärben. Inniger als je fühl' ich mich mit diesem tapfern und geduldigen Deutschland verbunden; besonders da ich hier im Lazarett einen ganz prächtigen Westfalen gefunden habe, den ich nicht nur Kameraden oder Stubengenossen, den ich Freund und Bruder nennen darf. Werde nicht eifersüchtig, Gustav, und ihr andern geliebten Gefährten! Aber mein Dirk ist mein Freund im reinsten Sinne des Wortes. Beglückwünsche mich, Gustav, und freue dich mit mir!

Seine Mutter ist Holländerin. Daher der sonderbare Vorname Dirk. Im übrigen heißt er Schütz und ist Sohn eines Arztes, der vor kurzem gestorben ist. Er selber Ingenieur oder Techniker, blond, blauäugig, gut und fromm. Es gibt ein Jugendbildnis von Albrecht Dürer, mit einer Distel oder dergleichen in der Hand, sehr ausdrucksvoll geschnittene Lippen — dem gleicht er. Reiner Charakter;

war in der Berliner inneren Mission praktisch tätig und ist mit Arbeitern stromernd und missionierend im Betrieb gewesen; Wandervogel; ganz Vollendungsdrang. Und eine so stille, stille Art! Er ist viel ruhiger als ich. Ein Granatsplitter hat ihm den rechten Arm übel zerrissen; doch geht von seinem Leidenslager so wohltuende Ruhe aus, daß ich die Stunde segne, in der man mich in diese Stube zu diesen katholischen Schwestern getragen hat.

Bei uns ist noch ein Heidelberger Student, der sehr im Banne moderner Literatur befangen ist. Da las ich denn auch allerlei, las die im Nordland Geborenen Knut Hamsun, Hermann Bang, Strindberg, las die Pariser Anatole France und — ich weiß nicht, was alles! Ahasverische Unruhe dort und hier! Maskentanz! Das pendelt zwischen Gehirn und Unterleib, zwischen Verstand und Sinnlichkeit. Aber sie finden nicht den Ruhepunkt dazwischen: das Herz. So täuschen sie sich und uns mit stilistischen Reizen, Kunststücken und Einfällen über den mangelnden Mittelpunkt hinweg. Nein, nein, ich bin selber lebhaft genug und brauche nicht noch Aufpeitschung. Das ist Wirbel, aber kein Ziel, kein Ideal, kein Gott! Erst ist man von dem Mummenschanz gefesselt und von all den Einzelheiten überrascht — und immer wieder überrascht — bis man diese Überraschungen gelangweilt an die Wand wirft. Seele her! Und rote Wangen!

Dirk hat Seele; Dirk hat Mittelpunkt. Dort sind Kometen, hier ist Sonne. Ein Frommer, kein Frömmler. Schlichte, deutsche, warme Frömmigkeit, die keine Worte macht, die sich durch Ausstrahlung mitteilt. Der Herzschlag wird ruhig in seiner Nähe. Ein Blick seiner stillen Augen — ein Klang seiner tiefen, langsamen Glockenstimme — Gustav, und ich bin ganz voll Frieden. Er ist ein Choral von Bach. Ich sah niemals in so frühem Alter solche Reife. Wenn Deutschland nur ein Dutzend solcher Menschen hat, wird es nicht untergehen. Und es hat sie, mein Gustav, verlaß dich drauf, es hat sie!

Ich lasse mich nicht umfärben. Ich halte Dirks Landsleuten die Treue. Und wenn ich mit zerschossenem Knöchel oder Klumpfuß wieder in die Westmark einhinke — paß auf, Herzensfreund! Dann gründen wir erst recht den Elsaß-Bund! Dann tun wir, was uns

die Französlinge vor dem Kriege gelehrt haben, nur umgekehrt: wir halten unter französischer Herrschaft deutsche Sprache und Art hoch, in einem Geheimbund herzlich und heimelig hoch, bis uns ein erstarktes Deutschland wieder zum Mutterlande zurückholt.

Leb' wohl für heute! Die schönste Stunde des hiesigen Tages naht: Dirk will mir wieder einen Brief an seine Mutter diktieren.

Heil! Dein Erwin.

* * *

Selig sind, die da Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen! Ich habe Heimweh, Fanny. Aber hab' ich denn noch eine Heimat? Wenn das Elsaß französisch wird — ist dieses Land dann noch meine Heimat?

Tagsüber bin ich tapfer, liebes Cousinchen. Doch kaum fallen mir die Augen zu, so wandert mein Geist, wandert durch mein geliebtes Elsaß. Beim Wasgenstein, wo Walther um Hildegunde gekämpft hat, und bei der Ruine Fleckenstein fang' ich an. Oben winken Ritter und Landsknechte: „Herauf zu uns, Landsmann!" Unten aber, am Fuße der Felsmassen, zwischen wilden Hecken, legt eine modern-französische Schildwache das Gewehr an: „Qui vive?" Ich streiche dann in bangem Bogen rund herum — überall diese Stahlhelme, die ich nur zu gut kenne! Also weiter — durchs Steinbachtal nach den Burgen Falkenstein und Neu-Winstein, nach dem Hanauer Weiher mit seinen Seerosen, nach Wörth und Fröschweiler, nach Reichshofen und Niederbronn, nach Lichtenberg, Dagsburg, Lützelburg und Hohbarr, nach dem Odilienberg und der Hohkönigsburg! Wie der wilde Wandrer streich' ich den Wasgenwald hinauf und hinab, hinab und hinauf die ganze Nacht — und finde nirgends Obdach!

Fanny, ich bin deutscher Lehrer, Wandersmann und Schneeschuhläufer, ich habe meine Kinder für die Natur und für deutsches Lied, deutsche Kunst, deutsches Dichten und Denken begeistert. Jetzt wollen Wildschweine in meinen Weinberg brechen und alles verwüsten. Denk' ich ans Münster, denk' ich an unsren Sängersaal, wo ich so oft im Männergesangverein mitgesungen, so schießen mir die Tränen in die Augen. Du fühlst das nicht so nach, Fanny, unsereins aber geht daran zugrunde.

Das heißt — zugrunde? Nein, Cousinchen, den Gefallen tun wir ihnen nicht! Ich stelle mich vielmehr auf Kampf ein. Wie das zu geschehen hat, weiß ich noch nicht, aber ich weiß, daß es geschieht. Du fühlst meinen Seelenzustand nicht nach, geliebte Fanny, verzeih, daß ich's wiederhole! Denn deine Erziehung im Pensionat zu Nancy und eure französischen Brocken im elsässischen Gespräch haben deinem Vaterhause, trotz Onkel Arnolds Nachbarschaft, einen andren Ton gegeben. Mir nicht. Und das ist neben den sämtlichen neunundneunzig herrlichen Dingen, die ich an dir liebe, der einzige Schatten. Aber der Schatten wird nun riesengroß. Verzeih, mein Frohmacherle von einst, mein Freudenbringerle, daß ich das offen ausspreche!

Ich hab' Heimweh, Fanny. Ich möchte in irgend etwas, in irgend jemandem ausruhen. Immerzu war ja Krieg, immerzu Haß! Schon als Kind hab' ich die Mutter, als Knabe den Vater verloren. So sehr ich meine zwei Schwestern liebe — ich weiß nicht — ich hab' halt Heimweh.

Mein Fuß heilt, mein Herz nicht. Behalt lieb

Deinen Erwin.

* * *

... Aus deinem Briefe bin ich nicht recht klug geworden, lieber Gustav. Krach gehabt mit einem Hauptmann? Was für ein Hauptmann? Einquartierung oder Etappe oder Garnison? Einerlei. Daß du dich deiner Haut gewehrt — wacker! Im übrigen, lieber Gustav, was für ein Schauspiel! Wir sind eingekeilt zwischen zwei Völkern. Von Frankreich vergewaltigt — von Deutschland angeschnauzt! Wohin soll man auswandern?

Ich will dir etwas Schönes erzählen. Dirks Schwester ist jetzt hier in der Stadt und besucht jeden Tag ihren Bruder. Wie soll ich sie schildern? Sie ist sein Ebenbild. So etwas Goldblondes hab' ich in meinem Leben nicht gesehen. Das gibt's nur noch im Märchen. Hertha ist ein rechtes liebes deutsches Mädchen — das sagt alles. Sie ist jünger als Dirk, doch ebenso stiller Art wie er, und voll Mütterlichkeit. Wandervogel auch sie. Hat gestern ihre Laute mitgebracht und uns Lieder vorgesungen. Ach, diese alten deutschen

Lieder im „Zupfgeigenhansl", vom rosigsten Munde der Welt gesungen! Die „Königskinder" klingen in ihrer niederdeutschen Mundart ganz anders:

„Et wassen twe Künigeskinner,
De hedden enanner so lef" —

— so ungefähr. Und zum Anbeten schön ihre Marienlieder:

„Ufm Berge, da geht der Wind,
Da wiegt die Maria ihr Kind
Mit ihrer schlohengelweißen Hand,
Sie hat dazu kein Wiegenband.
Ach Joseph, lieber Joseph mein,
Ach hilf mir wiegen mein Kindelein" — —

Von Gott wurde mir diese Dirkschwester gesandt, Herzensfreund, denn ich wäre schwermütig geworden trotz Dirk. Herthas Augen sind ein deutscher Waldsee bei blauem Himmel; und ihre Stimme — du brauchst nur einen Buchstaben zu ändern: Waldfee. Nicht stark, gar keine besondere Stimme, sogar ziemlich leise, aber melodisch und seelenvoll und so jungfräulich rein. Alles Leid schwindet, man wird wunschlos, wenn diese Waldfee im blauen Gewand, goldne Zöpfe rund um den Kopf gebunden, auf Dirks Bettrand sitzt. Um den Hals hat sie ein Muschelkettchen, das ovale Gesichtchen ist von rosiger Farbe; sie ist ziemlich groß, doch von schmalem Brustbau, nicht so voll und fest wie unsre kleine Fanny und auch viel ruhiger und bedachtsamer in allen Bewegungen. Schweigend sitzen die beiden holden Geschwister manchmal da, Hand in Hand, und sehen sich nur innig an; oder sie erzählen halblaut von zu Hause, von der Mutter. Wie haben sie ihre Mutter lieb! Gustav, daß du und ich ohne Mutter aufgewachsen sind! Dirks Mutter hat eine grippenkranke junge Schwester zu pflegen, sonst wäre die Witwe selber aus ihrer westfälischen Heide hergereist.

Mir wird jetzt erst bewußt, wenn ich in dieses Mädchens Augen schaue, was für Tiefe in dem einen Worte steckt: deutsches Gemüt. Laß dir von einem solchen lieblichen Wesen nach all den Kriegsscheußlichkeiten unsre alten deutschen Lieder halblaut singen, schwermütiger Herzensfreund, und du weißt, was ich meine.

Mit diesen Menschen möcht' ich wohl gern Weihnachten feiern — ich würde weinen vor Glück!

Gustav, wir Heimatlosen grüßen einander. In inniger Freundschaft

Dein Erwin.

* * *

Mein lieber, verehrter Onkel Arnold!

Hier hab' ich zwei Adelsmenschen kennen gelernt, einen Kriegskameraden und seine Schwester. Wollt' ich nicht einen Bund der Edelsassen gründen? Hier hab' ich zwei Edelinge gefunden. Gustav wird dir davon erzählt haben. Die Spiegel dieser Blauaugen sind für mich Mimirs Quell geworden: ich habe Weisheit getrunken. Und noch viel mehr. Das sind Herzen, aus denen Licht und Wärme der Ewigkeit quillt!

Onkel Arnold, ich habe leider sehr viel Christen gesehen, die keine Christen sind. Ich wäre irre geworden an der christlichen Religion, ja, ich wäre wohl aus der Kirche ausgetreten; denn lieblose Gesichter im Bunde mit biblischen Redensarten sind mir das Widerwärtigste auf Gottes Erdboden. Da kamen Dirk und seine Schwester. Die haben mir die christlichen Formen in unaufdringlicher Art wieder verklärt. Ihnen könnt' ich den Kopf wieder vertrauensvoll an die Schulter legen und in Glück und Dankbarkeit einschlafen wie das Kind an der Mutterbrust. Der Krieg hat mich arg mitgenommen. Ich brauche Liebe, keine Redensarten.

Sieh, Onkel Arnold, nicht nur daß man uns das Elsaß nehmen will, tut mir so weh; aber daß so viel gemeine Gehässigkeit mit diesem Raub verbunden ist. Was sind denn jener Kolmarer Priester und die andren alle schon vor dem Kriege anders gewesen als Diener des Hasses? Sie höhnten, schimpften und schürten gegen angebliche deutsche Unterdrückung — oh, laßt aber einmal sie und ihre Franzosen ins Land kommen! Da wird man Drangsalierung erleben!

Ich wäre irre geworden an der ganzen Menschheit, wenn ich nicht Dirk und Hertha gefunden hätte. Die aber hab' ich lieb. Ihr Dogma ist mir gleichgültig: ich hab' sie lieb, denn sie sind gut. Gutsein ist Christentum.

Nun weicht es wie Nebel von meinen Augen und zieht wie Sonne ein. Nicht das Hirn erlöst, nur das Herz. Hirn ohne Herz ist des

Teufels. Gut sein, Onkel Arnold, lieb haben! Habt ihr mich nicht oft genug den immer verliebten Erwin genannt? Gott sei Dank, daß ich's war! Ich will's bleiben bis an mein seliges Ende — und will im Himmel erst recht lieben.

Daß ich hier im Lazarett, sitzend, den verbundenen Fuß auf einem Schemel, einen Vortrag über das Elsaß gehalten habe — mit Erstaunen merk' ich, daß es mir jetzt erst einfällt. Und ich spüre auf einmal, daß mir etwas anderes anfängt, wichtiger zu werden: eben die Herzensgüte, die wahre Liebe. Ich war noch bis gestern entschlossen, im Elsaß den Kampf aufzunehmen. Ob ich aber in ein gehässiges Elsaß zurückkehre und ob mir ein Land der Verhetzung noch Heimat sein und Sauerstoff für die Seele liefern kann — wahrhaftig, ich weiß es nicht. Ich will wohnen, wo Dirk und Hertha leben und lieben — —

Und sieh, Onkel Arnold, in diesem Zusammenhange hab' ich mir auch über dich, Gustav und Fanny Gedanken gemacht. Es liegt ein Bann über euch, verzeih, wenn ich das ausspreche! Ich seh' euch aus der Ferne mit neuen Augen an. Nicht daß ich euch etwa weniger liebte, o nein! Nur mein' ich oft, das Beste in dir hätte sich in andrer als der elsässischen Luft viel mehr entfalten können. Und Gustav weint ja erst recht nach innen. Da versteh' ich nun plötzlich eure geplante Auswanderung. Es ist nicht die örtliche Veränderung an sich, es ist das Aufsuchen einer reineren Luft. Ja, jetzt versteh' ich das. Und ich spreche die Bitte aus: nehmt mich mit — und nehmt auch Dirk und Hertha in euren Bund auf!

Und noch eins! Da schoß es mir heut' in den Kopf: soll das Elsaß vielleicht Opfer für uns sein? Sollen wir äußerlich heimatlos werden, um dafür von dem gerechten Weltenlenker eine seelische Heimat der Liebe einzutauschen? Mein väterlicher Freund, dann will ich das Opfer mit Dank und Wehmut bringen, will meine elsässische Heimat, an der meine ganze Seele hängt, nie mehr schauen — dafür aber eintreten in das Land der Liebe.

Sei in herzlicher Verehrung gegrüßt!

Dein Erwin.

* * *

Arnolds Antwort

Mit herzlichem Dank, mein guter Erwin, bestätige ich den Empfang deines Briefes. Du bist auf rechtem Wege, den bevorstehenden Verlust unserer engeren Heimat — denn wir werden Elsaß-Lothringen verlieren — durch Vergeistigung zu überwinden. Bring' das Opfer, lieber junger Freund, bring' es freudig! Gott hat dir dafür dort zwei wertvolle Menschen geschenkt. Du siehst, daß du aus der unsichtbaren Welt geschützt und geleitet bist. Vertraue dieser Leitung!

Der peinliche, ja angesichts der großen und schweren Zeit doppelt widerliche Vorfall mit dem Hauptmann, wovon dir Gustav geschrieben hat, wird sich hoffentlich schadlos beilegen lassen. Morgen erwartet uns in Straßburg zu einer persönlichen Aussprache der hierin bestimmende Oberstleutnant; er ist mit dem thüringischen Baron befreundet, der uns neulich hier besucht hat. In seinem Schreiben nimmt er in liebenswürdiger Weise auf Gustavs Zustand Rücksicht und bittet nur Bieler und mich nach Straßburg. Fanny soll mitkommen und sich zur Verfügung halten, falls die Sache sich verwickelt; doch hofft er, alles in der Stille abzumachen. Daß man sich überhaupt in solcher Zeit mit solchen niedrigen Dingen auch nur einen Augenblick befassen muß, nicht wahr, lieber Erwin! Siehst du, das ist unser Elsaß.

Doch noch etwas Gutschönes, etwas Schlichtmenschliches muß ich dir erzählen, mein Lieber. Im Gespräch mit jenem Baron von Stein wies ich neulich auf meine mannigfachen Arbeiten und Aufsätze hin, die ich seit meinen Heidelberger Jahren in meinem Schreibtisch verschließe. Gesprächsweise hatte ich wohl einmal Lisy oder Fanny davon Erwähnung getan. Kurz, nach einer schweren Nacht suchte ich danach, aus einem Grunde, der weiter nicht hieher gehört. Ich suche — und finde nicht. Zunächst geh' ich an meine Tagesarbeit, suche dann aber wieder und ziehe endlich Lisy zu Rate. Diese wird rot, verlegen, weicht aus. Tags darauf, mit dem lang erwarteten Brief des Oberstleutnants Trotzendorff, der uns nach Straßburg bestellt, zu Fanny eilend — was entdecke ich? Das liebe Kind sitzt an der Schreibmaschine und schreibt mir schon seit Tagen heimlich meine Handschriften ab, oft halbe Nächte über der Arbeit

verwachend! Du kennst ihre holdselige, kindliche Art, wenn sie bei solchen anmutigen Streichen ertappt wird. Ich habe nach einer Gewohnheit aus älteren übermütigen Zeiten sie wieder einmal wie ein Kind auf die Arme genommen und ihr von Herzen gedankt.

Gott nimmt uns die Heimat, lieber Erwin, aber er schenkt uns Menschen.

Behalt lieb deinen väterlichen Freund

J. F. Arnold.

Achtes Kapitel

Ein Tag in Straßburg

Zu Straßburg, ja zu Straßburg
Soldaten müssen sein ...
Volkslied

Oberstleutnant von Trotzendorff saß in seinem Straßburger Amtszimmer.

Eine schmucklose Stube zu ebener Erde, ein großer Tisch in der Mitte, Aktenschränke und einige Stühle — das war seine Arbeitswelt. Vor den vergitterten und geschlossenen Fenstern ging die Lebensbewegung der Blauwolkengasse schattenhaft hin und her. Über der Stadt Straßburg lastete eine lauernde und dumpfe Stimmung.

Die deutsche Westfront wich langsam, wenn auch unzerbrochen zurück. Jedoch von hinten her nagte Zersetzung. Siegfriedstellung hieß unsre festeste Linie im Westen. In der Tat: Hagen bereitete sich vor, Siegfried in den Rücken zu stoßen. Und hart, ja hochmütig klang über den Ozean herüber Wilsons Antwort auf das deutsche Friedensangebot. Die Französlinge im Elsaß rieben die Hände. Eine triumphierende Tücke war auf manchen Gesichtern der Straßburger unverkennbar; und oft genug steckte man die Köpfe zusammen und tuschelte. Doch eisern hielt die Kriegsmaschine vorerst noch die Haßgesinnung unter Zwang...

Trotzendorff hatte den Stuhl zur Seite gedreht. Sein Ellenbogen lag auf dem Tisch; die Hand spielte mit dem sehr großen Blaustift. Äußerlich beherrscht, pflegte er die innere Erregung nur durch das Spiel der Hand zu verraten. In gewohnter Weise saß er kerzengerade, breitschultrig, gut gebaut, immer Soldat. Die graue Litewka mit dem Rosakragen des Generalstäblers saß tadellos. Die buschigen Brauen gaben dem ehrlichen Gesicht Ernst und Strenge, unge-

mildert durch das graue, knapp geschorene Haar und den kurzen grauen Schnurrbart.

So saß der Preuße im Gespräch mit dem ungefähr gleichaltrigen elsässischen Pfarrer Johann Friedrich Arnold.

Des Pfarrers schwarzgekleidete Gestalt war in der Tiefe des Zimmers vom Fenster her beleuchtet. Er hatte die Hände auf die Krücke seines Schirmes gestützt und hielt zugleich den Zylinderhut. Da er auch dunkle Lederhandschuhe trug, hob sich das ziemlich bleiche, lange Gesicht scharf ab von dem farblosen Ton der Hinterwand.

Zwei tiefernste Männer saßen einander gegenüber.

Sonst klingen um diese Herbstzeit Straßburger Glocken wehmutschön durch die alte Nebelstadt. Besonders die metallenen Stimmen des hohen Münsters haben ihren eigenen Klangzauber. Doch die Töne des Himmels waren im Laufe des Weltkriegs gleichsam eingefroren; aus Besorgnis vor Fliegergefahr hatte man das Geläute eingeschränkt; und viele Glocken waren in Kanonen umgegossen. Nun herrschten nur die nüchternen Geräusche der Straße, gelegentlich scharf unterbrochen vom grellen Geklingel einer elektrischen Bahn.

„Entschuldigen Sie, Herr Pfarrer, daß sich unsre Zusammenkunft um einige Tage verzögert hat", sprach Trotzendorff. „Die Gegenseite hat den Vorfall aufgebauscht. Aber ich hoffe die Sache möglichst geräuschlos niederzuschlagen. Den Herrn — wie heißt er doch gleich? — Ihren Nachbarn Huber oder Bieler und ebenso den Hauptmann habe ich auf eine halbe Stunde später bestellt. Es lag mir daran, zuvor mit Ihnen allein zu sprechen, Herr Pfarrer. Wir haben übrigens zwei gemeinsame Bekannte."

„Zwei?" erwiderte der Pfarrer. „Das sollte mich zwar freuen, aber — ich weiß nicht —"

„Da ist zunächst Baron von Stein, der Sie neulich besucht hat. Sie haben sich ja angefreundet, wie ich höre. Sechs Jahre sind es wohl her, da haben meine Frau und ich mit diesem Freunde Frankreich bereist, die Provence, bis hinaus nach Lourdes, wo es mir freilich zu mittelalterlich geworden ist. Ingo war damals ein wenig Schwärmer, wir nannten ihn Spielmann. Hört er gute Musik,

so ist er auch heute noch derselbe und nicht mehr zu halten. Diesem Zuge seines Wesens verdankt er Ihre Bekanntschaft — und verdank' ich Ihren Brief und Besuch. Sie sehen, wie wunderlich unser himmlischer Generalstab seine Menschen lenkt."

„Ich habe meinerseits", schob hier Arnold höflich ein, „zu danken, daß ich bei Ihrer übermäßigen Arbeit — —"

„Freilich übermäßige und nicht erfreuliche Arbeit," warf der Offizier ein, fuhr aber nach einem Blick über den Tisch sogleich fort: „Dann haben wir aber noch einen zweiten gemeinsamen Freund. Dort habe ich zuerst von Ihnen gehört. Entsinnen Sie sich des Professors Lobsann in Heidelberg und seiner prächtigen Frau Cäcilie?"

„Ach, was Sie sagen!" Der Pfarrer blitzte ordentlich empor. Die Amtsstube verklärte sich. Er schaute Goethes Lieblingsplatz am Heidelberger Schloß; er schaute den schön geschwungenen Neckar; er betrat eine nahe Villa und lauschte dem Gesang der damals blutjungen, eben aus der Schweiz nach Heidelberg vermählten Gattin eines seiner Universitätsfreunde. „Mein lieber alter Freund Lobsann! Einer der wenigen, der sehr wenigen, die mich mit Tränen in den Augen scheiden sahen — damals!"

„Ich weiß", nickte Trotzendorff. „Lobsann hat mir's erzählt. Meine Frau ist mit Frau Cäcilie befreundet."

Im Nu waren die beiden Männer in Erinnerungen an Heidelberg ausgeflogen und lustwandelten ein Weilchen in studentischen Fernen. Sie hatten im Jahre 1886 die großzügige Festfeier der Hochschule miterlebt.

„Ein unvergeßliches Fest!" rief der Pfarrer. „Nicht nur das Schloß in seiner bengalischen Beleuchtung, nicht nur der glühende Neckar — mehr noch der Geist des Ganzen, die überschäumende Festfreude in jenen vier, fünf Tagen. Es ist dabei merkwürdig, wie man auf solchen Hintergründen Einzelheiten behält. So kann ich z. B. nie vergessen, wie ein Kind, ein kleiner blonder Lockenkopf, in der festlichen Menschenmasse unter die Pferde einer vorüberfahrenden Kutsche geriet —"

„Sahen Sie das auch?" Trotzendorff ward lebhaft. „Und haben Sie gesehen, daß einige Studenten und Offiziere den Pferden in

die Zügel sprangen? Nun, darunter war auch ich. Da haben wir also damals in derselben Straße Schulter an Schulter gestanden, Herr Pfarrer, und vielleicht gar miteinander gesprochen! Vorzüglich!"

„Lieber Gott, und in wie andrer Stimmung!"

Der Pfarrer seufzte. Man war wieder in der Gegenwart.

„Sie haben wohl inzwischen meinen ausführlichen Bericht gelesen, Herr Oberstleutnant?"

Trotzendorff nickte.

„Genau gelesen. Mit Wehmut gelesen. Ja, ich kann wohl sagen: mit Ergriffenheit. Ich bin schon einige Zeit hier in der Verwaltung und arbeite täglich bis zum Umfallen. Aber Sie haben in diesem Bericht aus dem besonderen Fall soviel Allgemeingültiges herausgeschlagen, daß ich Ihnen dankbar bin. Ich habe die Elsässer dadurch besser verstehen gelernt. Manches, was für unsern preußischen Ordnungssinn sachliche Verfügung ist, wirkt auf diese Leute wie bösartige Absicht. Und sie pflegen das dann unter dem Fremdwort ‚Schikane' anzufeinden. Das tut mir recht leid."

„Diese Bemerkung in Ihrem Munde freut mich", versetzte der Pfarrer. „Unsereins kommt mit Volk wie mit Regierung gleicherweise in Fühlung. Wieviel Bitterkeit müssen wir da allerdings bekämpfen! Es steht leider nicht gut um die deutsche Sache im Elsaß, das muß ich offen sagen. Das Kriegsgebiet spürt den Krieg doppelt. Und da wird von der politisch unreifen Bevölkerung gewohnheitsmäßig sofort der deutschen Regierung in die Schuhe geschoben, was doch Gebot der Zeit überhaupt ist. So verwirrt und verdummt ist unsre Volksseele. An allem Übel in der Welt sind nun einmal die Deutschen schuld. Was soll man gegen diese Seuche anfangen?"

Der Pfarrer war erregt geworden. Er fuhr, da Trotzendorff nach seiner Art schweigend gradaus blickte, sogleich fort:

„Aus meiner Eingabe haben Sie ungefähr die Welt kennen gelernt, in der ich selber lebe. Nehmen Sie zur Musik und Orgelkunst, die mir teuer sind, noch etwa Plato und das Neue Testament, Kant und Schleiermacher hinzu, so haben Sie meinen geistigen Bezirk. Und in dieser Luft habe ich auch meinen einzigen Sohn erzogen, also in gut deutscher Geisteskultur. Sie können daraus ermessen, wie mich der neuliche Fall verletzen mußte, mich, den deutsch-

gesinnten Elsässer. Und so erzog ich zum Teil auch seine Braut, die Tochter dieses unglückseligen Bieler, der dort in Lützelbronn ein großes Weingut trotz aller Kränklichkeit recht schön imstande hält. Das Mädchen ist ganz herrlich veranlagt. Aber die Politik, natürlich, hat unser harmonisches Bildungsideal beträchtlich gestört. Und mein Junge hat leider von seiner Mutter her ein zartes Nervengeflecht, von mir selbst aber ein nicht allzu starkes Herz. Lassen Sie nun diese Menschen unter den so schwierigen Verhältnissen mit einer derben Natur zusammenstoßen — — nun, und es läßt sich denken, daß es Scherben gibt."

Trotzendorff schaute vor sich hin und nickte nachdenklich:

„Ja, ja, ich bin vollkommen im Bilde."

Und der Pfarrer, der im Zuge war, setzte seine Herzensentlastung fort:

„Schauen Sie nur hinaus: was ist das für ein drückender Nebeltag! Ist es nicht, als ob alle Menschen dieses Landes wie Schatten und Gespenster ihrer Vergangenheit umherschlichen? Das Elsaß hat heimliche Melodien, hat wundervolle Herzen — aber sie können nicht los, nicht heraus und haben alle Freudigkeit verloren. Denn es gibt doch schließlich auch einen freudigen Trotz, wenn er einer guten Sache dient. Aber die elsässische Sache ist nicht gut, sie macht ihre französelnden Vertreter tückisch oder zum mindesten zweideutig. Das ist unsre Lage. Die ersten Kriegswochen — ein hinreißendes deutsches Aufjauchzen bis zum letzten Eckensteher! Nach und nach freilich kam wieder der Nebel. Doch im Herzensgrunde haben unsre edelsten Elsässer eine ganz besonders tiefe Sehnsucht nach schön gestimmtem Leben voll Gastlichkeit und Brüderlichkeit. Pöbel gibt's natürlich überall. Ich spreche von der Minderheit der edlen Seelen. Und zu den Edlen rechne ich, das darf ich mit Vaterstolz aussprechen, auch meinen Sohn. Er ist weich, und jetzt nervenleidend, aber nicht weichlich. Eine gewisse Gedämpftheit paßt übrigens in unsre elsässische Wesensart."

Hier konnte sich Trotzendorff die Bemerkung nicht versagen: „Na, wir Norddeutschen möchten denn doch dem Elsässer manchmal mehr Härte wünschen. Der Vogesensandstein ist zu weich; er verwittert leicht, wie Ihr Münster beweist, das man ja kaum ohne Baugerüst sieht."

„Bitte: wir haben auch Granit", erwiderte der Pfarrer lächelnd.

„Wie dem auch sei," lenkte der Oberstleutnant ab, „ich war in jungen Jahren hier, bin aber erschrocken, wie sich später die geistige Luft verändert hat. Sagen Sie mir, wie ist denn das gekommen? Hat das mit der Einkreisungspolitik eingesetzt?"

„Planmäßig von Frankreich aus geschürt", bestätigte der Pfarrer. „Und von der Regierung nicht mit Geschick bekämpft. Sehen Sie, da ist mein Sohn in bitterste Tragik geraten. Der Bruder seiner Braut war einst sein Schulfreund. Dann, als Student, geriet jener junge Bieler in den sogenannten Cercle des étudiants —"

„Aha! Eine höchst gehässige Sippschaft. Wir haben hier die Liste seiner sämtlichen Mitglieder. Das war ja ein ganz gefährlicher Geheimbund! Unbegreiflich, daß die Regierung diese Französelei geduldet hat! Ich habe die Akten durchgesehen: das war schon im Frieden längst kein Frieden mehr. Das war ja wie der Mord in Serajewo, der den Krieg eingeleitet hat: das war ein planmäßiges Töten des deutschvölkischen Empfindens."

„Weshalb man das geduldet hat? Weil Freisinn und Zentrum sofort der Regierung in den Rücken fielen, sobald sie im Interesse nationaler Würde Ordnung schaffen wollte. So wurde die Regierung unsicher. Aber die Unterminierung ging weiter. Jedenfalls haben wir das Elsaß innerlich nicht erobert, wir Deutschen, leider, leider! Mein Sohn holte sich das Eiserne Kreuz, aber der junge Bieler — und manch andrer noch — brannte nach Frankreich durch. Elsässer beide! Und nun bringen Sie das unter einen Hut!"

„Und der alte Bieler?" fragte Trotzendorff.

„Der alte schwache Bieler rückt ratlos sein Käppchen von einem Ohr aufs andre. Und Fanny, die Braut, steht zwischen Bruder und Bräutigam in peinvollem Zwiespalt."

Wieder ein Nicken: „Echt elsässisch!"

„Aber der Krieg klärt. Und so entscheidet sich's jetzt auch im Hause Bieler — das heißt: es hätte sich zugunsten Deutschlands auch dort entschieden, trotz alledem, wenn jetzt nicht das fatale Friedensangebot und Wilsons Antwort uns wiederum ins Unsichere zurückwürfen. Wie denken Sie denn, Herr Oberstleutnant, über die Lage?"

Der Pfarrer richtete den Blick fragend auf den Offizier. Dieser wandte mit kurzem Ruck den Kopf, an Schweigen gewöhnt, und schaute aus dem Fenster. Es entstand eine ernste, fast düstere Pause, so daß Arnold selbst wieder das Wort nahm und seinen Besorgnissen Ausdruck gab.

Plötzlich begann Trotzendorff selbst seine angestaute Bitterkeit zu enthüllen: „Sie betrachten als vertraulich, was ich Ihnen sage, Herr Pfarrer. Wir sind innerlich zersetzt. Wer und was uns zersetzt hat, das ist eine Frage für sich. Tatsache ist: die Heimat fällt der Front in den Rücken. Wir könnten noch aushalten, wenn im eignen Lande nicht der Feind nagte. In den ersten Jahren hatte der Generalstab mit preußischer Willenskraft das Ganze fest in der Hand. Aber die Helden liegen unter dem Rasen, die Händler sitzen in den Klubsesseln! Das ist die sogenannte Demokratie!"

Es klang kurz, scharf, bissig. Dann fuhr er mit zornig erhobener Stimme fort:

„Aber glauben Sie nicht, daß ich damit jenen Hauptmann entschuldige! Ihnen darf ich sagen: das ist jenes Zerrbild von Deutschtum, das auch mir, dem Altpreußen, ganz verflucht auf die Nerven fällt und das aus dem deutschen Wesen raus muß."

„Sehr richtig! Das uns verhaßt macht im In- und Ausland!" stimmte der Elsässer kräftig bei.

„Das weder Zucht noch Innerlichkeit kennt", fuhr der Preuße fort.

„Das in Gasthöfen mit Kellnern umspringt wie mit Lakaien des achtzehnten Jahrhunderts", klang es vom Pfarrer her.

„Das sich abends den Bauch voll Bier pumpt und um Mitternacht Türen schmettert", bestätigte der andre.

„Das laute, schnarrende Deutschland, das die innere Stimme betäubt!"

„Das seelenlose Deutschland der Wucherer, Kriegsgewinnler und Etappenschweine!"

So sprang es hin und her zwischen dem Altpreußen und dem Altelsässer. Und hier erhoben sich beide. Trotzendorff streckte die Hand aus und schlug in seines Besuchers Hand: „Wir verstehen uns, Herr Pfarrer!"

„Ich danke Ihnen, Herr Oberstleutnant!"

Der Pfarrer verbeugte sich leicht und nahm wieder Platz.

Dann wiederholte er seine Frage und formte sie genauer:

„Nehmen Sie mir die Sorge vom Herzen, soweit Ihnen der Dienst Offenheit gestattet! Was für Aussichten hat das deutsche Friedensangebot? Wie steht's um unser Elsaß?"

Der Oberstleutnant war sogar innerhalb seiner Familie in Dienstsachen von peinlicher Verschwiegenheit. Er hatte darin, wie in seinem ganzen Wesen überhaupt, etwas Starres. Jetzt sah er sein Gegenüber eine Weile scharf und schweigend an; der Blaustift pochte auf die Papiere. Endlich sagte er langsam: „Es würde Freund Lobsann und seine Frau gewiß freuen, wenn Sie wieder Fühlung mit ihm nehmen würden. Sein oberes Stockwerk steht leer. Sollten Sie einmal" — und er betonte nun jedes Wort — „in die Lage kommen, sich aus dem Elsaß zurückzuziehen, so würden Sie dort gewiß schöne deutsche Gastfreundschaft finden."

Weiter sagte er nichts. Er schaute nur dem Pfarrer ernst und unverwandt in die Augen. Und der Pfarrer verstand ...

Arnold senkte den Kopf, hob ihn dann wieder und fragte: „So brauchen wir auch über den Offenen Brief an Wilson, den ich Ihnen entwurfsweise mitsandte, heut' abend in unsrer deutsch-elsässischen Gesellschaft nicht zu beraten? Hat er noch Zweck?"

„Das sind Dinge, die mich amtlich nicht kümmern dürfen. Wenn Sie mich persönlich fragten, so würde ich etwa sagen: Einige rosenrote Politiker wagen noch an die Möglichkeit eines Pufferstaates oder dergleichen zu glauben. Ich nicht. Haben Sie übrigens Dank für die freundliche Übermittlung!"

Und er legte das Schriftstück, einen von Arnold entworfenen Brief an den Präsidenten Wilson, wieder in des Verfassers Hand zurück.

Jetzt meldete ein Unteroffizier unmittelbar hintereinander den Winzer Bieler und den Hauptmann.

Trotzendorff war wieder ganz Soldat und Beamter. Die Rücksprache wurde knapp und sachlich. Papa Bieler fand nach anfänglicher Verlegenheit seinen unbefangenen Ton, ja einen schlichten Freimut.

„Herr Oberstleutnant," sprach er treuherzig, „daß ich's nur grad-

heraus sag': mich trifft viel Schuld, mich trifft die allermeist' Schuld. Ich hab' die Dummheit gemacht, Herr Oberstleutnant, ich hätt' den Herrn Hauptmann nicht in den Keller führen sollen. Mehr brauch' ich nicht zu sagen."

„Ihr Keller spielt dabei allerdings eine verhängnisvolle Rolle."

„Herr Oberstleutnant, ich bin ein einfacher Bürgersmann und ein alter Soldat von Anno siebzig. Hand uffs Herz, Herr Oberstleutnant: ich für mein' Person hab' nie agitiert gegen die Regierung, aber ich steh' halt von wegen meinem Sohn auf der schwarzen Liste. Soll ich's dann in solchem Fall mit dem Herrn Hauptmann verderben? Man wird charakterlos, Herr Oberstleutnant, ich sag's und g'steh's ganz offen: man wird ein schwacher Charakter."

„Danke, Herr Bieler. Angenehm für Ihren Ruf ist die Geschichte freilich nicht."

Trotzendorff wandte sich zum Hauptmann; seine Stimme hatte äußerst kalten Klang, wenn auch der Unwille beherrscht war: „Die Sache ist für mich bereits geklärt. Ich bedaure, daß wir mit solchen Dingen in solchem Augenblick unsre Zeit verlieren mußten. Es ist kein Grund zu einem gerichtlichen Einschreiten. Ich möchte nur in Gegenwart dieser Herren von Ihnen hören: was ist es mit der deutschfeindlichen Gesinnung, deren sich angeblich alle, auch der Unteroffizier Arnold, schuldig gemacht haben?"

„Durchaus, Herr Oberstleutnant, durchaus!"

Ungeduldig klopfte der Blaustift.

„Was heißt das: durchaus? Wollen Sie sich nicht freundlichst etwas genauer ausdrücken?"

„Gestatten mir Herr Oberstleutnant, daß ich von einer Tatsache ausgehe, die hier entscheidend ins Gewicht fällt."

„Die wäre?"

„Bei den ersten Kämpfen im Oberelsaß wurde bekanntlich aus den Häusern geschossen —"

„Na, na, was haben denn diese peinlichen Dinge hier zu tun?"

„Wenn ich mir gestatten darf, Herr Oberstleutnant: mein bester Freund wurde dabei erschossen, infam, aus dem Hinterhalt. Also von Einwohnern dieses Landes."

Unwillig warf Trotzendorff den Bleistift hin.

„Wie können Sie so was behaupten, wenn Sie keine genauen Beweise haben?! Ist das einwandfrei festgestellt? Sie wissen doch, daß französische Soldaten bürgerliche Kleider im Rucksack hatten. Und daß allerlei bedauerliche Mißverständnisse und Aufregungen vorgekommen, wie sie bei der ungeheuren Erregung erster Kriegswochen leider nicht zu vermeiden sind. Wir wollen lieber auf diesem Wege nicht fortfahren, Herr Hauptmann. Die Elsässer leiden ohnedies genug unter dem Verhalten einzelner Landsleute. Ich habe selbst sehr viele Elsässer kennen gelernt, die sich äußerst tapfer gehalten haben. Also gut, ich lasse Ihre Meinung insofern gelten: sie erklärt Ihr Vorurteil. Waren Sie schon früher im Lande?"

„Niemals, Herr Oberstleutnant."

„Nun ja. Aber jetzt die Gegenfrage: Wenn Ihnen dieses Haus Vieler als — wie sagen Sie in Ihrer Eingabe? — als ‚Brutstätte deutschfeindlicher Gesinnung' verhaßt war, weshalb ließen Sie sich dennoch im Keller bewirten? — Sie schweigen. Auch eine Antwort."

„Allerdings — immerhin — ich — wie gesagt, ich will meine menschlichen Schwächen nicht entschuldigen, Herr Oberstleutnant. Aber die Tatsache, daß alle drei Beteiligten in französischer Sprache auf mich eindrangen — —"

Des Hauptmanns Stimme war wieder scharf und nasal geworden.

„Das stimmt nicht!" rief Vieler.

„Unmöglich!" fiel auch der Pfarrer ein. „In meinem Hause wurde nie französisch gesprochen."

„Kurz, ich fühlte mich plötzlich unter lauter Feinden."

Vieler bekam Mut.

„Ich bin der Meinung, Herr Hauptmann, Ihr einziger Feind sind nicht wir drei gewesen — excusieren Sie mich —, sondern vielmehr der Rappoltsweiler Riesling von Anno neunzehnhundertundelf. Und daß im Pfarrhaus immer nur elsässisch oder hochdeutsch gesprochen wird, das kann ich bezeugen."

„Können Sie das auch von Ihrem Hause behaupten?" fiel der Hauptmann ein.

Aber der Pfarrer sprang zu Hilfe.

„Das Haus Bieler zu begreifen, muß man sich lang und liebevoll mit dem Elsaß beschäftigt haben, Herr Hauptmann."

Dem Oberstleutnant waren Wolffsche Depeschen gebracht worden, die er während dieser Hin- und Herreden durchblätterte. Dann stellte er noch einige kurze Fragen und beendete die Unterredung. Alle erhoben sich.

„Herr Oberstleutnant," sagte Bieler, als er sich verabschiedete, und der gebeugte Mann in seinem langen Sonntagsrock war nicht ohne Würde, „sehen Sie, ich hab' dazumal Frankreich gedient und hab' meiner Regierung Treue gehalten, wie sich's für einen Ehrenmann schickt. Aber mein Sohn hat seiner Regierung keine Treue gehalten. Das ist mein heimlicher Kummer, ihr Herren. Andre Eltern verlieren ihren Sohn draußen im Krieg; ich hab' halt meinen Sohn auf dem Schlachtfeld der elsässischen Ehre verloren."

Trotzendorff reichte dem Alten die Hand. Und in seinem festen Händedruck war Wärme.

„Gehen Sie ruhig nach Hause, Herr Bieler! Die Sache ist erledigt."

Die Bürger gingen. Der Hauptmann blieb noch einen Augenblick, um unter vier Augen eine kurze, aber eindrucksvolle Ansprache des Oberstleutnants in Empfang zu nehmen.

* * *

Dem Weihnachtsfeste fliegen Engel der Liebe voraus. Es sind die Engel der Überraschungen, des liebevollen Versteckspiels. Wochen hindurch ist manche Seele auf Heimlichkeiten bedacht. Schon in den langen Spätherbstabenden sitzen Mütter oder Töchter mit der unendlichen Geduld der Frauen über irgendeiner Arbeit und sticken, stricken, nähen oder malen, um zum Feste der Liebe mit einem erfreuenden Geschenk unter den Weihnachtsbaum zu treten. Nur die Absicht des Freudemachens ist mit solchen heimlich vorbereiteten Gaben verbunden. Und so ist um die nahende Wintersonnenwende viel Herzlichkeit in der Lufthülle des Erdballs wirksam.

An jenem Tage, als Arnold und der Winzer bei Trotzendorff ihre Sache verfochten, saßen Madam Bieler und ihre Tochter Jacqueline vor einem Korb mit Stoffresten, deren farbige Fülle sich um die beiden Straßburgerinnen ausbreitete.

Langhin auf dem Stubenboden lag eine Fahnenstange. Das große Tuch war jedoch losgeschnitten; es waren die elsässischen Farben Weiß und Rot. Die Damen wühlten in ihren Vorräten, maßen und verglichen, ob sich nicht zu den beiden Farben ein gleich großes Stück Tuch finden möchte. Auch dies war eine geheimnisvolle Arbeit. Doch es sollte keine Weihnachtsüberraschung werden. Sie suchten die Farbe Blau.

Diese Suche war gar nicht so leicht. Die meisten blauen Stoffreste waren zu klein; oder der Stoff war Seide und paßte nicht zu dem übrigen Tuch. Die Damen parlierten halb elsässisch, halb französisch. Jacqueline, eine schlanke Brünette, saß zu den Füßen ihrer Mutter, die mit der Brille auf der Nasenspitze matronenhaft im Lehnstuhl thronte.

Endlich kam die Tochter auf den Einfall, sie wolle einmal zu den Schwestern Ehrmann in den Oberstock hinauflaufen und sich nach Stoff erkundigen. Aber die Mutter hatte Bedenken. Wenn nun die zwei Mamselle Ehrmann fragen würden, was sie mit dem Tuch anfangen wolle, was sollte man denn da antworten?

„Tu sais, maman," erwiderte die Tochter, „ich saa, mr welle e comédie mache, e Theaterstückel."

Und schon war sie aufgestanden; die Mutter solle sie nur machen lassen. Und mit der niedlichen Lüge auf der Lippe verschwand die Holde nach oben.

Erwins Schwestern lebten im Oberstock des Hauses Bieler ihr stilles Dasein allbeliebt dahin. Henriette war als Lehrerin tätig und brachte das nötige Geld in den Haushalt, den Dorothee leitete. Außer ihrem Nachbarn, dem Kunstmaler Kaspar Speckel, sahen sie wenig Menschen in ihrer hohen und heimeligen Wohnung mit den vielen Bildnissen an den Wänden und den noch zahlreicheren Nippsachen auf den Altväter-Möbeln. Ein Papagei und ein Kater gehörten zum Haushalt. Manchmal kamen Kinder, lärmten ein bißchen und verschwanden wieder; manchmal auch gab es einen Altjungfernteee, soweit der entbehrungsreiche Krieg solche Ausschreitungen gestattete. Sie lasen einander vor; sie spielten auch gern auf einem betagten Tafelklavier. Es war eine behagliche Stille in diesem Heim, an dem Krieg und Kriegsgeschrei fernab am Horizont vorüberzogen.

Die hochnäsige Jacqueline kam eigentlich nur dann zu ihres Vaters Mietern herauf, wenn sie etwas brauchte. Und so betrat sie auch heute nach kurzem festem Anpochen ohne viel Umstände das Stübchen der alternden Jungfrauen.

Allein sie traf es recht ungeschickt. Der Maler und Junggesell stand mitten im Zimmer, Palette und Pinsel in der Hand, in seinem beschmierten langen Graukittel. Er war auf einen Augenblick herüberspaziert und erzählte grade mit dem ihm eignen erzschalkhaften Gesichtsausdruck der Jungfer Dorothee eine Schnurre. Mitten im Wort brach er ab, verbeugte sich mit komischer Übertreibung vor Jacqueline und trat einen Schritt zurück. Aber er machte keinerlei Miene, in sein Atelier zurückzukehren. Des Hausherrn Töchterchen mit ihren zwanzig flotten Jahren war sonst nicht auf den Mund gefallen; diesmal aber verhaperte sie sich unter den Blicken dieses unausstehlichen Kasperle, wie sie ihn zu nennen pflegte, so sehr, daß sie ihre Bitte kaum zu stammeln vermochte. Und bei der harmlosen Frage Dorothees, wozu sie das Tuch brauche, verwirrte sich das Räderwerk ihres Sprachvermögens erst recht. Kasperle legte tiefsinnig die Hand an den ergrauenden Spitzbart und meinte, wenn Mamsell Jacqueline etwa ein altes Hemd opfern wolle, so würde es seinem Pinsel eine Freude sein, mit Preußischblau darüberzustreichen — aber da war Jacqueline auch schon verschwunden und hatte die kleine Tür kräftig hinter sich zugeschmettert.

Zornig kam sie wieder zu ihrer Mutter hinunter.

„Maman, do hilft halt nix, jetzt mueß doch min Unterrock dran!"

Sie erzählte kurz ihr Mißgeschick und hatte schon die Schere in der Hand. Ein hübscher blauer Unterrock wurde der Länge nach aufgeschnitten, und nun wurde geprobt. Die schwere, stattliche Frau Bieler erhob sich, spannte das blaue Tuch mit ausgebreiteten Händen vor sich hin, und Jacqueline hielt die bereits fertigen Fahnenstücke Weiß und Rot darunter. Das schönste Blau-Weiß-Rot leuchtete als ein hocherfreuliches Ergebnis in die Straßburger Stube.

Aber das Mißgeschick des Tages war noch nicht voll. Die Damen waren so sehr in ihre Arbeit vertieft, daß sie das leise Klopfen ihres ewig unbelehrbaren Mädchens vom Lande überhörten. Sofort ging auch schon die Türe auf — und plötzlich stand, ohne weiteres vom

Dienstmädchen freundlich hereingeschoben, Fanny Bieler in der Stube.

Die beleibte Matrone, die mit ihrer Brille grade noch über das blaue Tuch hinübergucken konnte, war so erstarrt, daß sie noch ein Weilchen in ihrer Stellung verharrte. Jacqueline merkte in ihrem Eifer erst überhaupt nicht, daß sie Zuschauer hatte, sondern hielt von unten her Weiß und Rot ebenso beharrlich fest und rief einmal über das andere entzückt: „G'fitzt! 's isch g'fitzt! Maman, ça y est!"

Gustavs Braut durchschaute sofort den Hergang. Und in ihr Herz rann ein eisiger Strom. Sie erbleichte und stand wortlos. Dann gab es ein bestürztes Aufspringen der Tochter, dem eine übertrieben-freundliche Begrüßung folgte. Auch die Mutter ließ die Arme sinken, nahm die Hornbrille ab und gab Fanny die Hand. Danach packte sie schleunigst ein, während Jacqueline ablenkend sehr eifrig mit der Cousine plauderte, und gab der Magd Befehl, die Fahnenstange hinzubringen, wohin sie gehöre; worauf es in der Küche noch ein besonderes Donnerwetter setzte, des Inhalts: sie, das Käthel von Grafenstaden, sei nicht nur die uneinsdümmste, sondern die allerdümmste in Gottes Gänsestall.

Es kam keine rechte Unterhaltung zwischen den drei Damen in Fluß. Madam Bieler hatte gönnerhaft recht viel zu fragen; und fast alle Fragen enthielten eine kleine Spitze. Zögernd gab Fanny über die Ladung in das Gouvernement und die Begleitumstände Auskunft; Mutter und Tochter warfen sich Blicke zu. Dann wurde Tee gereicht. Fanny hatte die Empfindung, daß sie unter verlarvten Feinden sei, nicht unter Verwandten. Und als sie endlich, endlich den Vater die Treppe heraufhusten hörte, sprang sie ihm entgegen: „Wie steht's?" Er gab beruhigende Antwort. Das gefolterte Mädchen atmete tief auf. Und nun war sie nicht mehr zu halten. Sie hatte Einkäufe zu besorgen, verabschiedete sich von den Damen und lief noch einige Augenblicke zur Jungfer Immergrün hinauf, wie sie Erwins Lieblingsschwester zu necken pflegte.

Da oben war mehr Wärme. Da gab's ein herzhaft Händeschütteln, die üblichen Wangenküsse und ein schnelles, gedrängtes, überfließendes Erzählen von Erwin und von Gustav.

Und wie unser Dasein oft mit allerliebsten Neckereien durchflochten ist, so geschah es auch hier. Fanny hatte gleichfalls ein Anliegen, das Jacquelines Bitte überraschend ähnlich sah.

„Ihr habt doch einmal mit Erwin ein so hübsches Weihnachtsspiel aufgeführt. Sag', Dorothee, habt ihr vielleicht noch die Kostüme? Ich brauche nämlich ein weißes oder blaues Frauengewand. Pfarrer Redslob, unser ehemaliger geistlicher Inspektor im Städtchen, feiert nächste Woche seinen achtzigsten Geburtstag und zugleich seine goldene Hochzeit. Du weißt, es sind so liebe, alte Leute. Da stellt man ihnen lebende Bilder. Und ich habe — es ist eine kleine geladene Gesellschaft — eine besondere Überraschung vor. Alles ganz ernst und still, wie es ja in dieser Zeit selbstverständlich ist."

Und voll Feuer plauderte sie weiter, daß sie unter Onkel Arnolds Papieren einige „Gespräche" gefunden habe; darunter eine reizende Unterhaltung zwischen jenem Ritter, den man den „armen Heinrich" zu nennen pflegt, und dem Mädchen, das sich für ihn opfern will. Das wolle sie mit Gustav aufführen und Onkel Arnold ebenso damit überraschen wie die anderen Gäste des kleinen Kreises.

Dorothee erzählte lachend den mißglückten Versuch Jacquelines, in den Besitz eines blauen Tuches zu kommen. „Weiß der Kuckuck, wozu sie's braucht!" Fanny wußte Bescheid und fand ihre Heiterkeit wieder, als sie Speckels Vorschlag vernahm. Dann aber holte Dorothee in der Tat ein feines blaues Gewebe hervor, das sie der jungen Freundin anvertraute.

Und mit ihrem Paket lief die Kleine unter dem großen Hut in die nebligen Gassen hinaus und war heilfroh, das Haus ihrer Verwandten hinter sich und das blaue Tuch sicher im Arm zu haben.

Papa Bieler hatte das alte Bürgerhaus nur höchst ungern betreten; das Lützelbronner Gespräch mit dem Straßburger wirkte noch unangenehm in ihm nach. Aber es war ein Geschäft zum Abschluß zu bringen; sein Bruder war ihm noch Geld schuldig. Er traf im Kontor einen gutgelaunten Handlungsreisenden, der sich als Vertreter von Weil, Blum & Co. vorstellte, witzig bemerkend, seine Firma sei leicht zu behalten, man brauche nur an Blumenkohl zu denken. Und in der üblichen Straßburger Mundart, die er mit französischen Brocken spickte, fuhr dieser rundliche Blumenkohl fort, seine Späß-

chen zu machen, wobei er mit zwinkernden Augen den Winzer zu föppeln begann, was er denn wohl anfange, wenn man den Liter Rotwein demnächst für zehn Sous trinken werde?

Bieler antwortete erst ziemlich unbeholfen, er werde sich ohnedies bald vom Geschäft zurückziehen, und steckte seine Banknoten ein. Als aber Weil, Blum & Co. nicht abließ, wurde der alte Mann bissig. Er habe, sprach er, vorhin in der Münstergasse einen Bekannten aus dem Württembergischen getroffen, der habe ihm erzählt, daß aus seinem Städtchen von sechshundert jüdischen Wehrpflichtigen zwei Mann umgekommen seien: der eine durch Krankheit, der andre durch einen Sturz aus dem Wagen. Aber im Nachbarstädtchen seien von siebenhundertundfünfzig christlichen Wehrpflichtigen hundertundzwanzig den Heldentod gestorben, ohne die Vermißten. „Wie kommt das, he?" schloß er ingrimmig.

Der Geschäftsreisende war beleidigt, aber nicht aus der Fassung gebracht; er blinzelte ihn an, steckte beide Hände in die Hosentaschen und antwortete ganz einfach und unverfroren: „Warum sin se so dumm?"

Und Bielers Bruder nickte kühl: „Sich für die Schwowe totschießen zu lassen!"

Der ehrliche Winzer schaute hilflos von einem zum andern. Dann nahm er ohne weitere Gegenrede seinen Hut: „Bonjour, ihr Herren", und entfernte sich.

Im Treppenhause erhielt der in sich versunkene, mißmutige Alte zunächst einen tüchtigen Stoß auf die Magengegend. 's Käthel von Grafenstaden kämpfte mit der Fahnenstange herum. Was sie denn vorhabe, fragte Bieler verdrießlich, es sei ja gar keine Fahne dran. Das schon, meinte Käthel, die recht gekränkt und ärgerlich aussah, aber man sei doch nicht so „taub", wie d' Madam immer sage, man wisse ganz genau, daß die Herrschaften eine französische Fahne machen und daß d' Mamsell einen schönen blauen Unterrock dazu zerschnitten habe...

„So, so, so", summte der Weinstecher nachdenklich vor sich hin, als er seiner Wege ging. Und er bewunderte nicht wenig die Opferfreudigkeit seiner Nichte Jacqueline.

* * *

Im Oberstock eines Kaffeehauses am Broglieplatze saßen sie abends beisammen, die Mitglieder der Gesellschaft für elsässisch-deutsche Kultur. Professoren, Pfarrer und Lehrer, Beamte, Buchhändler und Kaufleute — jeder Stand war vertreten. Mit Altelsässern plauderten Altdeutsche, Eingewanderte mit Eingesessenen, alle in den Rauch ihrer Zigarren und ihrer gemeinsamen Sorgen eingehüllt, lebhaft der Erörterung hingegeben über den peinlichen Notenwechsel zwischen bittender deutscher Regierung und befehlendem amerikanischem Präsidenten.

Alle diese Elsässer erwarteten irgend eine unbestimmte Hilfe, ein befreiendes Wort, einen Eingriff der göttlichen Macht...

Soll unser Elsaß Spielball sein zwischen zwei Nationen? Hat man uns nicht Autonomie versprochen? Darf man über uns verhandeln, ohne uns zu fragen? Das Unrecht von 1870 soll wieder gutgemacht werden? Welches Unrecht? Daß Deutschland in ehrlichem Krieg deutsches Land zurückerobert hat? Und das Unrecht von 1681? Hat nicht Ludwig der Vierzehnte in jener Septembernacht des Jahres 1681 die freie Reichsstadt Straßburg mitten im Frieden überfallen und geraubt? Weiß das Präsident Wilson nicht? Himmel, und wie hat Deutschland am Lande gearbeitet in diesen vier Jahrzehnten! Wie ist Straßburg mit seinem Rheinhafen und seiner Universität eine blühende deutsche Stadt geworden! Weiß das Wilson nicht? Wir müssen ein Telegramm an Wilson senden. Wir wollen Autonomie, wir wollen Volksabstimmung. Wir müssen hier in Straßburg eine große Volksversammlung einberufen. Schwander ist Statthalter, wir haben eine freisinnige Regierung, man kann sich nun regen und offen reden — los!...

So schwirrten die Gespräche und verdichteten sich zu einer allgemeinen Erwartung.

Der Vorsitzende, ein vollbärtiger, schmaler, mittelgroßer Professor mit einer kahlen Denkerstirne, klopfte ans Glas. Und er sprach. Er sprach klug und gehaltvoll; er sprach scharfsinnig. So hatte er oft gesprochen; er war ein ausgezeichneter Theoretiker; aber er war keine aufrüttelnde, ansteckende oder mitreißende Kraft. Warm und schön, mit wohltuender Ruhe, sprach auch ein altelsässischer katholischer Universitätsprofessor, ein temperamentvoller Arzt, ein

Gymnasiallehrer. Und alle Reden gipfelten in dem Wunsche, man möge, nach dem Vorbilde der Reichsregierung, Telegramm und Sendschreiben an den Präsidenten Wilson richten, daß Elsaß ein deutsches Land sei und ein deutsches Land bleiben wolle.

Arnold saß bei einem seiner Freunde, dem blondbärtigen Pfarrer des Diakonissenhauses, paffte Rauchkringel in die Luft und schwieg. Die Augen halb geschlossen, schaute er in die Vielzahl dieser durch Hunger und Sorgen abgemagerten Gesichter und sah sie von unzähligen fließenden und immer wechselnden Rauchschlangen umringelt, die sich mit höhnischen Fratzen über die aussichtslose Erörterung lustig machten. Die Straßburger Luft war voll von bösen Dämonen; die Geister der Revolutionszeit hatten Erlaubnis erhalten, sich ein Weilchen wieder auf der Erde umzutreiben. Hatte nicht diesem Hause gegenüber, beim Bürgermeister Dietrich, einst Rouget de l'Isle die Marseillaise gesungen? Und wenige Häuser weiter, in der Blauwolkengasse, hatten St. Just und Eulogius Schneider gehaust; und nicht weit war es zum Kleberplatz, wo einst die fahrbare Guillotine am Ostersonntag 1793 erste Blutarbeit getan hatte.

Die Dämonen von damals huschten schon lange wieder durch Straßburgs Gassen und Schenken, tuschelten, zischten, reizten den Pöbel unten und oben, die Stunde begierig erwartend, wo sie herausbrechen könnten...

Das sah Arnold. Und es schien ihm nicht der Mühe wert, seinen Briefentwurf herauszuziehen und vorzulesen. Die gute deutsche Sache war verloren.

Plötzlich aber erscholl sein Name. Er erwachte, sah sich um und bemerkte viele Blicke auf sich gerichtet; und der Vorsitzende bat ihn, seinen Offenen Brief an Wilson vorzulesen.

Arnold erhob sich langsam. Und er sprach zu seinen aufmerksam horchenden Freunden:

„Wagen Sie denn immer noch an Gerechtigkeit und an Autonomie oder dergleichen zu glauben, meine Herren? Hoffen Sie noch immer auf einen Rechtsfrieden? Sehen noch immer nicht, daß diese Phrasen im Munde der Feinde nur Machtmittel sind, um uns und die Neutralen irre zu führen? England will uns niederknütteln —

und weiter nichts; Frankreich will Elsaß-Lothringen, vielleicht das ganze linke Rheinufer, und will sich weiden an einem zusammengebrochenen Deutschland — und weiter nichts. Völkerbund? Nein, nein. Das sagen sie nur, aber das wollen sie nicht... Weshalb aber gelingt ihnen diese unerhörte Vergewaltigung? Sie, meine Herren, sagen gewiß: weil sie mehr Kapital, Menschen, Munitionsmassen haben. Ich sage: weil sie mehr Leidenschaft haben. Ja, diese Völker haben mehr Leidenschaft, wenn auch in Formen des Hasses. Sie sind zäher Willen, gefühlbelebter Willen. Wir aber, wir Deutschen? Wir tragen das Malzeichen des Verstandes. Der verbürgt zwar Ordnung und Methode, aber er verbürgt keine schöpferische Kraft und Beharrlichkeit. Die Leute da drüben hinter den Bergen wollten etwas mit der zähen Leidenschaft eines Liebenden. Hat man sich in Altdeutschland mit ähnlicher Liebesleidenschaft um uns Elsässer gerissen? Selbst die nichtswürdigen Tschechen und Slowaken setzen nun ihren Staat durch, weil sie's mit Gefühl und Leidenschaft wollen. Was wollen wir? Wo ist unser Ideal? Uns behaupten? Das ist nur negativ, ist selbstverständlich, aber kein Ideal."

Es ging eine unbehagliche Bewegung durch die Köpfe, die in den Rauch eingezeichnet waren. Eine solche Rede hatte man nicht erwartet. Das schmeckte nach Bußpredigt. Dieser Träumer von Lützelbronn! Da sang er also glücklich wieder sein Liedlein vom vergessenen deutschen Idealismus!

„Nennen Sie mich keinen Unheilsraben," fuhr Arnold fort, „aber machen Sie sich bereit auf die Wanderung durch die Wüste! Deutschland muß jetzt durch die Wüste wandern, um nach Kanaan zu kommen. Es ist der alte Mysterienweg. Sie mögen sagen: das spricht ein Ästhet oder Ethiker, aber kein Politiker. Nun, ich breche auch ab. Meinen Brief an Wilson will ich Ihnen aber doch wenigstens vorlesen, wenn auch mit dickem Blaustift ein ‚Zu spät' quer darüber geschrieben ist."

Er las:

Offener Brief an den Präsidenten Wilson

Herr Präsident! Hinter uns stehen Tausende von freien elsässischen Männern und Frauen, die genau so denken wie wir.

Seit fast fünfzig Jahren sind wir staatlich wieder deutsch, wir Elsaß-Lothringer. Wir waren nach Art und Sprache deutsch, solange es eine deutsche Geschichte gibt: seit dem Niedergang des Römerreiches, seitdem der germanische Stamm der Alemannen und der germanische Stamm der Franken das Land am Oberrhein besiedelt haben. Also seit anderthalb Jahrtausenden! Die Sprache unseres Landes ist zu neun Zehnteln deutsch; die Namen unserer Dörfer und Städte, unserer Fluren und Flüsse, unserer Burgen und Berge sind deutsch. Es ist eine Fälschung zu sagen, daß wir ‚geraubte französische Provinzen' seien. Das Umgekehrte ist der Fall! Wir sind deutsches Land, einst in den Reunions- und Revolutionskriegen von Frankreich dem Deutschen Reiche geraubt, dann von Deutschland im offenen Kriege des Jahres 1870 zurückerobert. Wir Elsaß-Lothringer sind also durch den Frankfurter Friedensvertrag vom 10. Mai 1871 zum deutschen Mutterlande zurückgekehrt. Das ist der Tatbestand.

Und nun wollen die Völker der Entente, nun wollen Sie, Herr Präsident, ein deutsches Land gewaltsam wieder französisch machen? Nun wollen Sie den künftigen Völkerbund mit einem Bruch des Frankfurter Friedensvertrages beginnen?

Wir Elsaß-Lothringer empfinden das nicht als Befreiung, sondern als Vergewaltigung.

Und wir protestieren dagegen im Namen der Wahrheit und der Gerechtigkeit.

Sie hatten, Herr Präsident, eine wahrhaft erhabene Sendung. Sie hatten die Aufgabe, den Völkern Europas den Frieden zu bringen. Sie haben es vorgezogen, den Feinden Deutschlands Munition zuzuführen; aber die Zufuhr von Lebensmitteln an deutsche Frauen und Kinder haben Sie nicht durchzusetzen für nötig gehalten. Eine bleiche Parade hungernder und durch Unterernährung dahingeschiedener Gestalten zieht anklagend an Ihrem Weißen Hause vorüber. Und um Deutschland vollends zu brechen, griffen Sie an der Seite unserer Feinde in den Kampf ein. Sie sind es, dem Deutschland neben innerer Zersetzung nunmehr den Zusammenbruch verdankt.

Und mit diesem Zusammenbruch unseres deutschen Vaterlandes brechen auch wir Elsaß-Lothringer zusammen. Wir sollen nun wieder

hinübergeschleudert werden zu Frankreich. Wir protestieren. Wir wollen uns durch Schweigen nicht mitschuldig machen an diesem ungeheuerlichen Verbrechen. Wir halten treu zu unsrem deutschen Vaterlande. Und wir schreiben diesen Brief nicht aus irgendwelchem Haß gegen irgendwelche Nachbaren, mit denen wir vielmehr im Frieden zu leben wünschen, sondern nur im Interesse der Menschlichkeit und der Wahrheit."

Allgemeiner Beifall umwogte diesen Brief. Man trank dem Verfasser zu, man schüttelte ihm die Hände. Und sofort setzte die Erörterung ein. Es wurde vorgeschlagen, den Brief ins Englische zu übersetzen und in Tausenden von Flugblättern über den englisch-amerikanischen Truppen durch Flieger abwerfen zu lassen. Die Einberufung einer Volksversammlung in das Sängerhaus ward beschlossen; man müsse von Wilson Volksabstimmung verlangen. Der Abschnitt, der des Präsidenten unfreundliche Stellungnahme angriff, die Hungerparade, wurde beanstandet; denn dergleichen könnte verletzen. Andere jedoch riefen: „Sagt's ihm nur, denn es ist die Wahrheit!" Und so bekundete sich an diesem bewegten Abend viel guter Wille dieser treuen Söhne ihrer elsässischen Heimat und ihres deutschen Vaterlandes.

Doch die Dämonen kicherten: Zu spät! Und Arnold schied aus dem Rauch in den Nebel hinaus mit dem schmerzlichen Gefühl: die Sache der Deutsch-Elsässer ist verloren.

„Eine Handvoll Französlinge hat mit Hilfe der feindlichen Truppenmassen dieses kerndeutsche Land vergewaltigt", schloß er ein Gespräch mit einem befreundeten Bibliothekar, der ihn nach dem Gasthofe begleitete. „Die Lüge herrscht in der Welt wie nie zuvor. Und das Gemeine lauert auch hierzulande auf den Augenblick, wo es deutsche Ordnung wie einen lästigen Tornister abwerfen und sich nach all der Kriegsspannung schamlos austoben kann. Ich spüre das. Gute Nacht, lieber Freund! Ich sah im Geiste die entflohenen elsässischen Landesverräter im Schutze französischer Soldaten wieder einmarschieren und mit einer schwarzen Liste von Haus zu Haus ziehen, ihr Werk fortsetzend: den Verrat. Halten Sie Ihr Bündel geschnürt! Wenn der Franzos einrückt, werden Ihnen die Straßburger Wackes die Fenster einwerfen!"

„Und Sie?" fragte der andre.

„Je nun, ich! Mit dem Elsaß hab' ich abgeschlossen. Ich ziehe aus und suche. Ich suche ein Deutschland, das durch den Schmerz reif wird, das an der Stirne das Malzeichen der Gottheit trägt, das sich um den Altar der Seele versammelt, wo ein Gott der Weisheit und der Liebe verehrt wird: — ein Deutschland also, das es noch nicht gibt, an dem wir aber vielleicht bauen dürfen."

* * *

„Bist du's?"

Eine weibliche Stimme flüsterte es, als Arnold oben im Gasthof seine Zimmertüre aufschloß. Und Fanny schlüpfte aus der Türe gegenüber und huschte zu ihm herein. Es war spät. Sie hatte auf ihn gewartet.

„Ich muß dir doch noch schnell Gutenacht sagen, ich hätte ja sonst gar nicht schlafen können", sagte sie hastig und halblaut, um die Nachbarschaft nicht zu stören. „Ich hab' heute gleich ein Telegramm an Gustav geschickt. Ach, ich bin ja so froh, so froh, daß alles gut gegangen ist!"

Eine warme Welle überrieselte den Mann, der vor ihr stand und aus dem schweren Pelzmantel lächelnd auf das leichte anmutige Wesen herabsah. Starr erschien ihm die Pflichtwelt eines Trotzendorff, schattenhaft die fruchtlosen Pläne seiner politischen Freunde — doch siehe, hier war ein lebenatmendes, der Herzensleidenschaft fähiges und nur vom Herzen aus die Welt erfassendes reines Geschöpf, das ihn kindlich lieb hatte!

„Aber, Kleine, noch auf? Schnell, schnell zu Bett! Wir wollen ja morgen ganz früh abfahren! Gutenacht, mein Seelchen!"

Zwei Wangenküsse nach gewohnter Art, eine herzliche Umarmung — und schon verschwand sie wieder lautlos, schalkhaft noch durch ihre Türspalte den Finger an den Mund legend:

„Gute Nacht!"

Neuntes Kapitel

Aus Speckels Tagebuch

Ich frage nie beim goldnen Weine,
Warum im Glas die Perle glimmt:
Sei er vom Rhodan oder Rheine,
Genug, wenn er mich höher stimmt!
Ludwig Spach

Es ist der Entente gleichgültig und der deutschen Diplomatie unbekannt, daß mein Atelier einerseits auf einen Hof geht und andrerseits auf das Straßburger Münster schaut. Dort ist's eng, hier ist's groß; dort haust der Philister, hier das Genie.

Ich überlasse dem boshaften oder dem geneigten Leser, zu erraten, ob ich mehr dort oder mehr hier aus dem Fenster schaue.

Die drei Stockwerke sind reichhaltig. Von meinen Fenstern aus, ganz einfach vor meiner Staffelei hin und her wandernd, kann ich dort in die Zeitlichkeit, hier in die Ewigkeit blicken.

In der Höhe, über dem dritten Stockwerk, blüht ein Feldchen elsässischen Himmels. Punkt zehn Uhr hat sich die Augustsonne derart über die Straßburger Dächer und Schlöte herübergearbeitet, daß sie einen vollen Lichterguß in meinen Hof strömen lassen kann. Dann glänzt plötzlich mein Atelier in einer unerträglichen Helle; und auf meinen Pinsel legt sich ein so frech-vergnügtes Sonnenlicht, daß ich aufspringe und die Gardine zureiße. Aber auf diesen dramatischen Punkt hat eine Wolke hinter dem Telephonnetz nur so gelauert: jetzt wälzt sie sich feist und dick über den Hof; das helle Himmelsfleckchen ist verdeckt, es wird stockdunkel hinter meiner Gardine. Was muß da ein Mensch von gesunden Empfindungen anfangen? Aufspringen muß er, seine Arbeit unterbrechen muß er und die Gardine flammenden Blicks wieder aufreißen muß er. Das muß er. Wobei sich die Schnur verhudelt.

Ich brauche kaum zu bemerken, was nun folgt. Jeder Kenner Schopenhauers und der von Schopenhauer beschatteten Welt sagt

sich mit bitterem Lächeln, daß schon nach einer Viertelstunde das oben gekennzeichnete viereckige Sonnenlicht wieder mit seiner ganzen verletzenden Grelle auf meiner Staffelei grinst. Und so geht mein Kampf mit der Sonne und um die Sonne oft Morgen für Morgen. Das ist halt der Straßburger Himmel. Das liegt so im Schicksal der Elsässer. Wenn ich gegen elf Uhr sämtliche Flüche aus Shakespeare verbraucht habe, etliche zwanzig Male von meinem Sitze aufgesprungen bin und erschöpft zu einem Spaziergang mit darauffolgendem Mittagessen davonwanke, so ist gemeinhin meine Gardine geplatzt oder die Schnur zerrissen. Alsdann benützt meine rüstige Wirtin meine Abwesenheit, um zu den Shakespeareschen Kraftworten, die noch überall in den Gardinen hängen, etliche Dutzend weit überlegener Straßburger Waschpritschen-Koseworte hinzuzufügen, wobei sie mich Wackes nennt, was doch eigentlich verboten ist. Eine wackere Frau!

Es ist traurig, daß man sich über eine Gardine aufregt. Aber ich kämpfe einen Künstlerkampf; ich kämpfe einen Kampf für Harmonie und Gleichmaß, gegen grelle Gegensätze und Überreizung, die ich nun einmal nicht vertrage. Und ich habe seit vorgestern ein Mittel gefunden, jene Gegensätze im Elsaß und am Fenster siegreich zu überwinden: ich bin ihnen einfach aus dem Weg gegangen. Ich habe nämlich kraftvoll meine Staffelei gepackt und bin vom Fenster weggerückt. Und als die Sonne nachkam, bin ich wieder gewandert. Und nun werde ich ganz gemütlich mit meiner Staffelei im Zimmer herumwandern, bei immer offener Gardine. Heute mal' ich zum Beispiel mitten im Zimmer und hohnlache nach dem Fenster hin, wo der Fußboden sich wieder von Minute zu Minute in den oben angedeuteten grellen Gegensätzen bewegt; ich arbeite mit Behagen, rauche meine Zigarette und führe mit Gemütsruhe den Pinsel; denn meine Leinwand wird weder so dunkel noch so grell, daß ich jemals in meinem Schaffen gestört würde.

Im übrigen — was gehen mich die Narrheiten am Himmel an? So wenig wie die am politischen Himmel. Kann ich eine harmonische Lichtverteilung vornehmen? Weder am Himmel noch in Europa.

* * *

Nachdem ich mich hiermit als Neutralisten jenseits des europäischen Narrenschiffes vorgestellt habe, lasse ich allerlei Beobachtungen folgen.

Auf meinem Hofe wohnt ein elsässischer Abgeordneter. Rechts, im zweiten Stock. Es ist ein Mann mit vielen Sorgenlinien im Gesicht, ein Mann, der oft einen Zylinderhut und immer einen Gehrock trägt. Er liest ganze Stöße von Zeitungen, hält sehr gern Reden, die reichlich mit „dürfte", „sollte", „wollte", „möchte", „in der Lage sein" und „nicht umhin können" gespickt sind; denn das klingt gut. Und er hat sich durch viel Übung und lange Gewohnheit eine jetzt nicht mehr zu verändernde Miene tiefsten Nachdenkens angewöhnt; die Gesichtsfalten können tatsächlich nicht mehr in eine andere Lage geraten, er sieht immer wichtig, schlau und nachdenkend aus, auch wenn er den größten Unsinn spricht oder gar nichts denkt. Das letztere aber ist in der elsässischen Kammer ein guter alter Brauch.

Das Beste an ihm ist sein Sohn. Der kleine Braunkopf heißt Franz oder François und ist in jeder Beziehung das Gegenteil eines Abgeordneten. Man könnte ihn mit Recht einen Ungeordneten nennen. Er macht keine stilisierten Redensarten, sondern sagt zu aller Welt frischweg „du"; er hält keine Reden, wenn er über etwas empört ist, sondern springt seinem Gegner an den Hals, wirft ihn zu Boden und prügelt sich mit ihm herum, daß einem das Herz im Leibe lacht. Die Pförtnersfrau, Bielers Lehrbub und zwei Dienstmädchen kommen dann empört herbeigelaufen und trennen die Kämpfenden; ich aber oben auf meinem Altan zwischen den Lorbeerbäumchen hetze mit Kraft und Geschick auf die Gasse hinunter: „Pack' an, Franz! Hau' em de Buckel voll!"

Ich will offen bekennen, daß ich den Knirps mit Bewußtsein zu einem Raufbold erzogen habe. Obschon oder weil ich selber ein Mann des Friedens bin. Doch um so lieber schaut man Raufereien von ferne zu. Denn es geht elend fad und zimperlich in Bielers Haus und Hofe her. Daß die Mütter mich Ketzer durchschaut haben und mich als wunderlich hassen, brauche ich nicht zu versichern. Den drei heiratsfähigen, im Bon Pasteur gebildeten Töchtern des Abgeordneten bin ich ein Gegenstand des Greuels; der Monsieur Bieler

und die anderen betrachten mich mit einem achtungsvollen Mißtrauen, kurz, es ist eine erquickende Nachbarschaft.

Dafür habe ich regelrechte Freundschaft geschlossen mit Kindern, Lehrbuben, Dienstmädchen, Hunden und mit dem sehr zahmen Kater nebst dem Papagei der beiden braven Schwestern Ehrmann.

Die Kinder tragen so ungekünstelte Gesichter zur Schau, babbeln so natürlich und offen hinaus, daß es mir ist, wenn ich in diese Welt schaue, als läse ich mein Lieblingsbuch, die Grimmschen Märchen. Die Gesichter der Erwachsenen in diesem Haus und Hof, besonders der Gebildeten, sind meistens Kitsch; sie glauben nämlich die reine Einfachheit und einfache Reichhaltigkeit des Schöpfers verbessern zu müssen; sie haben sich eine Menge von verlogenen Linien ins Gesicht gewöhnt, sie haben sich einen merkwürdigen Gang und eine ungewöhnliche Kopfhaltung zurechtgemacht; sie wissen, daß sie beobachtet werden, sie richten sich nach der Welt, sie hängen von der Welt ab. Den großen Schöpfer haben sie abgeschüttelt, der Gesellschaft aber haben sie sich unters Joch gebeugt. Nix für mich!

Mit der Mamsell Bieler und den drei jungen Damen ist das eine eigentümliche Geschichte. Ich habe ihre Kinderbildnisse gesehen; da waren sie noch lieb und natürlich. Heute gelten sie alle vier als „Schönheiten"; aber es ist Kunstpoesie, keine Volkspoesie; es ist sogar mehr Kunst als Poesie. Es sind Linien in ihrem Gesicht, die von berechnendem Verstande hineingezeichnet wurden; man liest ihnen Wohlerzogenheit, Pensionat, Höflichkeit, Tantenbelehrung, Konfirmandenunterricht, Salon- und Balleindrücke leicht vom Gesicht ab; ihre Gesichter sind Anschlagzettel und Programme. Leider sucht man in dem reichen und verwickelten Speisezettel vergeblich nach der Glanznummer, nach dem einen Worte, das alle andern auswischt und überflüssig macht. Unbefangenheit heißt das Wort.

Nebenbei radelt nur Lina, Susanne trägt einen Kneifer, und Lucie hat weder Rad noch Kneifer, wird aber beinahe als „Aschenbrödel" behandelt, denn sie muß immer kochen. Gute Lucie, wärst du nur noch viel mehr Aschenbrödel, mit langem Zopf und roten Bäckchen, denen man hinter der Tür einen Kuß gibt, wärst du nur ganz und gar Aschenbrödel! Von der Mamsell Jacqueline Bieler will ich nicht reden — — meineidi vornehm! Wenn ich nur wüßte —

es würde mich anatomisch interessieren—, wie sie es macht, um die rückwärtigen Körperteile beim Gehen so entenmäßig zu bewegen! Sie hat natürlich einen modernen Faltenrock und Pariser Stöckelschuhe. Et elle barle français — daß ein Pariser die Wände raufklettert, wenn er sie hört!

Sie grollen mir alle drei bis vier, besonders die zwei ältesten. Ich bin natürlich Junggeselle. Und nachdem wir uns einmal gesprächsweise in der Aubette ein wenig angebiedert hatten — sie saßen zufällig neben mir, ich lebe sonst zurückgezogen wie eine Kirchturmdohle — wurde ich eingeladen. Das ist aber schon acht Jahre her. Es war ein glänzender Abend. Lina erzählte von ihrem Rad, und Susanne spielte Klavier und sang erbärmlich dazu; ich war taktlos genug, zu gähnen, mit dem kleinen Franz zu plaudern und weder Spiel noch Radfahren zu loben. Was soll ich mir Zwang antun? Kurz, sie grollen mir seit acht Jahren. Meine Ehrlichkeit ist ein Grund zu törichter Feindschaft geworden in dieser verkehrten Welt. Und wenn sie mir begegnen und eben noch einigermaßen natürliche Gesichter zeigten — einigermaßen! —, so treiben sie sich sofort eine ganze Expressionisten-Ausstellung von Unnatur ins Gesicht, halten den Kopf steif, schieben die Unterlippe vor, legen sich zwei strenge Falten an beide Seiten der Nase und nicken von oben herab. Ich bin ja weder körperlich noch geistig groß, muß aber doch die Lippen pressen, um nicht herauszuplatzen über diese närrische Gesichtsfälschung der zwei säuerlichen Jungfern.

Da spricht man immer von der Frauenfrage. Das Mitleid mit der armen unterdrückten Frau und der unverheirateten Jungfrau ist Mode geworden und Sport, wie das Mitleid mit dem Arbeiter. Warum spricht man denn nicht von der Junggesellenfrage? Wenn ich elend müde bin vom Wochentag und will einen rechten Sonntag behaglicher Gemütsfülle und herziger Unbefangenheit aufsuchen, so werde ich — vor dem Kriege wenigstens, jetzt ist man ja vernünftiger — in eine „Soiree", auf einen Ballabend und dergleichen eingeladen, wo unverheiratete Weibchen Jagd machen. Und als ich der Frau Geheimrat antwortete: „Verehrteste Frau Geheimrat! Entschuldigen Sie mich nachsichtig, ich bin weder krank noch verhindert, aber solche Abende sind mir zu langweilig" — da wurde

mir die Dame komischerweise böse. Soll man denn lügen? Ich kann euch versichern, wenn meine Freunde — ach Gott, leider von der sogenannten Gesellschaft abhängige Referendare und junge Ärzte, die sich um solche Abende nicht drücken können — nachher zurückkommen und mich beim Gläschen Wein in einer versteckten Schenke treffen, so wettern sie auf den Tisch, atmen tief und rufen: „Gott sei Dank! Endlich einmal gemütlich!"

* * *

Ein paar Studienjahre hab' ich im oberbayrischen Bergland gemalt. Ein Bauernhäuschen gab mir Unterkunft. Weißgetünchte Wände, Heiligenbilder, ein einziger Stuhl, ein Schrank, ein Bett stellten mein Zimmerchen dar. Nicht einmal ein Tisch stand darin, die Tinte war vertrocknet; mit Bleistift schrieb ich meine paar Ansichtskarten auf dem Fensterbrett. Aber drüben, jenseits eines grillendurchsungenen Hochtales, wuchsen die malerisch köstlichsten Berge aus dem blühenden Gelände. Wunderbar ging dort die Sonne unter! Die Schneefelder waren Purpur, die Zacken erglühten wie die Zinnen einer Himmelsstadt. Am Berg hin säuselte ein Abendglöckchen, ein heimkehrender Hirte sang von der Höhe. Da war die Welt schön, groß und farbig ... Von Politik hat kein Mensch gesprochen.

Ich hatte nach der Arbeit meine Gitarre auf dem Schoß und griff Akkorde. Es war ein tiefer Genuß, in dieser erhabenen Welt voll großartiger Einfachheit zu malen und zu träumen. Ein hübsches Mädchen der Nachbarschaft, aus dem Försterhause, das allabendlich in unserer kleinen Küche Milch holte, hatte mir einige Griffe auf der Gitarre beigebracht. Ein rosiges liebes Mädchen, das nur immer meinte: „Ach, ich bin gar zu dumm!" und dabei hatte sie doch eine so feine Seele und das niedlichste Gesichtchen der Welt. Wir saßen dann, das alte Hutzelweiblein, das mich bewirtete, und des Försters Mädchen, in der kleinen Küche beisammen. Ich half Kaffee mahlen, wir plauderten und erzählten; ich war ungeschickt im Gitarrespiel, und sie verbesserte mich — das war ein „Gesellschaftsabend", wie ich sie liebe. Manchmal kamen auch noch sonstige Burschen und Mädchen aus den Gehöften, oft prächtige Gestalten,

Gesichter und Köpfe. Da war Rasse! Und wir hatten bei einigen Glas Bier einen unterhaltsamen Abend, bis draußen der funkelnde Mond über den Kuppen stand, so um elf. Ich selbst saß in Hemdärmeln wie die andern und hatte nur Filzpantoffeln an den nackten Füßen; sie saß auf dem kleinen Schemel, der Großvater im Lehnstuhl; und die andern hatten sich Holzblöcke aus Winkeln hervorgeholt. Wir sprachen über alles, über Gott und Welt, Stadt und Land, über Elsaß, Deutschland und Frankreich, über Norwegen und andre Länder, die ich bereist; denn wenn man nur die richtigen, schlichten, herzlichen Worte wählt, so läßt sich über alles sprechen mit diesen schlichten Leuten aus dem Volke.

Wenn sie dann alle fort waren und ich stand wieder allein an meinem Fenster und schaute noch einmal hinaus in diese wunderbare Mondnacht, so habe ich niemals mit einem „Gott sei Dank! Endlich gemütlich!" aufs Fensterbrett geschlagen. Wohl aber bin ich manchmal noch in den Garten hinuntergesprungen und habe mit Leni allein gekost und geküßt — sie war nebenbei die einzige, die ich jemals wahrhaft geliebt habe... Vor fünfundzwanzig Jahren!

Seitdem ist die ganze Welt vergiftet. Ich kann mich nicht mehr zu Leni flüchten. Sie wird zwischen einem Rudel Kinder sitzen und bereits im Kriege gefallene Söhne beweinen...

* * *

Ich habe zuweilen merkwürdige Anfälle. Vor einer Viertelstunde zum Beispiel sprang ich auf den Stuhl und vom Stuhl auf den Tisch. Auf dem Tisch kreuzte ich die Arme und überschaute die Welt.

Ich hatte nämlich eine Schrift gelesen, die mich ganz außerordentlich ärgerte. Und in solchen Fällen fängt mein Blut so bedenklich an zu sieden, daß ich auf ungewöhnliche Weise die Harmonie meiner Seele wiederherstellen muß. Ich schmeiße dann die Schrift, Zeitung oder Zeitschrift — es handelt sich meist um Kunstkritik — mit Kraft und Schwung an die ziemlich hohe Atelierdecke; breit auseinanderflatternd und klatschend schlägt alsdann, nach dem natürlichen Gesetz der Schwere, das Papier wieder auf den Fußboden auf. Ich kreuze die Arme und gehe nun etliche Male mit Stampfen über den knisternden Wisch hinweg; und meine Seele hohnlacht über die

Afterweisheit auf dem Fußboden. Bin ich einigermaßen beruhigt, so hebe ich den zerknitterten Schwätzer, der die Flügel lappen läßt wie ein toter Sperling, mit verächtlichem Mitleid wieder auf, halte ihn mit zwei vorsichtigen Fingern hoch und werfe ihn vollends in den Papierkorb. Dann bin ich wieder harmonisch und hab' die ganze, nunmehr gesäuberte Welt wieder leidlich lieb.

Vor einer Viertelstunde hatte mich eine hochnäsige Schrift über die moderne Kunst geärgert; der Mann sprach mit einem Obenherab von den Unsterblichen Michelangelo, Raffael und Leonardo, mit einer modernen Frechheit über Schwind und Richter, bewies so wenig Sinn für Abstände und so ganz und gar keine Ehrfurcht vor dem Großen, dieser Wurm und Werktagslehrbub — daß ich ihn mit wahrer Wut an die Decke sauste. Leider fiel er auf den Tisch, und da er auf dem Tisch passende Gesellschaft fand, eine Nummer des „Vorwärts", genudelt mit Haß und Gift, eine Nummer einer konservativen Monatsschrift, triefend von Langeweile, und einen wirren Haufen von Kunstzeitschriften —, so bestieg ich ganz einfach den langen Tisch, reckte mich, schaute aufatmend ins Zimmer und trampelte eine Weile mit gekreuzten Armen auf dem gesamten Druckpapier hin und her. Napoleon bei Austerlitz! Die Sonne kam gerade um die Ecke und grinste dazu. Und Spitzwegs Geist streckte den Kopf mit einer weißen Zipfelmütze behutsam über die Fensterkakteen und kicherte vernehmlich.

Es ist das ein wenig verrückt. Indes, wir Junggesellen haben ja kein liebevolles, in nützlicher Nähe bescheiden an einer Stickerei sitzendes Weib zur Hand, dem wir unsere Gefühle in den Schoß schütten können. Wir müssen also unsere Zornanfälle etwas eigentümlicher entleeren. Wir plaudern mit Stühlen, werfen mit Tintenfässern nach dem Teufel, kämpfen mit Papier, schließen mit Kindern Kameradschaft oder bemalen Leinwand ... So hilft man sich halt in dieser bösen, bösen Zeit.

Manche meiner Freunde, ich gesteh' es, steigen nicht auf den Tisch, sondern setzen sich dran und schreiben Gegenartikel. Diesem Gewimmel von Knirpsen, die heutzutage das Papier bedrucken, gönnen sie Gegenartikel! Ich zucke die Achseln; meine Methode ist einfacher.

* * *

Man wird sich ohne anstrengendes Nachdenken sagen können, wie ich zu jener Völkerkeilerei stehe, die man jetzt Weltkrieg nennt.

Daß der Tabak schlechter und spärlicher wird, ist bedauerlich. Daß es eine Vorsehung gibt, wie mein Freund, der Vikar von Jung St. Peter behauptet, davon hab' ich Beweise. Denn dieses Gemetzel hat erst begonnen, als ich das dienstpflichtige Alter eben hinter mir hatte. Ich blieb auf meiner neutralen Höhe. Täglich wanderte ich an den Rhein, suchte mir ein nettes Landschäftel heraus und malte. Was soll man anders tun? Auch noch Leute umbringen? Das geschieht schon ohne mich mit allen Maschinenkünsten der Neuzeit. Oder ich porträtiere elsässische Stadtbürger und Offiziere der Generalität. Während der Sitzungen schimpft der eine auf die Preußen; mit dem plaudre ich über meine Studienjahre in Paris und Fontainebleau. Der andre hat gegen die Franzosen allerlei auf der Leber; den unterhalt' ich von meinem Aufenthalt in München und Oberbayern. In beiden Fällen rauch' ich meine Zigaretten weiter oder streife nach alter schlechter Gewohnheit den beschmierten Daumen am Kittel ab. Es gibt hüben wie drüben interessante Köpfe. Politik interessiert mich nicht.

Ich hab' ein paar tausend Bilder in meinen drei Zimmern und im Atelier aufgespeichert. Das ist meine Bibliothek und meine ganze Freude. Verkaufen tu' ich nicht. Nur wenn ich Geld brauche; und auch dann nur an Leute, die mir gefallen. Aber zeigen tu' ich gern. Da sperren sie dann die Augen auf, die Herrschaften aus Philistäa!

Wenn freilich der Redakteur vom „Elsässer" (e bissel giftig) und der von der „Straßburger Post" (ein gemütlicher Düringer) in meinem Atelier zusammenkommen, so gibt's Krach. Beide sind Kunstkenner und meine guten Freunde, können sich aber gegenseitig nicht schmecken. Der eine ist ein klerikaler Alt-Elsässer, der andre hat preußisch-protestantische Auffassungen. Da hilft man sich halt, wie's eben geht: wenn der Klerikale bei mir ist, häng' ich zur Warnung für den andern ein schwarzes Fähnchen ans Fenster. Und besucht mich der Preuße, so warnt solange Schwarz-Weiß-Rot. Beim ersteren Fähnchen sagen die Philister: Der Herr Speckel hat Trauer; beim andren fragen sie: Steht wieder ein Sieg in der Zeitung?

Soll ich mich in den Völkerhändel einmischen? Werden meine Landschaften dadurch duftiger? Oder meine Bildnisse ähnlicher?

Ich hab' eine närrische Anhänglichkeit an die Rheinlandschaft. Das Wasser, die Weiden, der Duft, das Licht, die Enten, das ferne Münster und die zärtliche Linie der noch ferneren Berge, ob nun Schwarzwald oder Vogesen — ich sitz' drin, wie die Spinne im Netz. Ich rauche wie ein Schlot; häng' auch am Rhein draußen die Angel manchmal ins Wasser — und kann mir nicht denken, was sich an dieser Landschaft und an meinen Malereien ändern sollte, ob nun am Münsterzipfel die deutsche Fahne hängt oder die Trikolore ...

Zehntes Kapitel

Das Grab im Birkenwäldchen

O Himmelskönigin,
Nimm meine Seel' dahin!
Nimm sie zu dir in'n Himmel hinein
Allwo die lieben Englein sein,
Und vergiß nicht mein!

Volkslied

Herbstwind weinte über den Wasgenwald. Die zerbrochenen mittelalterlichen Burgen standen fröstelnd auf den Höhen entlang. Zerfetztes Gewölk flog um die drei Rappoltsteiner Schlösser; und ganz in schweren Wolken stand die Hohkönigsburg.

Deutschland ging der Stunde seiner Demütigung entgegen.

Und über die Welt kroch jene Seuche, die man die Grippe nennt. Sie warf oft binnen weniger Tage unter Erscheinungen, die mit der Lungenentzündung vergleichbar waren, junge Menschen auf die Bahre, zumal Mädchen und Kinder. Auch die seelische Seuche des Hasses ging weiter. Und Tag für Tag setzte sich noch der Kampf an der Westfront fort. Europa war voll von Blut, doch arm an nährender Milch. Rot war die Farbe der Welt; das Weiß der Unschuld hatte sich in den Himmel zurückgezogen...

* * *

Im Lützelbronner Pfarrhause war neue Lebensbewegung eingekehrt. Es wurde gepackt und gebündelt. Arnold hatte in Straßburg von seiner kirchlichen Behörde seine Entlassung erbeten und erhalten. Der Vikar, der ihn vertrat, wohnte bereits im Pfarrhause. Auch Fanny war eifrig dabei, ihre Ausstattung in Kisten zu packen. Es ging nach Heidelberg, in eine neue, in eine reinere Welt!

Freund Lobsann hatte auf Arnolds Anfrage auf der Stelle freudig geantwortet. In seiner warmherzigen Art stellte er dem Freunde von ehedem sein Haus zur Verfügung. Wie in alten Zeiten

zitierte er im Urtext Horaz und Homer, die er gründlich kannte, und schloß: „Mehercule, mi amice, das obere Stockwerk samt dem großen Altan, den Sie so lieben, freut sich, soweit sich eben Steine freuen können; und wieviel mehr wir lebendigen Menschen! Sie können sogleich einziehen. Es ist Raum genug für das Brautpaar — das ja wohl bis dahin Ehepaar ist — und für Sie selbst. Meine Frau übt ein Dutzend Lieder ein, damit uns diese bitter schwere Zeit nicht unterkriegt. Liselottchen hält ihr schönstes Sonntagslächeln bereit, das ihren zehn Jahren zur Verfügung steht; und was, notabene, die ganze Woche nachzuleuchten pflegt. Also satis de hac re mihi dixisse videtur, sagt Cicero, auf deutsch: Genug geschwätzt! Willkommen!"

Auch Bieler lebte auf. Eines Abends kam er zu Schwester Lisy herüber, mit der er sich ganz besonders gut verstand, schloß die Küchentüre hinter sich zu und teilte ihr angenehm erregt mit, Stürli habe ihm bereits eine ansehnliche Kaufsumme als Anzahlung auf den Tisch gelegt. Woher er denn wohl das Geld habe?

Lisy, die immer Gelassene, die sich noch mehr als Bieler auf das Diakonissenhaus und auf ihre Straßburger Kranken freute, pflegte bei solchen Anlässen verschwiegen zu lächeln.

„Seien Sie doch froh, Papa Bieler, daß sich das so schön macht!" meinte sie.

Aber der Alte witterte weiter und fragte mit pfiffigem Gesicht:

„Ist's wahr, daß der Nachbar" — so nannte er meist den Pfarrer, wobei er mit dem Daumen über die Achsel deutete — „sein Gut Windbühl verkauft hat? An den reichen Mülhäuser?"

„Kann schon so sein", lächelte Lisy.

Und Bieler nickte:

„Na, dann weiß ich ja alles. Ein gutes Herz hat er halt doch, der Nachbar."

Die Weinlese war vorüber. Ihr Duft lag noch über dem Dorfe. Und den Winzer überkam, als er nach Hause schritt, ein ganz leises Bedauern, eine unbestimmte Wehmut. Aber er wußte sein Haus in guten Händen.

Schweren Gemütes, das er unter ermunternden Scherzen zu verbergen suchte, schritt nur Arnold selber durch die verödenden

Räume. Jeden Tag erwartete Deutschland das Eintreffen der Waffenstillstandsbedingungen. Und was mochte denn nur in Kiel vorgehen? Munkelte man nicht von Meutereien? In solchem furchtbaren Augenblick auch noch Meuterei!

Fanny und Gustav hatten sich mitten unter all der Umsiedelungsarbeit mehrmals unter geheimnisvollen Andeutungen zurückgezogen, um dann laut und vortragend Wechselreden zu tauschen.

„Was treiben sie denn?" hatte Arnold gefragt.

„Geheimnis", ward ihm zur Antwort.

Aber das angebliche Geheimnis ward rasch enthüllt. Eines Tages kam Fanny zornig-verdrießlich zu Onkel Arnold gelaufen.

„Nun? Wieder einmal Krach? Mit wem denn?" forschte er.

„Verzeih, aber ich bin ganz unglücklich! Eine Überraschung für dich und eine Abschiedsfeier für die Freunde hierzulande ist mir schändlich zu Wasser geworden. Ich habe die Freude dran ganz verloren und will dir's nur gleich heraussagen. Ach, daß es so wenig Freude auf der Erde gibt, so wenig Liebe! Warum er mir nur immer wieder alles verdirbt! Wer? Aber natürlich Gustav!"

Und sie erzählte. Unter Arnolds Papieren hatte sie einen Band „Gespräche" gefunden, meist philosophischer Art, eines aber so schön, so wunderschön, daß sie's gar nicht genug hatte lesen können.

„Das wollte ich mit Gustav auswendig lernen und vortragen. Dorothee hat ein feines blaues Gewand dazu geliehen, Gustav hätte eine Art graue Mönchskutte getragen. Pfarrer Wirz mit seinem Weißbart und seiner ruhigen Baßstimme hätte am Schluß den Arzt gesprochen. Weißt du, der hätte hinter den beiden aus dem Vorhang treten müssen und — —"

„Aber, Kind, ich weiß ja gar nicht, wovon du sprichst!"

„Wart' nur — und hätte die beiden gleichsam eingesegnet, verstehst du? Gustav hat auch erst zugesagt. Dann aber, natürlich, wie er ja so ist, wurde er ängstlich und fragte, wer dabei zuhöre. Und dann paßte ihm der nicht — jener nicht — und runzelt die Stirne — und er wolle nicht vor den Leuten Theater spielen in so ernster Zeit, obwohl wir doch unter uns sind und es ein so edler Stoff ist — kurz, er will nicht! Siehst du, und da sitz' ich nun, kann meine Rolle genau — und Gustav streikt! Ach, wie gern hätt' ich dich damit

überrascht! Daß er mir das so verpfuschen mußte! Denn mit irgendeinem anderen kann und will ich etwas so Zartes nicht spielen."

„Aber nun sag' mir doch endlich: Was ist es denn?"

„Das Gespräch zwischen dem armen Heinrich — weißt du, jenem kranken Ritter — und dem Mädchen, das ihn lieb hat und sich für ihn opfern will. Ein so herrlicher Gedanke! Ich hätte so gern dieses Mädchen spielen — und noch mehr sein mögen!"

„Zeig' einmal her!"

Arnold nahm die Blätter in die Hand.

„Sieh an, sieh an! Das glaubt' ich lange schon tot und dahin. Und das lebt noch? Das sollte nun durch dich lebendig werden?"

„Wann hast du das geschrieben, Onkel Arnold?"

„Lange her! Solch ein Mädchen hab' ich mir einst als Frau ersehnt. Es ist dann freilich ein wenig anders geworden."

„Warum hast du mir nie genauer davon erzählt, Onkel Arnold? Warum schließest du deine letzten Herzkammern vor uns allen zu — auch vor mir?"

„Auch vor dir?... Du bist Braut. Wenn ich ganz offen sprechen würde, könnte das auf eine Braut entmutigend wirken."

„Auf mich? Nie und nimmer!"

„Wenn ich dir nun sagte, daß ich an selbstlose, restlose Frauenliebe, an echte, vom Himmel ausgehende und in den Himmel wieder heimkehrende Liebe nicht mehr glaube?"

„Du? Onkel Arnold, das kannst du andren sagen, aber doch nicht mir! Denn ich habe deine Schriften gelesen. Und da steckt ja in aller Philosophie so viel von deinem Herzen drin! Also mir redest du nichts vor!"

Sie machte eine köstlich abwehrende, altkluge Schüttelbewegung mit der kleinen Hand. Und er betrachtete sie lächelnd, wie sie in ihrer blühenden Weiblichkeit vor ihm stand, wobei sich in der Erregung des Gespräches der Busen hob und senkte, so daß ihr goldnes Kettchen am offenen Halse funkelnd tanzte. Sein Auge wurde feucht, er zuckte wehmütig die Achseln und schaute in die Blätter, halblaut murmelnd:

„Ich glaub' nicht mehr an Lieb' und Treue. Erzähl's nicht weiter! Denn es ist eine Schande für mich, eine solche innere Leere verraten zu müssen."

Und ablenkend fuhr er fort:

„Komm, wollen doch einmal das Gespräch miteinander lesen! Bin neugierig, wie das heute auf mich wirkt — nach so langen Jahren und in so ganz andrer Zeit!"

Und sie lasen.

Mit müder Stimme begann er die Rolle des armen Heinrich zu sprechen. Fanny fiel ein, ohne in das Blatt zu schauen, und sprach mit Innigkeit die Worte der Agnes. Und mehr und mehr gerieten beide in Ausdruck, in Feuer, in tiefe Gemütsbewegung...

Das Liebesopfer

Ein Gespräch zwischen Agnes und dem armen Heinrich vor dem Hause des Arztes zu Salerno

Heinrich. Hier ist das Ziel... Hier wohnt der Arzt... Sind nicht deine Füße wund?

Agnes. Herr, es ist ein Rosenblatt, das auf meine Sandalen fiel. Und wären gleich meine Füße wund, sie schmerzen mich nicht.

Heinrich. Sie schmerzen dich nicht, du gutes, geduldiges Kind! Wie sollten dich wunde Füße schmerzen, da du so Großes zu erleiden willens bist! Dich opfern zu lassen, damit ich gesund werde!

Agnes. Seufzet nicht um meinetwillen, lieber Herr! Sehet, ich bin nicht bange, ich will freudig mein Blut geben, damit Ihr gesundet. Meine Mutter hat mir viel erzählt vom Christuskind, das auf die Erde gekommen ist, um sich opfern zu lassen für die Menschen. Und sie hat mir gesagt: Blut hat Heilkraft.

Heinrich. Blut hat Heilkraft... Hat sie dir das gesagt, liebes Mädchen?

Agnes. Ja, Blut und Tränen, hat sie gesagt. Ich hab's wohl nicht verstanden, aber ich hab's behalten. Meine Mutter war gut und hat nie gelogen. Doch hat sie viel geweint.

Heinrich. Blut und Tränen... Viel Blut hab' ich vergossen, doch selber wenig Tränen. Viel getötet, doch wenig lebendig gemacht. Ritter bin ich gewesen und habe dem Kampf und dem Genuß gelebt... Und nun will dieses holde Kind für mich sterben! Aus Mitleid! Aus Liebe für einen kranken Menschen sterben!... Nein, nein, das ist übermenschlich... Nein, du holdes Kind, ich nehme

dein Opfer nicht an! Ich will nicht glücklich sein auf Kosten deines blühenden Lebens!

Agnes. Mein guter Herr, ich bin eine arme, unwichtige Magd, Ihr aber könnt noch Großes tun in der Welt.

Heinrich. Und du etwa nicht? Kannst du nicht Gattin sein und einen Mann beglücken? Kannst du nicht Mutter sein und Kinder aus deinem reinen Blut und aus deiner reinen Seele nähren und als herrliche Menschen der Welt schenken? Ist das nicht etwa groß?!

Agnes. Euch nähr' ich mit meinem Blut und Euch mit meiner Seele — und so werdet Ihr ein herrlicher Mensch durch mich — und ich schenke Euch der Welt, lieber Herr! Seht, so bin ich Mutter und tue Großes. Und habt Ihr mich nicht im Scherz oft Euer lieb traut Weib genannt, weil ich Euch von ganzem Herzen gut bin? Seht, so bin ich Gattin — und bin Euch Schwester — und bin dreifach glücklich. Ist das nicht groß?

Heinrich. O wie heilig ist eine Frau! Ich hab' es nie gewußt, daß eine liebende Frau so heilig sein kann. Mir waren die Frauen unheilig, denn sie lockten meine Begierden zutage. Du, Kind, machst mich fromm! Mein herzlieb Schwesterchen, laß mich deine Hände küssen — nein, den Saum deines Gewandes! Wenn du zu Gott kommst, bitte für mich! Denn ich selbst bin unwert, mit Gott zu sprechen.

Agnes. Wenn ich zu Gott komme, werde ich ihm erzählen, wie sehr Ihr gelitten habt.

Heinrich. Du bist schön, du bist geschaffen, einen Mann zu beglücken, ich muß dich anschauen immerzu.

Agnes. Ich beglücke einen Mann, denn ich beglücke Euch.

Heinrich. Lockt dich nicht die Lust der Welt, du junges Blut?

Agnes. Ich habe Hartes erlebt, und ich habe im Herzen viel Schönes erschaut. Der Wald und die wilden Wasser sind voll von Stimmen; in den Hütten unsrer deutschen Heimat ist viel Wundersames; und meine Mutter erzählte mir von den großen Heiligen, die über die Gebirge wanderten und die wunderbare Stadt Gottes suchten. Lieber Herr, die Leute schelten mich wohl Träumerin, denn mich lockt nicht, was andre lockt. Ich suche ein sehr Schönes, ein sehr Großes. Wollet mir nicht die Pforte versperren, mein trauter

Herr; wollet mir gestatten, daß ich aus Liebe zu Euch diese Erde verlasse und heimkehre zu Gott.

Heinrich. Kind, Kind, du überwältigst mich! Kind, schau' seitab, denn in meinen Augen ist etwas, was ich seit Kindertagen nicht mehr kannte: Tränen! Ich möchte dich fragen, glaubst du denn an deine unsterblichen Geister? Aber ich frage nicht, denn du lebst ja mitten unter ihnen! Ich möchte dich fragen: siehst du sie denn, hörst du sie denn? Aber ich frage nicht, denn ich schaue ja ihren Abglanz in deinen Augen! Und so hat sich der Himmel auf dich herniedergelassen, so steht der Himmel gestaltet und lebendig vor mir — in dir, du fremdartig süße Jungfrau, du Kind, du Gattin, du Mutter, du meine bräutliche Schwester Agnes! Siehe, das Wunder der Liebe! Dieses Mädchen will sterben aus Liebe! — Ich wußte bisher nur von einem Genuß aus Liebe — von Begehren, Ergreifen, Besitzen! Siehe das Wunder der Liebe! Zum erstenmal eine Jungfrau, vor der ich betend in Staub sinke — nicht begehrend — geheilt von Begierde — besiegt!

Agnes. Steht auf, mein teurer Herr! Nicht besiegen will ich Euch, ich will Euch frei und gesund machen.

Heinrich. Und du machst mich frei und gesund! Wie ich diesen Mantel abschleudre, so schleudr' ich ab Trotz und Haß, Lust und Gier — so werf' ich ab mein ganzes bisheriges Leben — so werd' ich wieder ein Kind wie du und fahre gereinigt von neuem in die Welt — durch dich, Agnes!

Agnes. Da kommt der Arzt! O Ritter, es ziemt sich nicht, daß Ihr mir geringer Magd die Hände küsset!... Seht, der Arzt ist außer sich vor Verwunderung!... Wie sagt Ihr, ehrwürdiger Vater? Der Ritter wäre — dieser Ritter wäre — genesen, sagt Ihr?! Mein Herr ist — wieder gesund?!

Der Arzt. Ja, Mädchen, er ist wieder gesund! Durch dich ist er gesund geworden: durch Gott, der in dir wohnt und der aus dir gesprochen hat zu diesem Beladenen und Kranken! Nicht mehr brauchst du nun zu sterben, liebes Kind, du darfst mit ihm leben. Siehe, in seinen stillen Tränen fließt nun hinweg, was ihn krank gemacht hat. Nicht nur Blut erlöst, auch die heilige Träne der Reue hat erlösende Kraft. Daß er in reiner Reue weinen konnte, das hat

ihn gesund gemacht. Und du hast ihm die Träne geschenkt, du hast ihn erlöst, du holdes Herz, dessen Liebe stärker ist als alle Sünden und Wunden der Welt.

Sie waren zu Ende.

Arnold hatte auch des Arztes Worte gesprochen. Seine Hand lag noch segnend auf des Kindes lichtem Scheitel. So stand er ein Weilchen und schaute bewegt in ihr seelenvolles, geradezu fromm und madonnenhaft durchstrahltes Antlitz. Sie hatte, der Rolle entsprechend, die Hände gefaltet und blickte zu ihm empor — zu ihm, der hier Kranker und Arzt zugleich war und mit feuchten Augen auf das holde Gebilde herniedersah.

Die Empfindungen, die zwischen Mann und Weib wie Strahlen hin und her gehen, sind der Vernunft und dem Willen nicht erreichbar. Sie kommen, sie sind da, sie wirken — niemand weiß oder wird je wissen, wie es geschah. Man mag sie beherrschen oder verbergen, aber die Tatsache bleibt dieselbe. Und es kommt nun auf die sittliche Reife und seelische Reinheit an, ob sie veredelnd wirken oder verheerend.

„Ich danke dir, Fanny", sprach Arnold leise. „Immer wieder werde ich den Weg gewiesen: den Weg der Liebe. Die schönste Darstellung hätte mich nicht reiner beglückt. Kind, nun wollen wir aber Gustav nicht vergessen. Sieh, du darfst ihm die Rolle des armen Heinrich nicht zumuten. Er leidet schon genug unter dem Mitleid. Laß ihm diese edle Scheu!"

„Du hast recht!" fiel Fanny ein, sofort seinen Gedanken erfassend. „Nein, nein, sie sollen mir ihn nicht bemitleiden! Stolz soll er sein! Ich dachte nur an dich und an die Überraschung, auch an meine eigne schöne Rolle, und zu wenig an Gustav. Der liebe, liebe Gustav! Ich laufe gleich zu ihm hinauf und bitt' ihn um Verzeihung."

* * *

Es ziemt uns nicht, irre zu werden an einem Volke, das nach vierjähriger, heldenhafter Geduld und meist siegreicher Gegenwirkung panikartig zusammenbricht.

Vieles wirkt bei solchem Zusammenbruch einer Nation ineinander. Nur schwächliches oder unedles Denken sucht nach einem ein-

zigen Sündenbock, dem man die gesamte Schuld aufbürden könnte. Wenige wissen das Glück mit Maß und den Schmerz mit Würde zu tragen. Auch viele, sehr viele Deutsche haben sich in den Herbsttagen 1918 erbärmlich benommen.

Bulgarien, Türkei und Österreich, unsere bisherigen Verbündeten, lagen entmannt, entwaffnet, wehrlos am Boden.

Nun kam die Reihe an uns. Es war kein Heldenstück mehr, das eingeschnürte Volk zur Übergabe zu zwingen. Nicht durch Waffensieg hat Frankreich vermocht, die Deutschen vom französischen Boden und aus Elsaß-Lothringen zu vertreiben. Nicht einmal mit Hilfe seiner Verbündeten. Das bleibt eiserne Tatsache. Die deutsche Westfront wich langsam, aber unbesiegt.

Einem solchen Heere hätte man, gleich einer tapferen Besatzung, großherzige Bedingungen gestatten können. So war's Brauch, so lange die Menschheit Kriegsgeschichte schreibt.

Aber der Waffenstillstand wurde unmenschlich schmachvoll. Und der November 1918, an dem der französische Generalissimus unserem Heer solche Bedingungen aufzwang, bleibt eingebrannt in die Chronik der Weltgeschichte und in das Schuldbuch Frankreichs.

„Sofortige Räumung von Belgien, Frankreich und Elsaß-Lothringen binnen vierzehn Tagen.

„Abzugeben 5000 Kanonen, 30000 Maschinengewehre, 3000 Minenwerfer, 2000 Flugzeuge.

„Räumung des linken Rheinufers; Mainz, Köln, Koblenz besetzt vom Feinde.

„5000 Lokomotiven, 150000 Wagen, 10000 Kraftwagen abzugeben.

„Im Osten Truppen hinter die Grenze vom 1. August 1914 zurückzunehmen.

„Verzicht auf die Friedensverträge von Brest-Litowsk und Bukarest.

„Rückgabe der Kriegsgefangenen, doch ohne Gegenseitigkeit.

„Abgabe von 100 U-Booten, sechs Dreadnoughts, acht leichten Kreuzern; die übrigen Schiffe entwaffnet und überwacht.

„Blockade bleibt bestehen; deutsche Schiffe dürfen weiter gekapert werden ..."

„... Hündisch!" rief Gustav, als er die Zeitung in zitternden Händen hielt. Die Zornröte schlug dem Unteroffizier, der für sein Vaterland nicht mehr kämpfen konnte, in das blasse Gesicht. „Schamlos! Schamlos! Lassen unsere Frauen und Kinder weiterhungern, machen geordnete Heimführung unmöglich, wissen genau, daß man in vierzehn Tagen den Riesenapparat von drei Millionen Mann nicht heimführen kann, entwaffnen, knebeln uns, behalten unsre Gefangenen — — und das unterzeichnen unsre deutschen Vertreter?! Braust denn nicht eine letzte Zornflamme durch das ganze deutsche Volk?!"

Nein. Es brauste keine letzte Zornflamme durch das deutsche Volk: denn es war bereits von innen zersetzt.

Zwei Tage vor Abschluß des Waffenstillstandes war in Deutschland die Revolution ausgebrochen. Und mit der unheimlichen Schnelligkeit des neuzeitlichen Drahtverkehrs hatte sie sich innerhalb weniger Tage, ja Stunden sämtlicher deutscher Städte bemächtigt. Hagens Speer war wieder einmal in Siegfrieds Rücken gefahren. Das alte deutsche Trauerlied! Parteiwut war mächtiger als die hier allein rettende oder mildernde einmütige völkische Zornflamme. Als Schillers und Luthers Geburtstag über die deutsche Erde ging, lag Bismarcks Reich von außen zerhämmert, von innen unterhöhlt als Trümmerhaufen am Boden.

In Kiel begann es. Die deutsche Marine hatte sich durch einzelne Heldentaten und kühne Fernfahrten ausgezeichnet. Im ganzen hatte sie weniger Blut gelassen als die Kameraden an den Landfronten. Um so mehr Muße war für Zersetzungsarbeit durch Schriften und Flugblätter des Umsturzes. In jenen Herbsttagen sollte die deutsche Flotte durch einen Vorstoß in den englischen Kanal die flandrische Nordfront entlasten. Die Mannschaft meuterte. Die Bewegung dehnte sich auf Kiel aus; die Stadt wurde besetzt; auf den behördlichen Gebäuden wehte die rote Flagge; ein sozialdemokratischer Abgeordneter flog im Luftschiff heran und übernahm die Leitung. Nach russischem Vorbild wurde die Revolution ins Werk gesetzt, wie es kurz zuvor auch in Österreich geschehen war. Ein Arbeiter- und Soldatenrat trat an die Spitze; der Stadtkommandant wurde bei seiner Weigerung, sich abführen zu lassen, erschossen.

Und Ähnliches geschah in Hamburg. Die Bewegung griff nach Berlin über, wohin bewaffnete Matrosen zogen. In allen Städten sah man einzelne Matrosen auftauchen, schüren und führen — und nach derselben Formel waren über Nacht rote Fahnen gehißt, rote Maueranschläge zu lesen, die wichtigsten Gebäude besetzt, sämtliche deutsche Fürsten entthront. Das überraschte Bürgertum sah dem Treiben schweigend zu, erschöpft vom langen Kriege, betäubt vom unerhörten Waffenstillstand — noch mehr betäubt, daß es deutschen Brüdern möglich war, in solchem Augenblick dem kämpfenden Vaterland in den Rücken zu fallen.

Eine Partei, die seit Jahrzehnten planmäßig auf den Umsturz hinarbeitete, die sich nicht in das Reich mit eingefügt hatte, deren Abgeordnete fluchtartig den Saal zu verlassen pflegten, wenn das Hoch auf den Kaiser ausgebracht wurde — diese Partei wählte diesen Augenblick, um ihre freiheitlichen Ideale durchzusetzen. Es fiel niemanden ein, ihr den Sieg streitig zu machen. Man sah zu, wie auf den Straßen den Offizieren die Achselklappen abgerissen wurden, wie das soldatische Grüßen mit einem Schlage aufhörte; ja die Aufrührer rühmten sich, daß sie seit Monaten Fahnenflüchtige und Drückeberger organisiert, mit falschen Papieren ausgestattet und mit Aufklärungsschriften zur Werbearbeit umhergesandt hätten. Und so waren es denn auch besonders wohlgefütterte und gut bezahlte Helden der Etappe, die nach Kundwerdung des Waffenstillstandes sinnlos flohen, wobei zu Schleuderpreisen Wehr und Waffen an die Belgier verkauft wurden. Die Männer der Front freilich, die dem Tod ins Auge geschaut hatten, blieben treu und tapfer bis zum letzten bittern Schluß, in fester Haltung vom Schlachtfeld abrückend ...

Und der Kaiser des Bismarckschen Reiches? Jener Kaiser, der vor achtundzwanzig Jahren als junger Regent den Reichsschmied, zur schmerzlichen Überraschung des deutschen Volkes, kurzerhand entlassen hatte? Man war auf seine freiwillige, großzügige Abdankung gleich nach Wilsons erster Antwortnote gefaßt. Allein der letzte Hohenzoller zauderte. Durch Zugeständnisse an die Demokratie glaubte man die Regierung verhandlungsfähig zu machen. Doch die Antwort von drüben verzögerte sich, die deutschen Nerven ver-

sagten mehr und mehr, die Zersetzung griff um sich — und der Kaiser, der sich unter seinen Deutschen nicht mehr sicher glaubte, floh nach Holland. Desgleichen der Kronprinz. Beide entsagten dem Thron.

Ein Fels im Meere stand noch Generalfeldmarschall Hindenburg. Sein Generalstabschef Ludendorff hatte schon Wochen zuvor von seinem Platze weichen müssen: Ludendorff, der mit eiserner Willenskraft auch innerpolitisch die Reichsregierung zu stärken versuchte, Ludendorff, der freilich die Bitte um Waffenstillstand aussprach, aber ein so unerhörtes Abkommen wohl niemals unterzeichnet hätte. Mit der ihm eigenen monumentalen Ruhe, wenn auch blutenden Herzens, wandte sich der allverehrte greise Feldmarschall in jenen Tagen des Zusammenbruchs noch einmal an sein Feldheer, nicht mehr zum Kampf ermunternd, nur noch zur Pflichttreue:

„Der Waffenstillstand ist unterzeichnet worden. Bis zum heutigen Tage haben wir unsre Waffen in Ehren geführt ... Bei der wachsenden Zahl unsrer Gegner, bei dem Zusammenbruch der uns bis an das Ende ihrer Kraft zur Seite stehenden Verbündeten und bei den immer drückender werdenden Ernährungs- und Wirtschaftssorgen hat sich unsere Regierung zur Annahme harter Waffenstillstandsbedingungen entschließen müssen. Aber aufrecht und stolz gehen wir aus dem Kampfe, den wir über vier Jahre gegen eine Welt von Feinden bestanden. Aus dem Bewußtsein, daß wir unser Land und unsere Ehre bis zum äußersten verteidigt haben, schöpfen wir neue Kraft. Der Waffenstillstandsvertrag verpflichtet zum schnellen Rückmarsch in die Heimat — unter den obwaltenden Verhältnissen eine schwere Aufgabe, die Selbstbeherrschung und treueste Pflichterfüllung von jedem einzelnen von euch verlangt, ein harter Prüfstein für den Geist und den inneren Halt der Armee. Im Kampfe habt ihr euren Generalfeldmarschall niemals im Stiche gelassen. Ich vertraue auch jetzt auf euch."

Und das Frontheer machte seinem Hindenburg Ehre. In musterhafter Ordnung marschierten die Massen Tag für Tag nach Deutschland zurück. Es war ein ernstes Wandern in abgeschabtem Waffenrock, ein ernstes Reiten auf hageren Gäulen, nicht vergleichbar dem einst so glänzenden Auszug in jenen blumenreichen Hochsommer-

tagen, als die singenden Truppenzüge nach Westen und Osten rollten ...

* * *

Auch Gustav erhielt in diesen Tagen seine Entlassung.

Er weilte zu diesem Zweck in Straßburg.

Seit dem siegreich beendeten Zusammenstoß mit dem Hauptmann waren seine Nerven in einer erstaunlichen Spannung. Er schien völlig genesen. Es war ihm ein Bedürfnis, Menschen aufzusuchen, erregt mit ihnen zu plaudern und sie mit seinen Plänen zu unterhalten. Aber dem genauen Beobachter konnte nicht entgehen, wie sehr ihn jenes Erlebnis in den Tiefen aufgewühlt hatte.

Als seine Papiere geordnet waren, steckte er sich gleich bei einem studentischen Freunde am Schiltigheimer Ring in bürgerliche Kleidung. Dann wanderten sie durch den Contades mit seinen nunmehr unbelaubten Riesenplatanen in die nervös lebendige Stadt.

Sieh da: zwei Plakate werben um Aufmerksamkeit! Schwarzweißrot das eine umrandet: „Elsässer, denkt daran, daß ihr deutschen Stammes seid! Wollt ihr euch einem fremden Volke ausliefern, das euch weder achtet noch liebt?" Daneben jedoch, in blauem Drucke, zweisprachig: „L'heure de la liberté a sonné" — o weh! Und am Schluß: „Vivent la France et l'Alsace-Lorraine réunies à jamais!"

Ja, da war er wieder, der unglückselige Zwiespalt, der das Elsaß zerriß!

Und daneben ein roter Zettel, die beiden andren überleuchtend: „An die Bürgerschaft der Stadt Straßburg! Wie in allen anderen Städten hat sich auch in Straßburg ein Arbeiter- und Soldatenrat gebildet. Er hat die öffentliche Gewalt in seine Hand genommen. Die bisherigen reaktionären Mächte sind abgesetzt ..."

Die beiden Freunde wandern nach dem Kleberplatz. Sie sehen die Menge mehr und mehr anschwellen; französische Sprache wird lauter und kecker, oft im Munde von Gassenjungen, die kaum ein paar Worte können. Überall eifriger Redetausch; etwas wie Hohn und Haß, das zutage drängt. Eine Gruppe summt um das Kleberdenkmal; es wagen sich Rufe heraus: „Vive la France!" Einige Jungen klettern empor und hängen dem General einen Lorbeer-

kranz um die Schulter, schieben ihm zwei blau-weiß-rote Papierlaternen in die Hände. Und da und dort tauchen in frecher Haltung bereits Burschen auf, die im Knopfloch blau-weiß-rote Rosetten tragen ... Es gärt und brodelt in Straßburg ... Kraftwagen mit roten Fähnchen rattern durch die Stadt. Am Münster weht die rote Fahne.

Der letzte Statthalter, vor kurzem noch ein glänzender, um die Stadt hochverdienter Bürgermeister, hat sich zurückgezogen; die Offiziere im Gouvernement bauen ihre Tätigkeit ab. Trotzendorff sucht bis zuletzt zu retten, was zu retten ist. Diese Revolution ist kein Gewaltereignis, kein Gewitter; man bemerkt sie von außen wenig; sie ist der gleichzeitigen tückischen Grippe vergleichbar und verbreitet sich mit der unheimlichen Schnelligkeit und Unfaßbarkeit einer Seuche. Wer regiert eigentlich? Man weiß es kaum. Unbekannte von gestern!

Noch duckt sich der kleine französisch gesinnte Teil der Straßburger Bevölkerung. Die revolutionäre Regierung verbietet das Tragen von Landesfarben. Doch Geduld! Nächste Woche ziehen die Franzosen ein!...

Und dann?

Gustav und sein Freund wandern bangen Gemütes am Kaiserplatz entlang. Sie kommen an das Kaiser-Wilhelm-Denkmal: das bronzene Reiterstandbild ist durch ein häßliches Holzgerüst verdeckt; auch der tote Kaiser ist also abgesetzt! Einige elsässisch und französisch redende junge Leute stehen davor und ermuntern sich offenbar wechselseitig in einem zunächst scherzhaft hingeworfenen Plan, der aber ekle Wahrheit werden sollte. „M'r hole 'ne 'runter!" versteht Gustav. Und jäh erschrickt er und nimmt seinen Freund unter den Arm, gleichsam Schutz suchend: denn da steht ja wahrhaftig auch der Apotheker, rund und vergnügt, in flottem bürgerlichem Kleid! „Die sind vom Cercle des étudiants", wirft Gustavs elsässischer Begleiter verächtlich hin; „komm, sonst kribbelt's mich, einem oder dem andren den Stock über den Schädel zu hauen. Das kriecht jetzt wieder aus allen Löchern heraus und über die Grenze herüber!"

Sie entfernen sich raschen Schrittes. Gustavs Herz pocht zum

Zerspringen. Jetzt wird auch Georges Bieler bald wieder im Lande sein! Herr im Himmel, nur fort aus dem Elsaß! Hier wartet ja überall die Hölle!

In der Kaiser-Friedrich-Straße holt sie ein befreundeter Arzt ein. „Woher? Wohin?" fragt man sich. — „Ich? Das werden Sie schwerlich erraten. Ich habe mir eben vom Arbeiter- und Soldatenrat eine Wache vors Haus erbeten. Man hat mich bedroht, und ein Anschlag ist mir verraten worden." — „Aber Sie sind doch Alt-Elsässer?!" — „Gewiß! Mein Verbrechen ist unser Telegramm an Wilson oder meine deutsche Gesinnung. Sie glauben nicht, was für ein gemeiner Haß in den Tiefen unsres Volkes schwelt — nicht ehrlicher, nicht begründeter, nein, heimtückischer Haß, Freude am Gemeinen als solchem! Bei unseren Feinden entlädt sich dieses Gift gegen Deutschland schon lange; auch der Waffenstillstand ist ja von niedrigstem Haß diktiert. Bei den Roten bekundet er sich im Haß gegen die Reichen. Und hier in Straßburg wirkt beides zusammen. Die Welt ist krank an der Haß-Grippe. Und wir haben keinen Spezialisten für diesen unheimlich schweren Fall ..."

So häuften sich die Erfahrungen in Straßburg.

Gustav eilte wie gehetzt nach Lützelbronn zurück. Ihn überkam eine ungeheure Angst. Nur jetzt fort! Aus dem Elsaß fort! Aber — — nach Heidelberg? War denn nicht auch dort Revolution?

Zu Hause erfuhr er von der verstörten Lisy, daß dem Pfarrer Drohbriefe aus dem eigenen Dorfe zugegangen waren: man werde ihn noch totschlagen, ehe er das Dorf verlasse.

Dann kam ein Lehrer aus dem hinteren Vogesental durchgewandert; seine Gattin stammte aus Altdeutschland. Auch er war im Begriff, zu seiner bereits in Sicherheit gebrachten Familie über den Rhein zu flüchten.

„Und stellen Sie sich vor," berichtete er bekümmert, „ich war Soldat, ließ mein Schulhaus im Schutz der Gemeinde zurück — und wie find' ich's wieder? Meine kostbare Bücherei beschmutzt und zerfetzt, meine einzigartige Briefmarken- und Schmetterlingssammlung gestohlen, meine Möbel und Bilder verschandelt! So verdirbt man mir mein sauer verdientes Eigentum! Als ein halber Bettler zieh' ich jetzt über den Rhein, ich, ein deutschgesinnter Elsässer! Mer-

ken Sie aber die Hauptsache: es war deutsche Einquartierung, die mir das angetan hat!"

Der Mann schied von seiner Heimat, in seinem Rucksack etliche Habseligkeiten davontragend, um sich jenseits des Rheines ein neues Leben zu zimmern. Viele sollten ihm noch folgen ...

Und nun marschierten heimziehende Soldaten durch Lützelbronn, tapfre Mannschaften, die bis zuletzt ihre Stellungen in den Südvogesen verteidigt hatten.

Unter ihnen tauchte ein Leutnant auf, der mit Gustav von der Universität her bekannt war.

„Ach, Freund, Freund," rief der gutherzige Schwabe mit Tränen in den Augen, als er seinem gepreßten Innern Luft machte, „kein Neckar und kein Rhein waschen diese Schmach von Deutschland ab. Ich habe nächtelang nicht geschlafen. Meine Mutter ist Tirolerin. Und nun hocken die italienischen Katzelmacher in jenen herrlichen Bergen! Südtirol von der Salurner Klause bis zum Brenner ist seit Beginn des Mittelalters von Deutschen bewohnt. Die Bevölkerung hat einstimmig erklärt, nicht von Nordtirol abgetrennt werden zu wollen. Dennoch, diesem klaren Entschluß und dem Wilsonschen Programm zum Trotz, hausen jetzt dort die Italiener, denken Sie sich, und wollen das Land bis zum Brenner von uns losreißen, gut deutsches Land, das ich durch meine Mutter lieb habe wie mein Heimatland! Und über München regiert ein Galizier! Diesen Unfug lassen sich die derben Bayern gefallen! Und überall in diesem Elsaß so viel Gehässigkeit — es erwürgt mich, Freund! ... Ach, das liebe Elsaß! Seit Mai 1915 bin ich hier an der Front. Ich hab' euer Ländle unendlich liebgewonnen. Und mehr als das: ich hab' ein wundervolles, reines Mädle hier gefunden, das mich lieb hat. Aber ich bin halt evangelisch — und sie ist katholisch. Wir haben uns trotzdem ewige Liebe geschworen, obschon ihr Pfarrer — ein übrigens wahrhaft guter Mann — seine Bedenken hat. Was dieses Weib mir in all den schweren Seelenkämpfen gewesen ist, kann ich nicht in Worte fassen. Gestern hab' ich ihr ade gesagt. Ich werde dieses Gesicht und diese Tränen nie vergessen. Sie ist der Kirche gehorsam; sie will bleiben. Aber sie weiß — sobald sie zu mir nach Stuttgart kommt, ist sie vor Gott und Menschen meine Frau. Ich

dränge sie nicht; ich hab' kein Wort über die Lippen gebracht; Kuß und Tränen war alles. Nennen Sie mich weichlich, lieber Freund, meinthalb, aber — es ist halt zu viel, gar zu viel, was jetzt auf ein treues deutsches Herz einstürmt!"

So kummervoll schied dieser Schwabe, der letzte der vielen deutschen Soldaten, die während des vierjährigen Weltkrieges im Pfarrhause von Lützelbronn Einkehr gehalten hatten.

Unmittelbar nachher war auch Gustav verschwunden.

Fanny kam herüber und brachte einen zornflammenden Brief Erwins; sie legte ihn schweigend auf Onkel Arnolds Tisch. Der wunde Krieger in seinem fernen Lazarett war empört über all die Vorgänge; und er schrieb betrübt, daß er nun allein liege, voll Weh um das Elsaß, voll neuerwachter Sehnsucht nach Fanny und den Freunden, mutterseelenallein, trotz der vielen Leute um ihn her — denn der Sonnenschein sei auch aus diesem Hause verschwunden, wie aus der ganzen Zeit: Dirk und Hertha seien nach ihrer westfälischen Vaterstadt abgereist.

Eine Weile stand Fanny am Fenster und schaute den abziehenden deutschen Truppen nach. Marschierende Männer, endloses Fuhrwerk, bis in die beginnende Nacht, ausgestoßen vom Elsaß, eingeschluckt vom inneren Deutschland... Wasser, die sich verliefen...

Dann fragte sie nach Gustav. Aber er war nirgends zu finden.

Man wartete, ward unruhig, fragte in der Nachbarschaft umher; man lief auf seine nächsten Lieblingswege hinaus und rief seinen Namen.

Endlich kam Fanny auf den Gedanken, in seinem Studierzimmer genauer Umschau zu halten.

Es lag deutlich sichtbar ein Brief auf dem wohlgeordneten Schreibtisch. „An meine Lieben", stand auf dem Umschlag. Mit bebenden Knien öffnete die Braut, las den Inhalt und sank mit einem Wehlaut zu Boden.

Der Brief enthielt nur die wenigen Worte:

„Ich kann das Schreckliche nicht ertragen, das über mein deutsches Vaterland und über mein armes Elsaß hereingebrochen ist. Sucht mich im Teich und begrabt mich im Birkenwäldchen!

Euer unglücklicher Gustav."

* * *

Auf der Höhe des herbstlich leeren Gartens standen die blätterlosen Birken weiß und still.

Man schaut von dort weit hinaus in das elsässische Land.

In diesem Birkenwäldchen grub man Gustavs Grab.

Das Kreuz darauf war gleichfalls aus lichtem Birkenholz. Die runde Holztafel in der Mitte, nach Art der Kriegergräber, enthielt nur Namen und Datum.

Das Grab war von Kränzen, Blumen und Immergrün gänzlich zugedeckt. Ein Stechpalmenkranz — ein Dornenkranz — hing am Kreuz. So lag dieser Tote, den sie aus den Wasserrosen emporgezogen hatten, allein und abseits, wie er im Leben scheu und einsam gewesen war.

Fanny war in einem furchtbaren Zustand. Sie weinte nicht, sie sprach nicht. Sie irrte wie ein Schatten umher oder schloß sich ein. An nichts mehr legte sie Hand an; für nichts mehr hatte sie Teilnahme. Kaum aß sie das Nötige auf ihrem Zimmer.

Die Bewohner von Lützelbronn waren erschüttert; auch die ungünstig gesinnten Dörfler verkrochen sich beschämt. Viel ehrliche Teilnahme wagte sich zum Abschied heraus und gab sich in unbeholfenen Worten und manchem Händedruck dem Pfarrer kund, der in einer ergreifenden Grabrede seinen Schmerz entladen hatte.

Schon war der Möbelwagen abgefahren; Arnold selbst wollte am nächsten Morgen folgen. Fanny hatte auf Lisys besorgte Frage, was sie zu tun gedenke, nur mit wegwerfender Handbewegung und bitter gekräuselten Lippen kurz geantwortet: „Ich bleib', wo ich bin — oder geh' zu Georges nach Frankreich!" Mehr war aus ihrem verschlossenen, ja verkrampften Zustand nicht herauszubringen. Man sah nur, daß sie entsetzlich litt.

Arnold hatte nach seiner Gewohnheit das schauerliche Erlebnis in der Stille verarbeitet. Jetzt wollte er versuchen, Fanny vor dem Äußersten zu bewahren. Man fürchtete ernstlich für ihren Verstand. Er ging ihr nach. Aber sie war bisher jeder Unterredung ausgewichen.

An jenem letzten Abend jedoch traf er sie im Birkenwäldchen an seines Sohnes Grab. Wieder suchte sie mit nervöser Hastigkeit zu entfliehen. Doch er trat ihr in den Weg, breitete beide Arme aus

und bat in so schlichten, zu Herzen gehenden, eindringlichen Worten, ihm endlich zu gestatten, ihr wenigstens in der Stille Ade zu sagen, daß sie mit hangenden Armen vor ihm stehen blieb, wie ein gefangenes Wild.

„Sieh, Fanny," sprach er, und der ganze Schmerz der letzten Tage zitterte noch in der Stimme nach, „so dürfen wir beide nicht auseinandergehen. Willst du denn auch mich zusammenbrechen sehen, wenn du dich so gegen mich verstockst und verbitterst? Ich habe keine Tränen, so wenig wie du. Wo soll man denn anfangen zu weinen — und wo aufhören? Zwischen euch beiden Kindern zu wandern, das war meines Lebens letztes Glück und einzige Freude. Und jetzt? Heimat und Kinder sind mir genommen. Und das Deutschland meiner Liebe dazu! Denn das Deutschland, in das ich jetzt auswandre, ist nicht das Land meiner Liebe. Ich bin grauenhaft einsam. Und doch — mein Leid um die Menschheit ist noch größer. Und ich würde tausend Opfer bringen, wenn ich nur der Menschheit helfen könnte."

Fanny hatte sich auf ein Bänkchen gesetzt. Sie fröstelte, zog den Lodenmantel um die Schultern, stützte das Köpfchen in beide Hände und starrte schweigend vor sich hin.

Wie im Selbstgespräch fuhr der Pfarrer fort, dem es Wohltat war, sich durch Aussprache zu erleichtern.

„Es ist mir wie ein schwerer Traum, daß ich da vorgestern gestanden, im schlichten Rock, und meinem Sohn die Grabrede gehalten habe. Mein letzter Gottesdienst im Elsaß! Was für ein Abschluß! Dort die Leute — und vom Turm kein Glockenklang! Und der Text aus Jeremias: O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort! Mit Posaunenstößen möcht' ich's der ganzen Westmark ins Herz dröhnen: O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort! Elsaß, du hast die Liebe verloren! Menschheit, du hast keine Liebe mehr!"

Er atmete heftig, ging hin und her und blieb wieder vor Fanny stehen, doch gleichsam in sich hineinsprechend.

„Sieh, Fanny, ich habe zu Saarburg in Lothringen auf dem Schlachtfeld ein Christusbild gesehen, das mir tiefen Eindruck gemacht hat. Das Kreuz ist zerschossen, der Heiland scheint frei in der Luft zu schweben und die Arme auszubreiten über das Weh

der Welt. Segnet er? Flucht er? Ach, Fanny, wir wollen groß sein, wir wollen es dennoch als Segen deuten und nicht als Fluch. Denn aus diesem grenzenlosen Haß muß ja doch, muß eine neue Liebe kommen. Sie muß kommen, denn wir verhungern sonst auch seelisch, wie wir leiblich ausgehungert sind."

Wieder ging er hin und her, seine Gefühle und Gedanken waren jetzt in mächtiger Bewegung, lösten sich und drängten hinaus. Er rang schweren Atems die Hände und blieb vor dem geschmückten frischen Grabhügel stehen. Der Herbstabend dunkelte; weit irgendwo her aus hohen Lüften klang der Schrei der Wandergans. Eine unendliche Wehmut schwoll über des Vaters Herz.

„Ja, mein Sohn, mein lieber, lieber Sohn," sprach er, mit Tränen kämpfend, „ich will dennoch, dennoch nicht irre werden im Glauben an das Gute, an das Göttliche hier auf Erden, wenn auch deine liebe Seele zusammengebrochen ist. Ich will trotz dieser Niederlagen, die Deutschland und die ich persönlich erlitten habe, die Waffen an ein neues Geschlecht weiterzugeben versuchen. Das gelob' ich dir hier an deinem Grabe. Dir ist kein Heldentod draußen bei deinen Brüdern auf dem Schlachtfeld beschieden gewesen; im Nebel, einsam und verirrt, hast du dich von uns fortgeflüchtet. Gott wird deine Seele wiederherstellen — —"

Seine Stimme brach. Die Wohltat der Tränen ward ihm zuteil. Er tastete nach Fannys Hand und hielt sie fest. Sie zuckte auf, kämpfte eine Weile mit sich selbst und stieß plötzlich hart, heiß, aus gequälter Brust die Worte heraus: „Ich kann nicht weinen wie du — und will nicht weinen — und will nicht beten — und will nicht an Gott glauben — und an nichts. Geh nur, Onkel Arnold! Laß mich allein — auch du!"

Sie riß die Hand los und sprang auf. Aber in ihrem leidenschaftlichen Herzen begann es zu tauen. Sie hatte die Rede wieder gefunden. Mit heißen, trockenen Augen starrte sie ins Leere. Und ein angestauter, zorniger Schmerz ergoß sich in wilde Anklagen gegen Gott und Welt, und vor allem in Verwünschungen gegen Deutschland.

„Nein, an nichts mehr glaub' ich — an nichts! Am wenigsten an euer Deutschland, an das er so geglaubt hat. Diese würdelose

Nation, die erst mit dem Säbel rasselte und jetzt um Frieden winselt! Läßt sich von hergelaufenem Gesindel regieren! Wieviel brave junge Menschen liegen tot — und Lumpenpack regiert! Ist das euer Deutschland? Nein, nein, ich will nichts hören von biblischen Redensarten und Land, Land! — Alles falsch! Ich fahre nach Frankreich zu Georges — ich bleibe bei Georges! Der nimmt die Welt, wie sie ist, der hat mir nie idealistische Phrasen vorgelogen wie ihr! Jetzt zeigt sich's, daß er recht hat! Die Franzosen sind Sieger — und ihr unfruchtbaren Träumer und Phrasendrescher seid zusammengebrochen! Nein, ich will nicht zu den Deutschen. Wie unstolz sind diese Leute, beschimpfen ihren Kaiser, sind feig und schieben die Schuld auf diesen Sündenbock ab! Wie grundgemein! Wo ist denn da Liebe? Wo Vornehmheit? Wo Ehrgefühl? Wo, wo, wo?! Das hat diesem guten Gustav das Herz gebrochen! Das allein! Ihr Deutschen habt ihn umgebracht!"

So entlud sich das leidenschaftliche Kind.

„Großer Gott, ja," seufzte der Pfarrer, „ich kann dir nicht widersprechen, Fanny. Wo aber mögen Liebe und Ehre hingezogen sein? Etwa nach Frankreich, zu den schwarzen und braunen Völkerschaften, die man gegen uns herangehetzt hat? Und war denn nicht auch Gustav ein Deutscher?"

„Nein! Ein Elsässer!"

„Hat er nicht Schulter an Schulter mit deutschen Kameraden den gemeinsamen Feind bekämpft?"

„Weil er mußte! Innerlich ein Abgrund! Er war immer einsam, weil er zu vornehm war. Er hatte dich und mich — ach, und selbst uns kaum — er hatte kein Volk, kein Vaterland. Er ist nur auf die Erde gekommen, um zu leiden. Und auch ich habe ihn nicht erlösen können — und niemand! Ach, die ganze Menschheit ist voll Gift und Galle und niedriger Gesinnung. Am meisten aber Deutschland. Und Deutschland ist am schuldigsten, denn es hat immer die größten Phrasen gemacht von Idealismus und deutschem Gemüt und gar von der berühmten deutschen Treue! Treue? Hahaha! Ich lache! Ich geh' nach Frankreich, werf' mich dem ersten besten — — nein, ich geh' in die Lazarette und pflege Franzosen gesund, daß sie wieder schießen können — auf Deutschland!"

„O Fanny, Fanny! Also Revanche? Rache? Auch du?! Und hast du dann den Vorrat von Liebe und Güte in der Welt vermehrt? Glaubst du, daß deine Absicht im Sinne des grundguten Menschen ist, der hier unter dem Rasen liegt?"

„Grundgut, ja, das war er!" Es klang weicher, wie von einem Aufschluchzen begleitet. „Gut war er. Ach, Onkel Arnold, da liegt der letzte gute Mensch begraben. Ja, gut, gut! Und ich bin schlecht genug, keine Tränen zu finden. Ach Gott im Himmel droben, gib mir Schlaf, gib mir Tränen und Gebet — denn ich halt's nimmer aus! Ich werde wahnsinnig!"

Sie schrie fast vor Schmerz und preßte beide Schläfen. Arnold legte ihr sanft die Hand auf die Schulter.

Jetzt fühlte er den Augenblick gekommen, wo ihr Inneres zugänglich wurde.

„Fanny, ich hab' einen letzten Gruß von ihm an dich."

Er zog ein Blatt hervor. Sie fuhr auf.

„Etwas Geschriebenes? Hat er noch etwas hinterlassen?"

„Ein unvollendetes Gedicht —"

„Gib, gib!"

„Darf ich dir's vorlesen? Es ist kaum noch hell genug. Doch komm, wir setzen uns hier ans Grab. Morgen früh fahr' ich nach Heidelberg. Du bist die Letzte, mit der ich mich aussprechen wollte. Lisy soll mich nicht begleiten; sie spricht geläufig Französisch und wird sich auch unter fremder Besetzung mit ihren geliebten Kranken zurechtfinden. Dich aber wollte ich nicht in solcher Bitterkeit zurücklassen. Und erst recht nicht will ich dich bereden, mich etwa zu begleiten, du hast ja deinen Entschluß bereits gefaßt — —"

„Lies, lies!"

Und er las im letzten Dämmerlicht mühsam seines Sohnes letztes Gedicht:

„In schwerer, zuckender Stille der Nacht,
In ferner Kriegsgewitter Glut,
Mein Elsaß, wie hab' ich an dich gedacht,
Mein Elsaß, wie innig war ich dir gut!
Bin ich dein Sohn und darf dich besingen?
Oder trennt mich mein Wandern und Ringen?

Ich zog nach Deutschland, um das zu erfangen,
Was mir die Stimmen der Deutschen sangen:
Ward ich ein Fremder und weniger echt,
Weniger echt als ihr seßhaften andern?
Hab' ich im suchenden Sehnen und Wandern
Jemals verleugnet mein heimisch Geschlecht,
Jemals vergessen mein Land am Rhein?...
Also hab' ich, im Donner der Schlacht,
Deutsche Westmark, an dich gedacht,
Elsaß, umschimmert von Jugendschein!
Ich grüße dich — und weiß mich dein!
Ich grüße dich, mein Glockenland,
Mein wetterumsprühter Wasgaurand,
Wo auf den Hügeln, herbstlich still,
Mancher Kirchhof mich mahnen will,
Daß einst auch mir nach Wanderns Frist
Elsässische Scholle beschieden ist — —"

Hier schlug Fanny jäh die Hände vors Gesicht und rief kurz und wehvoll hinaus:

„Ach nein, nein, Gustav, nicht einmal ein Kirchhof! Du armer, armer Mensch!"

Sie schluchzte auf. Und Arnold las weiter, langsam, soweit es heranrückende Nacht und herabrinnende Tränen noch gestatteten:

„Ich grüße dich! Dort bin ich erwacht,
Dort hab' ich der Mutter ins Auge gelacht,
Dort hat mich der Vater ins Feld geführt,
Erste Liebe hab' ich gespürt
Und habe gefunden die süße Braut — —

Hier bricht es ab, Fanny. Dir also galt sein letztes Wort..."

Der Pfarrer schwieg. Fanny lag auf Gesicht und Händen und weinte herzbrechend, geschüttelt, gestoßen vom ungeheuren Schmerz, der nun in Sturzwellen über das unglückliche Kind hinwegbrauste. So saßen sie nebeneinander, beide ihren Tränen anheimgegeben, indes die Nacht herabsank und die späte Abendglocke über Dorf und Landschaft klang.

Dann erhob er sich, gefaßt, wieder seiner selbst Herr:

„Fanny, wir müssen nun scheiden. Sieh, ich werde elsässische Erde nicht mehr betreten, so lange dieses Land französisch ist. Du weißt aber, Fanny, daß auch in der Ferne jemand mit innigster Teilnahme an dich und mit heißer Liebe an das Elsaß denkt. Mehr will ich nicht sagen. Und wenn du glaubst, daß es im Sinne dieses braven Jungen ist, deinen Vater und seinen Vater aufzugeben und nach Frankreich zu ziehen und dort Haß zu nähren — so tu's, wenn du es vermagst!"

Er stand vor ihr. Die letzten Worte hatte er stark betont. Sie sprang auf, wischte mit dem Taschentuch heftig in den nassen Augen und packte dann seine Hand. Und mit der alten raschen Entschlußkraft sagte sie voll Inbrunst:

„Nein, Onkel Arnold, Gott im Himmel weiß: ich tu' nichts, was Gustav betrüben könnte!"

„Dann, liebe Fanny, atme ich auf, dann scheid' ich beruhigt. Kommst du mit hinunter ins Haus? Es hat schon zu Nacht geläutet."

„Ja, Onkel Arnold, ich komme mit," sprach sie, und die ganze weiche Liebe und Güte ihres Wesens hatte sich wieder hindurchgerungen und zitterte nun aus der warmen Stimme des schönen Mädchens, indessen immerzu die Tränen über ihre Wangen flossen.

„Und hör', Onkel Arnold, ich will dir noch schnell etwas sagen: ich lasse dich nicht allein ziehen. Es muß dir jemand bei der Einrichtung helfen. Nimm mich mit nach Heidelberg!"

Elftes Kapitel

Stille Menschen

Ihr kommt, Winde, fern herüber,
Ach, von des Knaben,
Der mir so lieb war,
Frisch grünendem Hügel ...

Mörike

Dirk an seine Mutter.

Liebe Mutter! Diesen Brief schreibt für mich die Hand eines Kameraden aus dem Elsaß, der mit mir im Lazarett liegt. Nimm demnach an der fremden Schrift keinen Anstoß. Es ist Erwins Hand; aber es ist mein Herz. Ich kann ihm alles anvertrauen. Wir haben Freundschaft geschlossen.

Quäl' dich nicht, Muttchen, daß du mir kein Futterpäckchen schicken kannst! Sieh, was du mir schickst, ist tausendmal mehr wert. Wie herrlich die Worte, die du mir schreibst! Wüßtest du, wie sie mich heimlich begleiten, mir alles vergolden, das Schwere leicht machen! Ich küsse deine lieben Hände, die mir so viel Schönes schreiben, liebes Mutterherz!

Es ist Sonntag. Vor mir steigt unser schöner Garten auf, darin ihr nun in der Laube sitzt. Und vor mir steigen viele, viele solcher deutschen Sonntage aus der Kinderzeit auf. Wie hast du uns doch gut gelehrt, Sonntag zu feiern! Heute danke ich dir dafür. Ich lese zur Nachmittagsfeier deine lieben Briefe, die Auszüge aus Büchern, aus denen du so treu und fleißig schöne Stellen abschreibst, und den Faust! So bin ich im Geiste bei euch, immer, Mutti, immer!

Weißt du, wie du uns einmal sagtest, es läge ein so großer Trost darin, daß der Himmel mit all seinen Sternen sich über die ganze Welt spannt? Denn man ist bei solchem Aufblick in das Weltall niemals allein; man braucht nur abends die Sterne zu grüßen, so schwingt die Seele mit; und von den Sternen her kommen silberne

Strahlen, die uns irdisch Getrennte miteinander verbinden. Wie oft habe ich in stillen Sternennächten daran gedacht!

Ach ja, deine Märchen! Wir meinten in unsrer Jugend, du hättest ein großes, großes Märchenbuch, daraus du sie alle wußtest — und es war doch nur dein großes Herz! Wie schade, daß du sie nicht aufgeschrieben hast, all die lieben Märchen! Sie sind aber in meinem Herzen aufgeschrieben und kommen oft zu mir, die vertrauten Gestalten. Mutterchen, das sind Schätze, die mir kein Schicksal rauben kann. Ich meine oft, ich müßte schon deshalb heimkommen, um all die Liebe einigermaßen zurückzahlen zu können, die ich einst als Selbstverständlichkeit gedankenlos von dir hingenommen habe. Aber kann man denn dies alles einer Mutter vergelten? Uralt möcht' ich werden, Mutti, um dir lebenslang Dankbarkeit erweisen zu dürfen.

Stell' dir ja nicht vor, daß ich hier im Bett Trübsal blase vor Heimweh und Angst um das bißchen Leben! Ach nein, dazu neigen weder mein heiterer Erwin noch ich selbst trotz aller Geduldsproben. Wir lesen und lernen immer weiter. Da durchblätterten wir eben Fidus-Bilder und sind entzückt von der leichten Anmut dieser immer jungen, durchgeistigten und beseelten Gestalten. Den Faust freilich, mit dem ich auszog, hab' ich nicht mehr: er ward verschüttet im Trommelfeuer und liegt begraben in Flanderns Erde. Aber deine Abschriften hab' ich auf dem Herzen gerettet. Und mein Erwin ist unermüdlich, mir vorzulesen. Hölderlin und Mörike sind eben der Gegenstand unsrer Liebe. Meister Raabe macht ihn, den Süddeutschen, freilich manchmal ungeduldig. Auch hat er sich jetzt in ein Buch vertieft: „Jesus im Urteil der Jahrhunderte". Es ist staunenswert, mit welcher Leuchtkraft die Gestalt des Heilands in den Herzen der Menschen immer wieder verjüngt erstanden ist. Ob sie auch in Deutschland und Europa wieder einziehen wird, wenn sich einmal dieser Irrsinn des Völkerhasses ausgetobt hat?

Ich habe neulich Uhdes „Flucht nach Ägypten" gesehen. Bilder machen mir überhaupt viel Freude. Da empfand ich ein Stück meiner Lebensaufgabe. Diese traurigen, ganz armen Menschen müssen vor dem Haß flüchten, friedlose, heimatlose Unglückliche, wie sie auch in Deutschland millionenhaft durcheinanderwimmeln, besonders in den Fabrikstädten. Ihnen praktisch helfen, alles andere gering ach-

ten, nicht am Zeitgeist herumnörgeln, sondern bei sich selber mit der neueren, reineren Denkart gründlichst beginnen — sieh, das haben Erwin und ich einander gelobt. Es ist furchtbar einfach und furchtbar schwierig. Denn wie soll man in rechter Weise an die Seelen der Menschen herankommen? Ich habe wenig, wenig bisher getan, aber glaube mir, Mutter, Deutschland muß von innen heraus erneuert werden. Und wir müssen alle mitarbeiten, damit recht viele Menschen so werden wie — wie du, mein goldiges Muttchen! Damit ist alles gesagt.

Wenn Hertha kommt, so wird das ein Festtag sein. Ich übe mich inzwischen in der Tugend der Geduld. Es ist eine Folter, hier faulenzend stillhalten zu müssen, während unsere Kameraden sich draußen opfern. Und der Opfergedanke, liebe Mutter, ist doch das Größte, was die Welt kennt.

Ich grüße und küsse euch herzlich

Euer Dirk.

* * *

Hertha an ihre Mutter.

Mein liebes Mutterle! Eben habe ich Dirk gesehen, ich komme vom Lazarett. Wie hat sich der Junge gefreut! Du weißt ja, wie er dann ist, er sagt nicht viel, aber er strahlt.

Leider habe ich mich ziemlich unbedacht eingeführt: ich hatte Lilien mitgebracht, ohne zu bedenken, daß sie doch sehr stark duften. Dirks Kamerad, Erwin Ehrmann, der lange Elsässer, von dem wir ja schon wußten, saß gerade bei ihm auf dem Bettrand und las ihm vor. Er war der erste, den ich sah, brach mitten im Wort ab, als ich eintrat, und starrte mich an, als ob er einen Geist sähe. Dabei bin ich doch wahrhaftig nicht blaß zu nennen, und mein hellblaues Kleid sieht auch nicht nach Geisterspuk aus. Dann beugte sich Dirk vor und rief: „Hertha!" Und ich stand mit meinem dicken Lilienstrauß ein Weilchen recht dumm da, bis ich zu einer richtigen Begrüßung Mut und Worte fand. Danach ist es aber wunderschön geworden. Der Elsässer war so taktvoll, aus dem Zimmer hinauszuhumpeln, damit wir ungestört plaudern könnten. Dirk konnte mir nicht genug sagen, was es für ein lieber Mensch sei, dessen natür-

liche Heiterkeit ihm sehr wohltue. Und ich hatte denselben angenehmen Eindruck.

Mein lieber Dirkbruder ist schmal geworden, aber seine stille Frohnatur ist unverändert. Es geht ein so schönes Leuchten von ihm aus wie immer. Ich habe ein Stündchen an seinem Bett gesessen und ihm unendlich viel von dir erzählt. Hoffentlich darf er bald in unser Lazarett, damit wir ihn in der Nähe haben. Ich werde gleich morgen mit dem Oberstabsarzt sprechen.

Es ist mit Dirk sonderbar; als ob er einen Panzer um sich hätte, durch den nichts Gemeines hindurchdringen kann. Wieviel Häßliches muß man als Jugend- und Armenpflegerin anhören! Aber Dirk und ich sind ja so gut beschützt. Unser Panzer heißt Liebe. Und du, lieb Muttchen, hast ihn geschmiedet. Wir danken dir mit jedem Atemzug.

Jetzt ist ein wundervoller Abend. Ich sehe durch das Fenster des Gasthofes auf einen schlanken Kirchturm, hinter dem ein erster Stern sichtbar wird. Nennst du mich nicht oft dein Sternenkind, lieb Mutterle, weil ich Sterne so lieb habe? Aber die Sterne im Himmel des Menschenherzens habe ich noch lieber. Unser größter Reichtum ist doch der Mensch. Und wenn ich einen liebenswerten Menschen kennen lerne, so empfinde ich das wie ein Gottesgeschenk. Herzensmuttchen, das hast du uns gelehrt in deiner stillen, besinnlichen und so unaufdringlich feinen Art!

Meine Reise verlief herrlich; ich habe gelesen, geplaudert, geträumt — verzeih, das tu' ich nun einmal so gern! — und habe den Text zur Schlußandacht meines nächsten Unterhaltungsabends durchdacht: „Gott wird abwischen all' ihre Tränen" (Offenb. 7, 17). Der Betrieb auf der Bahn war furchtbar. Aber ich sage mit meinem Schiller: „In des Herzens heilig stille Räume mußt du fliehen aus des Lebens Drang". Dieses innere Reich kann uns niemand nehmen.

Unterwegs, in meiner vierten Klasse, wo man bekanntlich den Mitmenschen näher kommt als in der zweiten, dachte ich über mein Ziel nach. Die gebildete weibliche Jugend zurückgewinnen für Gott, ihr helfen in ihren Zweifeln, ihr die Augen öffnen für soziale Hilfe; die erwerbende Jugend erziehen zu freudiger, beseelter Be-

rufsauffassung, zu mütterlichen Menschen; den Arbeiterinnen das Formgefühl für die Gestaltung des Lebens verfeinern in edlen Erholungsstunden — was für Aufgaben! Ich saß neben einem nett gekleideten alten Herrn und las von Zeit zu Zeit in meinem Buch. Da kam ein Kriegskrüppel herein und verkaufte Postkarten. Ich fragte ihn, wo er seine Wunden erhalten und dergleichen mehr. Da streifte der Mann seine Hosen auf und zeigte seine schweren Narben (manche Gans hätt' es vielleicht unschicklich gefunden), und wir sprachen hin und her. Dem Armsten tat unsere Teilnahme wohl. Als er weiter gehinkt war, kam ich mit meinem Nachbarn ins Gespräch. Er freute sich, daß sein ältester Sohn unterm Rasen lag und kein Bettelbrot suchen müsse. Und da war sie wieder, die schöne Erfahrung des Krieges: das gemeinsame Leid schlug eine Brücke von Seele zu Seele. Wir berührten tiefste Fragen; wir sprachen über das Leid, den Tod, das Fortleben der Seele, über Gebetserhörung und solche stillen, tiefen Dinge. Er bekannte sich als Katholiken und gestand, daß er bezüglich Seelenmesse und Fegfeuer viele Kämpfe durchgemacht habe. Ich sagte, was ich vom Wert des Leides zu sagen wußte, und bat ihn, seinem noch ungefestigten jüngeren Sohn, der auch Soldat ist, recht viel und warm zu schreiben, damit der starke Strom der Elternliebe dort eine Kraft bleibe. Denn ich weiß ja, wie deine Briefe, Muttchen, für Dirk Freude und Kraft sind.

Mutterle, es reisen jetzt viele Hetzer und Schimpfer in den Eisenbahnen; man sagt, sie seien bezahlt. Warum reisen keine Boten Gottes, um unauffällig das Gute zu wecken und das Edle zu ermutigen? Auf jedem Bahnhof kann man zotige Sachen kaufen: warum sammelt man keine edelmenschlichen Züge und schickt sie mit dem allerschönsten Bilderschmuck in die verarmte Menschheit hinaus?

Die Kinder der Welt machen sich oft lustig über die Kinder Gottes, als ob fromme Menschen Trottel wären. Wir sind aber weder dumm noch trottelhaft, wohl aber häufig feig. Das Laster hat eine Art Mut, denn es hat Frechheit. Hätten die Guten doch denselben ruhigen Mut, sich zum Göttlichen zu bekennen!

Es ist inzwischen Nacht geworden, ich beende diesen Brief und den reichen Tag. Meine Lilien hab' ich wieder mitgenommen; aber

es sind nur noch drei: eine hat sich Dirk auserbeten, eine andre sein Freund Erwin. Der letztere scherzt und neckt gern, er hat mich gleich Lilienfee oder Lilofee getauft.

Gut' Nacht, Mutterle! Könnt' ich doch morgen Dirk losbekommen und in sein Heimatlazarett mitbringen! In die Sterne schauend, grüßt dich innig Dein Sternenkind Hertha.

* * *

Erwin an Dirk.

Mein Dirk, seit du fort bist, hat mich eine gute Kraft verlassen. Kein Buch schmeckt mir mehr, keine Zigarette, keine Mahlzeit. Nie hat wohl ein holderer Bote einen lieberen Freund entführt, als deine blonde Schwester meinen lieben Dirk. Ich werde sie künftig von Lilien nicht mehr trennen können, und muß auch immer gleich an Mörike denken, dessen Gedicht ich dir grade vorlas: „Wenn ich, von deinem Anschaun tief gestillt, mich stumm an deinem heil'gen Wert vergnüge" — als die blaue Gestalt eintrat und mit den Lilien an der Tür stand wie eine Erscheinung aus einer andren Welt. Gott sei Dank, daß es kein Todesengel war! Aber geholt hat sie dich doch. Wie ich ohne dich den Kummer über das Elsaß verwunden hätte, Dirkbruder, weiß ich nicht. Nun rollen wieder die Wolken über mein Gemüt. Schreibt mir doch bald ein Wort, zwei Worte, viele Worte! Grüße dein herrliches Mütterlein und, mit ein bißchen Groll, daß sie dich entführt hat, deine Schwester Hertha!

In Herzenstreue Dein Erwin.

* * *

Hertha an Erwin.

Lieber Herr Ehrmann! Der Todesengel ist nun doch gekommen. Dirk ist soeben der Grippe erlegen. Es ist mir unmöglich, mehr zu schreiben. Er hat noch kurz vor seinem Sterben von Ihnen gesprochen. Wir danken Ihnen innig für alle Güte, die Sie meinem lieben Bruder so reichlich erwiesen haben. In namenlosem Schmerz

Hertha Maria Schütz.

* * *

Erwin an Dirks Mutter.

Verehrte gnädige Frau!

Welch eine Nachricht! Ich bin betäubt vor Kummer und Schmerz. Herr im Himmel, warum müssen unsere Besten so dahingehen! Die Kunde hat mich wie ein Donnerschlag getroffen. Wenn ich nicht durch Dirk mein Gottvertrauen so vertieft hätte, ich würde verzweifeln. Da liegt man mit seinem Klumpfuß, muß dieses alles über sich ergehen lassen und kann sich nicht wehren, kann nur knirschen, fragen, immer wieder fragen, was denn Allvater mit seinem deutschen Volke vor hat, daß er uns im einzelnen und im ganzen so furchtbar prüft. Ihr Sohn Dirk war der reinste und bei so jungen Jahren reifste Mensch, den ich in meinem Leben kennen gelernt habe. Wir hatten uns schon in Flandern, in den heillosen Schlachten um Ypern, kurz berührt; doch wahrhaft befreundet haben wir uns erst im Lazarett. Seine Freundschaft war das Glück dieser Leidenszeit, in der ich ja auch meine elsässische Heimat verloren habe. Dirk hat mich wieder fromm gemacht. Wir hatten schon davon gesprochen, daß ich das Weihnachtsfest mit ihm bei seiner über alles geliebten Mutter und bei seiner nicht minder teuren Schwester verleben dürfte. Ach Gott, wir träumten beide, daß wir dann gesund seien und mitarbeiten wollten, das schwergebeugte Deutschland wieder instand zu bringen. Nun ist es dahin! Verehrte Frau, Sie dürfen auf diesen Sohn im edelsten Sinne stolz sein. Wir jungen Leute haben einander ganz vertraulich das Herz geöffnet, auch mit unsren Kämpfen und, meinerseits, Irrungen; ich habe in diese reine Seele schauen dürfen — oh, es war ein ganz entzückendes Kunstwerk! Und dieses Kunstwerk ist Ihr mütterliches Verdienst. Gott segne Sie dafür und stärke Sie in Ihrem großen Schmerz!

Dirk lebt im jenseitigen Reiche. Immer stärker glaube ich an dieses unsichtbare Land. Es wandern so viele Tüchtige dahin aus, die unsre Gedanken und Gefühle unwillkürlich nachziehen. Der Tod hat seine Schrecken verloren. Und mir geht ein gewaltiger Gedanke durch Kopf und Herz: ob der Herr über Leben und Tod grade die hinüberruft, die er drüben braucht? Denn leuchtendes Leben, Liebe, Schaffen ist doch gewiß auch dort! Und mein Freund Dirk ist nun

unter diesen Leuchtenden und Liebenden, die von drüben her an der Menschheit, an unsrem armen Deutschland mitschaffen.

Grüßen Sie die Dirkschwester, die ich herzlich bitte, mir ausführlicher über ihn zu schreiben, und seien Sie meiner innigsten Teilnahme nebst lebenslanger Dankbarkeit versichert!

Ihr tiefbetrübter

Erwin Ehrmann.

* * *

Hertha an Erwin.

Lieber Herr Ehrmann!

Über Dirk soll ich Ihnen schreiben. Ach, wie gern tu' ich das! Wir denken, fühlen, reden und schweigen ja nichts andres Tag und Nacht als Dirk.

Sein Leben war Schönheit, stille Freudigkeit und strahlende Reinheit. Um uns beide, die wir frühe den Vater verloren haben, waren die starken, schützenden Kräfte der Mutter. Und hinter der Mutter mit ihrer gesammelten Kraft und Wärme standen höhere Mächte, Schutzgeister, die wir in oft geradezu wunderbarer Weise an der Arbeit fühlten. Wir sind in den Wuppertaler Formen der Frömmigkeit erzogen, ohne engherzig zu sein, auf werktätige Liebe eingestellt. Aber auch die Kunst, besonders Malerei, und die Natur sind uns Erzieher geworden. Dirk und ich schauten gern gute Bilder, und Blumen sind immer auf meinem Tische; auch hatte er an den neuerdings wieder aufgekommenen Reigentänzen und Volksliedern ebensoviel Freude wie ich. Und wie sind wir miteinander gewandert in Sturm und Regen, in Frühlingslust und Sommersonne, am Meer, in Wald, Heide, Bergen! Wir haben mit allen Poren Natur eingetrunken. Und mit dieser Sonne im Herzen, braungebrannt von Luft und Wind, ist dann Dirk zur sozialen Arbeitsgemeinschaft nach Berlin-Ost gegangen und hat seine Lebensfrische den Arbeitern gebracht. Es ging ein Zauber von ihm aus. Das haben mir viele gesagt. Wer nicht mehr an den reinen deutschen Menschen glauben konnte, der brauchte nur diesen sonnigen Jungen anzusehen.

Auch für alle ähnlichen modernen Bewegungen, die auf Beseelung ausgehen, so für Johannes Müller, die Neulandgruppe in

Eisenach, Eckens Philosophie, sogar die Steinersche Theosophie hatten Dirk und ich offene Augen. Aber wir haben uns nie aus dem Geheimnis unsrer eigentlichen Kraft herausreißen lassen. Und dieses Geheimnis hatte uns die Mutter eingepflanzt. Es ist das schlichte werktätige Christentum, wie es uns besonders im Johannes-Evangelium verkündet wird.

Wir hatten jedes unsre kräftige Eigenart; und doch erinnere ich mich aus unsrer nicht leichten, mit Arbeit tüchtig ausgefüllten Jugend keines Zankes zwischen uns. Wie oft hat mich seine Hand auf dem Spaziergang gefaßt: Du bist müde, Schwesterlein, wir wollen nicht so schnell gehen! Seine Briefe an mich waren voll von kleinen eingeklebten Bildern, die das Geschriebene launig belebten. Und häufig hat mich ein Strauß oder sonst eine Aufmerksamkeit von ihm auf meinem Tisch überrascht. Sein Wesen war Güte und in der Güte still beherrschte Kraft.

So denk' ich mir die kommenden Seelen im gereinigten, durch Schmerz gereiften deutschen Vaterlande. Ich habe jetzt oft ein Gefühl wie vor Sonnenaufgang in den Alpen. Wir sehen die Spitzen der Berge sanft erglühen, den Himmel lichter und goldner werden, die Wolken in einem tiefen Feuer aufleuchten. Ob der Weltkrieg, der unsren irdischen Augen Vernichtungsflamme scheint, in höherem Sinne das Morgenrot einer neuen Zeit ist?

Unsere Weihnachtsfeiern waren immer so schön. Für das nächste Fest hatten wir schon unsre Pläne gemacht. Ich wollte in weißem Kleide durch die Tür kommen und wie der Sternsinger in den alten Dreikönigspielen, mit dem Stab, an dem der goldne Stern funkelt, auf das Kind und Maria blickend, sprechen:

„Stille, stille!
Gottes Minne!
Still, o Himmel,
Still, o Meer —
Nun schweigt und ruht!
Sterne, ihr sollt stille stehn,
Winde, ihr sollt leiser wehn,
Seht, o seht das frohe Wunder!

Welten haben sich gefunden,
Hohe Feuer sind entglommen,
Sind in Lust und Glanz entbronnen,
O Sonn' in einer Wolke Glut:
Dies holde Knäblein, das da ruht,
Wisset, ist Gott und Mensch zugleich!
Sein' Gottheit aus der Menschheit sieht,
Wie die Sonn' aus der Wolke glüht..."

Ist nicht eine geradezu Rembrandtsche Beleuchtung in diesen einfachen alten Worten? Wie haben wir zu Weihnachten immer gesägt, gemalt, gepappt, vergoldet und versilbert! Wir bauten manchmal aus Moos, Feldsteinen, hölzernen Schafen, Hirten und dergleichen das halbe Zimmer in eine Weihnachtslandschaft um. Wie einsam wird diese Weihnacht werden!

Doch ich bin müde. Heute war ich in einer Sitzung des städtischen Arbeitsnachweises; mehrere tausend Frauen wurden hier aus der Rüstungsindustrie entlassen; welche wirtschaftliche Umwälzung! Und auf allen Gassen schreit man nach größerem Lohn. Aber wenige rufen nach ewigen Dingen. Meine Mutter und ich fühlen uns oft wie Fremdlinge in dieser wild erregten Welt, wenn wir so miteinander durch die Straßen gehen.

Nächstens ist ein Bachkonzert. Das habe ich mit Dirk nie versäumt. Bach und Beethoven waren seine Lieblinge. Wir haben da so eine liebe alte Kirche, Weiß und Gold, wunderschöne heimatliche Schnitzereien; wenn ich da sitze, wo ich oft mit Dirk und Mutter saß, weiß ich: Hier ist Heimat. Da fühl' ich Dirk neben mir. Wenn wir manchmal zu lang irgendwo blieben und ich ins Träumen kam, vernahm ich plötzlich seine gute tiefe Stimme leis am Ohr, und er mahnte mich mit den Worten des alten Volksliedes: „Schwesterlein, Schwesterlein, wann gehen wir nach Haus?"

Ach, daß ich diese Stimme nie mehr höre!

Seien Sie herzlich gegrüßt!

Hertha.

* * *

Dirks Mutter an Erwin.

Lieber Herr Ehrmann!

Wir wissen durch Dirk, ein wie treuer Freund Sie ihm gewesen sind. Wollen Sie seiner Mutter und Schwester eine Freude bereiten? Elsaß ist jetzt von den Franzosen besetzt. Sie werden also wohl vorläufig nicht nach Hause können. Wenn es Ihr Gesundheitszustand erlaubt und wenn Sie durch keine andren Absichten oder Pflichten verhindert sind, kommen Sie doch bitte zu uns beiden Vereinsamten und feiern Sie mit uns das stille Fest des Lichtes und der Liebe! Dann wollen wir von Dirk sprechen, dessen Geist gewiß bei uns sein und sich mit uns freuen wird in seinen verklärten Höhen.

Mit herzlichen Grüßen Ihre

Paula Schütz.

Zwölftes Kapitel

Heidelberg

... so möchte man freilich den Weg dahin richten, wo Freundschaft und Neigung den reinsten Empfang versprechen.
Goethe an Marianne von Willemer (1817)

Am Eingang des Heidelberger Schloßgartens erhebt sich ein stattlicher, gelb getönter Steinbau.

In steilen Terrassen steigen dort Gärten und Landhäuser längs der gewundenen Straße bis hart an die Schloßmauer heran. Und ihnen entgegen wächst von oben her der Bergwald, der seine Bäume und Büsche tief in die Schloßtrümmer hineinsendet, wo er dann noch mit Efeu alle Ritzen und Gräben der zerbrochenen, doch zärtlich erhaltenen Burg liebevoll einspinnt.

Jenes herrschaftliche Haus entfaltet seine Hauptfront mit Altanen und Steintreppen nach der Nordwestseite. Dort türmt sich das ansehnliche Gebäude aus den Gärten empor und gipfelt zuletzt in einem kleinen Turm, der einer Sternwarte gleicht.

Goethes Lieblingsstätte ist so nahe, daß man aus den Fenstern zu dem daselbst Stehenden hinüberplaudern könnte. Und vom Altan aus hat man dieselbe Aussicht auf den edelgeschwungenen, westwärts in den Rhein dahingleitenden Neckar, wie einst der weimarische Dichter, der jene Stätte an der umsponnenen Mauer um die Zeit seiner freundschaftlichen Liebe zu Marianne von Willemer besonders liebgewonnen hat. Auch der Gingo-Biloba-Baum, der in Lied und Briefworten jener Tage genannt wird, steht noch in den weitläufigen Schloßanlagen. Und zarte Romantik genug wittert überall in den Lüften, die im Mai von Blüten, Bienen und Vogelsang üppig begnadet sind. Niemals auch entschläft hier die immer neu aus der Universitätsstadt heraufquellende Zechromantik Scheffelschen Tones. Und der alte deutsche Wanderdrang fühlt sich oft mit Rucksack und

Laute in diesen einst so roh gesprengten, samt der ganzen Pfalz fürchterlich verwüsteten, doch in einzigartiger Ruinenschönheit wohlerhaltenen Schloßbezirk getrieben.

Hier hatte Frau Cäcilie Lobsann-Schultheß, von Zürich kommend, Gatten und Heim erwählt. In ihrem überaus anmutvollen Wesen waltete wieder ein Hauch des weimarischen und des romantischen Geistes deutscher Dichtung und deutscher Fraulichkeit.

Es war in jenen November- und Dezembertagen eine milde, helle Witterung mit nächtlichem Sternenschein und dunstfreiem Vollmond. Zögernd nur wichen die reinen Abendröten hinunter, nachdem sie sich lange im wellenlosen Spiegel des farbenschimmernden Neckarstromes gelabt hatten. Der Bismarckturm drüben am sanft ansteigenden Hügel stand massig unter den abendlichen Farben. Er hatte in mondhellen Sommernächten manchem Fliegerkampf über dem unfernen Mannheim-Ludwigshafen zugeschaut. Oh, wie dann die dumpf donnernde Luft durchzuckt war von ununterbrochenen Schrapnell-Blitzen der heftig abwehrenden Geschütze! Jetzt lag das blutgetränkte Europa in unheimlicher Ruhe; die Dämonen des Weltkrieges schienen entwichen. Oder waren sie, wie jene nordwärts fliegende winterliche Rabenschar, ins innere Deutschland geflogen und hausten dort in den Geistern der Revolution?

In jenem wuchtigen, einem Palazzo der Renaissancezeit vergleichbaren Bau hatte der ausgewanderte Elsässer Arnold im ersten Stockwerk Zuflucht gefunden. Hier atmete er auf. Er konnte sich keine angenehmere Wohnstätte wünschen. Fanny hatte während der rüstig betriebenen Einrichtung den Schmerz betäubt. Behaglich erwuchsen die schmucken Räume unter ihren fest zugreifenden Händen. Die Bücher standen geordnet und warteten auf Benutzung. Das Speisezimmer bildete den Übergang zum großen Steinbalkon, und daneben war noch ein kleineres Zimmer, worin sich Fanny vorläufig niedergelassen hatte.

Nur vorläufig; denn sie war entschlossen, nach vollbrachter Arbeit in das französische Elsaß zurückzukehren. Niemand suchte das willensstarke, vom Schmerz überschattete ernste Mädchen im Trauergewand an ihrem Entschluß zu hindern, da sie erste Versuche dieser Art sofort zurückgewiesen hatte. Alle waren taktvoll genug, ihr in

so wichtiger Lebensentscheidung, ob sie fernerhin zur deutschen oder zur französischen Familie gehören wollte, Freiheit zu lassen. Allein mit der ihrer Schweizerart eigentümlichen Zähigkeit wartete Frau Cäcilie seufzend auf eine passende Stunde zu nochmaligem Angriff; und noch geheimer war Arnolds wehmutvolles Bedauern. Die ebenso lebhaft-natürliche wie herzensgute Hausfrau hatte das junge Mädchen rasch ins Herz geschlossen; beide hatten Künstlerblut. Und dem nunmehr amtlosen Einsiedler war es, als ob mit Fanny das letzte Restchen Heimat am Himmel dahin zu schwinden drohte.

Professor Lobsann, Mediziner und Musikfreund, war beglückt, Gastfreundschaft erweisen zu können. Liselottchen, das gesprächig-liebenswürdige Töchterchen, beherrschte hier den Kreis und trat in Wettbewerb mit der Mutter, deren Reichtum an Einfällen sie geerbt, deren warme Braunaugen sie jedoch abgelehnt hatte, um Vaters Blauaugen vorzuziehen.

Die Kleine war ein bestrickendes Persönchen. Sie hatte im ersten Augenblick Fannys ganze Liebe gewonnen, so daß sie sogar den tüchtigen Schwestern Weller ein wenig untreu wurde, die Lobsanns Haus leiteten. Hatte die etwas an den schweizerischen Tonfall der Mutter erinnernde Sprechweise der Elsässerin ihr Ohr erobert und durch das musikempfängliche Ohr das kleine Herz? Oder die rasche, dabei innige Art, wie Fanny zu liebenswerten Menschen Stellung nahm? Oder die noch von Schmerz durchzitterte Seele der verwaisten Jungfrau? Kurz, das zehnjährige Kind, das sonst sein eigenes Setzköpfchen zu bekunden und sich nicht ohne weiteres anzuschmiegen pflegte, warf sich mit erstaunlichem Zutrauen in die Arme der neuen Freundin. Und wohl mochte die verlassene Braut dabei ahnen, daß ihr das Glück eigener Kinder für immer versagt sei.

Fanny hatte im Balkonzimmer den Tisch geschmückt, soweit es in dieser Jahreszeit möglich war. Der Abend schimmerte herüber. Die Teestunde sollte eine Art Einweihungsfeier werden, in einfachsten Formen. Frau Cäcilie war in einem kornblumenblauen Kleid heraufgeeilt und zog Fanny schnell noch zu einem Plauderviertelstündchen neben sich auf das Sofa.

Und da ergab es sich nun, daß sie plötzlich auf Arnolds Heidelberger Anfangszeit zu sprechen kam.

„Ja, und da wollt' ich noch sagen, Fanny," plauderte sie in ihrer geläufigen, manchmal umständlichen und begründenden Art, „ist Ihnen nicht auch schon an Professor Arnolds Gesicht das schmerzliche Lächeln aufgefallen? Ich habe diesen wehmütigen Zug, der sich ihm tief eingegraben hat, geradezu entstehen sehen. Denn ursprünglich war er nicht so, er war vielmehr heiter und zu Neckereien aufgelegt, so daß wir in jener allerdings nur kurzen Zeit unserer ersten Bekanntschaft manchen Redestrauß miteinander ausgefochten haben. Es endete freilich immer versöhnlich, und zwar meist mit einer Schokoladetafel Lindt und einem unter Blumen versteckten Verschen. Aber die Geschichte mit seiner Frau — —"

„Daß sie geisteskrank wurde?" fragte Fanny gespannt. „Ich habe nie Näheres darüber gehört."

„Nein, noch früher. Man spricht ungern davon. Sie war immer ein wenig nervös, ein wenig unbefriedigt und leicht gekränkt, in der wirklich törichten Meinung, daß man sie als Elsässerin nicht voll achte, wozu aber sicherlich gar kein Grund vorlag, wenn man auch einmal auf die Französlinge im Elsaß schimpfte. Und dann, ja, es ist halt traurig zu sagen — dann kam die Verirrung mit dem Studenten. Sie hat ihren Gatten und das zweijährige Bübchen einfach sitzen lassen und ist eines Tages mit einem jungen Mann durchgegangen, um freilich nach ein paar Wochen oder Monaten beschämt und gebrochen wieder heimzukehren. Von da ab war eine Störung in ihrem seelischen Wesen. Man hat die Sache möglichst zugedeckt. Aber schließlich hat man sich die Augen nicht mehr verschließen können, daß sie geisteskrank war. Im Irrenhause ist sie dann gestorben. Es hat ihn furchtbar mitgenommen. Seine Stellung hier war unmöglich geworden. Denn nicht wahr: er selbst vertritt ja so etwas wie philosophischen Idealismus und fühlte den Vorgang als eine öffentliche Niederlage, da er nicht einmal in seiner nächsten Umwelt Ordnung schaffen konnte. Er hat Zeiten gehabt, wo er an Gott und an aller Weltordnung irre geworden ist; aber ausgesprochen hat er sich höchstens einmal zu meinem Mann, und der trägt solche Sachen nicht weiter. Nur die Musik bot dem Vereinsamten immer wieder Trost. Da hab' ich ihn mit meinen Liedern oft erfreuen dürfen. Überhaupt, edle Hausmusik — — obwohl, ich

muß es Ihnen halt ganz verstohlen gestehen, liebe Fanny, mich drängt's und reißt's doch auch immer wieder nach dem Konzertsaal. Das liegt mir so von Mutter und Großmutter her im Blut. Sich so recht in Formen der Kunst austoben, eine kunstsinnige Zuhörerschaft hinreißen — ach, Fanny, verstehen Sie das?"

Ja, Fanny konnte diesen edlen Ehrgeiz nachfühlen.

„Ist's das vielleicht, was jene unglückliche Frau gesucht hat?" fügte sie nachdenklich ein. „Hat ihr vielleicht die Befreiung durch die Kunst gefehlt? Onkel Arnold sagte mir einmal, sie habe zu Kunst und Musik kein Verhältnis gefunden. Können Sie sich das vorstellen, Frau Cäcilie? Und er so musikalisch! Und sogar ein Stück Poet wie auch Gustav!"

Und Fanny erzählte von jenem Band „Gespräche", den sie unter den Papieren gefunden. Sie glaubte die Unterhaltung zwischen Agnes und dem armen Heinrich jetzt noch besser zu verstehen. Und bitter brach auch heute wieder die Klage durch, daß ihr selbst dem Verlobten gegenüber keine Erlösungskraft beschieden gewesen.

Frau Cäcilie tröstete.

„Das ist Schicksal, liebe Fanny. Mit wieviel Widerwärtigkeiten im Haushalt und im Künstlerberuf hab' ich zu kämpfen gehabt! Manchmal hab' ich dagesessen, gänzlich mürb und müde, die Hände im Schoß, und hab' mit Tränen im Auge Gott gefragt: Warum denn mir das alles? Was hab' ich denn Schlimmeres getan als die andren? Da haben mir wertvolle Freunde nebst edel gehaltener Dichtkunst, Religion und Musik wiederum Kraft und Gleichmaß gegeben. Vieles hat sich mir nicht erfüllt. Aber das ist Schicksal, Fanny. Manches Leben zerbricht freilich dabei, wie jetzt Deutschland zerbricht und wie Ihr armer Gustav zerbrochen ist. Aber Sie haben mir ein schönes, schlichtes Wort von Professor Arnold an seines Sohnes Grab berichtet: Gott wird seine Seele wiederherstellen. Ja, das wird der Allgütige tun. Gott wird auch die deutsche Seele wiederherstellen. Und wird auch Sie und mich führen, liebe Fanny, wie es zu unsrem Heil gut ist. Nicht wahr? Denn obschon ich so himmelblau und heiter neben Ihrem schwarzen Kleid sitze — auch ich habe manches durchgekämpft. Und ich verstehe Sie — — ach nein, dich, Fanny! Laß uns einander du sagen! Ist es dir recht, Schwesterseelchen?"

Die beiden Frauen küßten sich und saßen fortan umschlungen wie zwei junge Mädchen, die Freundschaft fürs Leben geschlossen haben. Fanny sprach nicht viel, atmete nur heftig; denn ungeklärte Entschlüsse rangen in ihr, die sie erwog, während die Schweizerin von den Festen im Hottinger Lesezirkel zu Zürich, von den Heidelberger Bach-Aufführungen und von eigener edelgeplanter Geselligkeit weitersprach. Hier tat sich eine reichere, leuchtkräftigere Welt auf als im gar zu kleinen Winzerdorf Lützelbronn.

Und plötzlich, wie ja oft die Gedanken und Gefühle vertrauter Freunde insgeheim zusammenklingen und gleichzeitig auf die Lippen treten, sprach es die Hausfrau zaghaft aus:

„Schade, Fanny, wirklich sehr schade, daß mein Liselottchen dich nicht immer um sich hat. Das Kind wird Heimweh nach dir bekommen, wenn du weggehst — und ich halt auch es bizzli."

Das ward treuherzig und lächelnd, zuletzt in Züridütsch, aber doch recht wehmütig gesagt. Und sie schaute die junge Freundin so liebreizend dabei an, daß Fanny abermals den Arm um sie schlang. „Wie gut ihr alle zu mir seid!" Es tat der Elsässerin unendlich wohl, solche innige Teilnahme zu spüren.

„Was gedenkst du denn in Straßburg zu tun?" beharrte Frau Cäcilie.

„Ich werde meinem Bruder Georges den Haushalt führen", erwiderte Fanny etwas kleinlaut. „Und überhaupt — ich werde arbeiten, arbeiten und vergessen."

Jetzt kam das jüngere Fräulein Weller, eine rotwangige Blondine, eilig herauf und meldete einen Besucher, der Fräulein Bieler zu sprechen wünsche.

„Es ist ein Sanitäter aus Straßburg und hat ein Paket von Schwester Lisy."

Fanny schnellte empor.

„Aus Straßburg? Aber die Grenzen des besetzten Gebietes sind ja abgesperrt!"

„Der Sanitäter ist doch durchgekommen. Da ist er!"

Ein großer, hagerer Mann im feldgrauen Mantel, mit runder Hornbrille trat schweren Schrittes ein und blieb in soldatischer Haltung stehen, ein längliches Paket in der linken Hand.

Hatte bei den Frauen alle Rede in zarten, hellen Schwingungen das Zimmer belebt, so erklang hier eine wortknappe, männliche Baßstimme, die fast rauh und rostig wirkte. Man spürte, daß dieser Soldat dem Tod ins Angesicht geschaut hatte und auf Redensarten des Salons nicht gestimmt war. In kurzen, schlichten Worten berichtete er, daß er bis zuletzt im Kunstschul-Lazarett zu tun gehabt.

„Das war uns erlaubt. Wir mußten nur aus den Hosen das Rot abtrennen und eine bürgerliche Mütze aufsetzen, auch alle Abzeichen entfernen. So hab' ich den Einzug der Franzosen mitangesehen. Hier sind Zeitungen, hier Bildkarten und hier ein Brief von Schwester Lisy."

Er entnahm den Taschen die zerknitterten, stark nach Tabak duftenden Papiere und gab auch das verschnürte Paket ab.

Auf einige Fragen, woher und wohin, kam schlichte Antwort. Es war Fernblick in den Augen dieses Mannes, der während des Sprechens gradaus nach dem Fenster in den Abendhimmel schaute. Er hatte eine Farm im inneren Afrika, am Kilimandscharo. Von dort war er bei Ausbruch des Krieges nach Deutschland gereist, um mitzukämpfen. Man sprach mit Achtung vom tapferen Lettow-Vorbeck, der Deutsch-Ostafrika vier Jahre hindurch unbesiegt verteidigt hatte. Dann fragte man nach den Zuständen in Straßburg.

„Erbärmlich! Hätte nie vermutet, daß im schönen Elsaß so viel Gemeinheit haust. Wenn Altdeutsche oder Deutsch-Elsässer ausgewiesen werden, muß das innerhalb vierundzwanzig Stunden geschehen. Dann sammelt sich der Pöbel am Desaix-Denkmal bei der Kehler Rheinbrücke. Die Ausgewiesenen, Männer von Bildung und Pflichttreue, werden truppweise bis dorthin gefahren; von dort müssen sie zu Fuß über die Rheinbrücke gehen und werden dabei beschimpft, verhöhnt, ja oft mißhandelt und mit Schmutz beworfen. So geht's auch in Kolmar und Mülhausen. Auf militärischen Lastautos, wie Tiere, führt man sie auch dort dem Pöbel zur Schau durch die Straßen nach der Grenze. In höheren und Volksschulen ist französische Sprache befohlen; die Marseillaise wird eingedrillt. Beim Einzug der Franzosen schwangen die Kinder französische Fähnchen und schrien wie besessen ‚vive la France!' Die ganze Bevölkerung war berauscht. Frankreich bringt ihnen ja den Himmel

auf Erden: Schokolade, Milch, Mehl, Rotwein — alles im Überfluß! Aber nach jedem Rausch kommt der Kater. Es wird auch im Elsaß katern."

Der Soldat räusperte sich rauh und schwieg. Er hatte nicht viel Zeit und machte Anstalt, sich zu verabschieden. Noch am Abend hoffte er zu seinen alten Eltern nach Sachsen weiterfahren zu können.

„Und Lisy! Wie geht's denn Schwester Lisy?"

„Sehr gut. Das heißt, sie hatte einen Grippe-Anfall. Es wird wohl alles im Briefe stehen. Besonders erschüttert hat sie die Schändung des Kaiser-Wilhelm-Denkmals. Nichtsnutzige Burschen, Elsässer leider und französische Soldaten, haben das Bronze-Reiterstandbild unseres ehrwürdigen alten Kaisers Wilhelm I. vom Sockel gerissen, in Stücke geschlagen und den Kopf an Seilen vor das Denkmal des Generals Kleber geschleift."

„Was haben sie getan?!" rief Fanny entsetzt.

„Es wird im Briefe stehen", wiederholte der Sachse. „Es waren Mitglieder eines Cercle von elsässischen Studierenden. Daß aber einer von Ihren Verwandten dabei war, Fräulein Bieler, der eben aus Frankreich zurückgekehrt ist, das hat Schwester Lisy ganz besonders zusammengeschmettert."

„Doch nicht mein Bruder?!"

Fanny zitterte am ganzen Körper, als sie die Frage stellte.

Der Erzähler verwies mit ausgestrecktem Zeigefinger abermals auf das Schreiben und sprach gleichsam tröstend: „Das steht alles da drin."

Dann schritt der Afrikaner in die beginnende Nacht hinaus, von Frau Cäcilie verabschiedet, die Fanny allein ließ, damit sie den Brief lesen könne.

* * *

Im großen Arbeitszimmer des ausgewanderten Elsässers waren bereits etliche Gäste mit Lobsann angekommen. Die beiden Freunde Ingo von Stein und Oberstleutnant Richard von Trotzendorff hatten sich im nahen Schloßhotel durchreisend auf wenige Tage einquartiert. Sie waren hocherfreut, in diesem neuen Lebensbezirk den ehemaligen Pfarrer von Lützelbronn so vortrefflich untergebracht zu finden. Beide trugen bürgerliche Kleidung. Die Revolution hatte

ihnen persönliche Ungelegenheiten nur wenig bereitet. Den Versuch freilich eines unreifen Burschen, dem Oberstleutnant auf offener Straße die Achselstücke abzureißen, hatte dieser mit einer so wuchtigen und wirksamen Ohrfeige beantwortet, daß der Rekrut an eine Laterne taumelte. Dann hatte Trotzendorff die Hand an den Revolver gelegt, die Umstürzler durchbohrend angeschaut und unbehindert seinen Weg fortgesetzt, wenn auch hinter ihm geschimpft wurde. Der Schmerz über das schmachvolle Betragen deutscher Truppen hatte in diesem Altpreußen ebenso großartige Formen angenommen, wie sein Ingrimm, der in verzehrenden Flammen unter seinen buschigen Augenbrauen hervorschoß. Er hatte schon früher nicht viel gesprochen; während des Krieges und dieser furchtbaren Herbsttage war er schweigsamer geworden als je zuvor. Er litt unendlich. Doch in den Tiefen hofften er und Ingo trotzdem auf ein neues Erwachen der deutschen Seele.

Derselbe Ernst lag über allen Damen und Herren des erlesenen kleinen Kreises.

Ein schlanker, feingebauter Generalstabsoffizier mit durchgeistigten Zügen erzählte aus eigener Anschauung von des Kaisers letzten Tagen im Hauptquartier zu Spaa.

„Wir glaubten die Verantwortung für des Monarchen persönliche Sicherheit nicht mehr übernehmen zu können. Die Memmen von der Etappe flohen ja kopflos. Ein Unteroffizier des Kraftwagenparks in unserem Großen Hauptquartier ist im Kraftwagen mit der gesamten Löhnung durchgegangen. Durch solche feigen Flüchtlinge sind uns Milliardenwerte an Heeresgerät und Stoffen aller Art verloren gegangen. Befehle wurden nicht mehr ausgeführt, die Offiziere waren machtlos. Da sah ich den sonst so selbstsicheren Kaiser zum ersten Male unsicher. Er wußte nicht, was tun; er schämte sich, zu fliehen und zögerte lange; zu einer frühen und freiwilligen Thronentsagung konnte er sich auch nicht entschließen, denn er glaubte dann erst recht den Zusammenbruch zu beschleunigen. Endlich, an einem schmutzig-grauen Regentage, ging's fort nach der holländischen Grenze."

„Und unser Hindenburg?"

„Ihn sah ich zuletzt, wie er den Bahnsteig betrat, gebrochen in

seiner äußeren Haltung, begleitet von einem Mann in Soldatenuniform mit roter Armbinde. Ein zweiter Zug stand in der Nähe; dort stiegen Mannschaften ein; niemand beachtete den Sieger von Tannenberg. Der Feldmarschall bestieg den Wagen, an dessen beiden Enden eine Wache mit roten Binden am Arm Platz nahm. Inzwischen entwürdigten sich deutsche Soldaten, den ersten Feinden Hurra zuzurufen; es waren französische Offiziere von der Waffenstillstandsgruppe. Diese hatten mehr Würde im Leib: sie blickten gradaus und dankten nicht."

Trotzendorff knirschte. Er stand mit gekreuzten Armen und stieß zwischen den Zähnen hervor:

„Die Franzosen haben uns bisher gehaßt, jetzt verachten sie uns."

„Sie wollten noch vom Kaiser erzählen", warf Ingo hin, um die dumpfe Pause zu unterbrechen.

Der Offizier erzählte.

Es war ein trauriger Regentag, als der lange Eisenbahnzug mit dem letzten Hohenzollern und seinem Gefolge in die kleine niederländische Station bei Schloß Amerongen einfuhr. Überall Schlamm, Pfützen, nasse letzte Blätter und weithin graue, flache Landschaft. Unter Regenschirmen warteten einige Dutzend Berichterstatter und allerlei neugieriges Volk nebst holländischen Soldaten und Gendarmen. Langsam krochen die schwarzen Wagen heran, mit heruntergelassenen Gardinen, ein Leichenzug. Der Kaiser, in feldgrauer Generalsuniform, mit Mütze und Pelzmantel, steigt mit seinen Leuten aus. Er begrüßt in seiner raschen alten Weise seine Gastgeber. Die Zeitungsherren schweigen; ein paar Zurufe ertönen; er will in gewohnter Freundlichkeit militärisch danken, doch die Hand zuckt wieder vom fahlen Gesicht zurück: denn schrille Pfiffe fahren darein. So geht er schnell zum Auto. In einem Kraftwagen unmittelbar dahinter nimmt ein niederländischer General Platz, der Leiter des Internierungsdienstes. Und nun ein peinliches Warten bei strömendem Regen und ungehemmt herandrängender Menge, die den Monarchen anstarrt. Einem alten General in des Kaisers Gefolge rollen die Tränen aus den Augen. Endlich sind die zahlreichen Koffer auf Lastautos umgeladen. Der Zug der Kraftwagen setzt sich unter schwachen Zurufen in Bewegung und verschwindet

zwischen herbstnassen Büschen und emporspritzendem Schlamm in der Richtung nach Amerongen.

Der Offizier schwieg.

Es ging eine Bewegung der Teilnahme wie von einem inneren Weinen durch die Versammelten. Sie alle waren freiheitlich gestimmt, wie das ja dem Süddeutschen und zumal dem Badenser im Geblüt liegt; aber sie hatten auch Verständnis für Ehrfurcht. Besonders der bewegliche, in Gebärden und Sprechweise jugendlich wirkende Professor Lobsann lief einige Male hin und her, angeblich um Streichhölzer zu suchen, in Wahrheit um eine Träne zu verbergen.

„Und im Berliner Schloß", stellte einer der Anwesenden fest, „hält ein wahnsinniger Hetzer aus demselben Fenster Ansprachen, aus dem bei Kriegsbeginn der Kaiser gesprochen — der Kaiser, dem auch die Sozialdemokratie zugejubelt hat! Und in den Schloßräumen hausen die meuterischen Matrosen, denen grade dieser Monarch seine ganze Liebe geschenkt hatte. Man möchte ausspucken, wenn man auf der Straße eine Matrosenuniform sieht."

So suchten sich die Herzen zu erleichtern. Bitter gebrandmarkt wurde besonders die ungeheuerliche Verschwendung der nunmehrigen Parteiherrschaft, unter der auch die Soldaten für ihre Wachen gut bezahlt wurden, während gleichzeitig die Arbeiter durch Streikdrohungen geradezu unerhörte Löhne erpreßten. Mammon, überall der fluchwürdige Götze Mammon!

Ein anwesender höherer Beamter mit abgearbeiteten Zügen bekam einen Zornanfall.

„Arbeiter! Arbeiter!" rief er mit rotem Gesicht und geschwollener Stirnader. „Sind wir denn nicht alle Arbeiter?! Haben wir denn nicht für das Staatsganze gearbeitet bis zum Umfallen?! Erhält eine Munitionsarbeiterin nicht dreimal so viel Gehalt als wir alten, abgeschafften Aktenmenschen? Welcher Teufel und Dämon hat denn dem deutschen Volke seit Jahrzehnten dieses Wahnsinnsgedudel vom unterdrückten Arbeiter vorgesungen? Wurde nicht die Arbeiterschaft verhätschelt und verpäppelt, seit der Kaiser zur Regierung kam? Hat er nicht ihretwegen Bismarck weggejagt?! Und das ist nun ihr Dank! Stellen Sie sich einmal unter die Leute

beim Milchholen oder beim Bäcker, wenn unsre braven Hausfrauen in dieser Dienstbotennot dort mitwarten müssen — und hören Sie das unflätige, freche Reden der Arbeiterfrau mit an! Diese Menschen hat der Satan geführt seit Jahrzehnten, aber nicht der liebe Gott. Mag unser pflichttreuer Hohenzoller gefehlt haben — diese Bande ist nicht berufen, wahrlich nicht, ein um Preußen so hochverdientes Königsgeschlecht abzusetzen!"

So machte sich dieser Gerichtsbeamte Luft.

Und die Anwesenden stimmten kräftig bei. Auch Ingo. Doch immer auf Ausgleich bedacht, streifte der Thüringer die Asche von seiner Zigarette und sagte wie im halben Selbstgespräch:

„Wohl wahr! Immerhin... Als ich zuletzt durch Weimar kam — vor einigen Monaten —, sah ich ein paar junge Damen der gebildeten Stände aus einer dortigen Teestube in die Dämmerung heraustreten, trällernd, frech und Zigaretten rauchend. In der Schillerstraße ähnliche moderne Erscheinungen: blecherne, laute, leere Stimmen, Faltenröcke, Gamaschen, dreister Blick. Das ist weibliche Jugend mancher besseren Stände. Wohlgemerkt: in Weimar, nicht in der berüchtigten Berliner Tauentzienstraße! Wenn man als vielgereister Europäer den Blick für diese Dinge übt, so entgeht einem nicht eine wichtige Tatsache: die Roheit der unteren Stände ist nur die Widerspiegelung des Seelentiefstandes der oberen. Das, Herr Geheimrat, möchte ich als Ergänzung zu Ihren durchaus richtigen Beobachtungen hinzufügen. Und du, Richard: weißt du noch, wie wir einmal auf meinem Gut Waldeck an einem Winterabend beisammen saßen und vom unbeseelten Deutschland sprachen? Das war schon ein bis zwei Jahre vor dem Weltkrieg. Ich habe mich merkwürdig oft mit dem Kaiser im Traum beschäftigt; ich fühlte, daß er mit seinen unruhigen Reisen und Festen auf falschem Wege war, denn ich selbst hatte lange mit solchem Reisedrang zu kämpfen gehabt. Freund Trotzendorff" — Ingo fügte das lächelnd hinzu — „hatte übrigens den freundschaftlichen Ehrgeiz, mich auf Grund meines Werkes über Heldentum und Friedrich den Großen persönlich mit Seiner Majestät zusammenzubringen. Nun, es ist ihm ja auch gelungen, und zwar auf der Wartburg. Ich hatte gar viel auf dem Herzen, was ich dem Kaiser sagen

wollte, besonders über sein Nicht-Verhältnis zu Kunst und Dichtung. Aber ich bin gar nicht zu Worte gekommen. Majestät wußte schon alles, wenn nicht mehr. So war denn die Unterredung kurz, schmerzlos und nichtssagend. Ich denke mit Wehmut daran zurück."

„Leider!" nickte der Geheimrat. „Majestät wußte immer alles, wenn nicht mehr. Er redete nur, er fragte nicht. Und in Wahrheit, meine Herren, war er im Innern oft recht unsicher: er hat es nur durch forsche Reden verdeckt."

Nun wob Lobsann eine feine Bemerkung ein:

„Sie wissen, meine Herrschaften, in der nordischen Edda ist vom Weltbrand die Rede. Alle Asen-Götter gehen unter. Einer jedoch überlebt und tötet die Midgardschlange. Dieser eine ist Widar. Und ihn, den sonst wenig bekannten, fast geheimnisvollen Gott, nennen die Sänger den ‚schweigsamen Asen'. Widar der Schweigsame überlebt. Wo mag er stecken, unser Widar, der nicht viel redet, sondern handelnd den neuen Himmel und die neue Erde heraufführen hilft?"

Ingo war entzückt von diesem Gedanken. Er schüttelte dem nicht gern vortretenden, doch manchmal sehr sinnig eingreifenden Gastherrn in seiner liebenswürdigen Weise die Hand.

Jetzt trat mit leichten, zierlichen Schritten Frau Cäcilie ein und brachte Mozartsche Stimmung in den schweren Gesprächston. Und zugleich mit ihr einige neue Gäste: ein Stadtpfarrer und ein Musikdirektor mit ihren Frauen. Sie hatte die elsässischen Zeitungen und Bildpostkarten mit herübergebracht. Und sogleich nach dem Begrüßungsaustausch spann sich das Gespräch in dieser neuen Richtung weiter.

Was für ein Anblick für den Elsässer Arnold, als er die „Straßburger Neue Zeitung" vom 22. November entfaltete! In fetten Buchstaben obenan ein „Vive la France!" Das Blatt hatte jetzt einen französischen Untertitel und französische Aufsätze vor den deutschen. Und sieh an: Als verantwortlicher Direktor zeichnete da noch immer derselbe Maler und Mundartdichter, dem einst der Kaiser persönlich den Roten Adlerorden mit schmeichelhaften Worten überreicht hatte! Jetzt aber — was für Anhimmelungen Frankreichs! Ein andres Blatt war die sozialdemokratische „Freie Presse",

äußerlich und innerlich noch übler anzusehen. Da wurden die Beschauer gleich von einer Riesenüberschrift „Wilhelm die Memme" angefunkelt. „Feig wie ein Hund" — „bei Wilhelminchen Schutz und Hilfe suchen" — „Großmaul" — so spie dieses Gewürm, dieser Elsässer!

Dann die Bildkarten, die von Hand zu Hand gingen: Parademarsch der Franzosen vor dem Kaiserpalast — Festgewimmel um das fahnenumwogte Kleberdenkmal — jauchzendes Volksgedränge, fahnenschwingende Jugend — hier ein begeisterter junger Mensch, der dem französischen General das Pferd am Zügel führt — —

So also sah es jetzt in Straßburg aus.

„Was sagt Fanny dazu?" fragte Arnold. „Und wo bleibt sie?"

Frau Lobsann erzählte von dem Besuche des durchreisenden Lazarettgehilfen, der Paket und Brief von Schwester Lisy gebracht, und von der Schändung des Kaiserdenkmals. Arnold horchte hoch auf, als er vernahm, ein Verwandter Fannys habe sich an dem häßlichen Vorgang beteiligt.

„Ein Verwandter?" fragte er mit fast erschrockenem Staunen. „Das kann doch nur ihr Bruder sein —?"

„Dem sie den Haushalt führen will", setzte Cäcilie bedeutsam hinzu. Und ein höchst gespannter Zug trat auch in ihr Antlitz.

Arnold verstand diesen fragenden Blick. Er nickte ihr zu und entschuldigte sich bei der Gesellschaft: „Ich will zu ihr hinübergehen. Ich fühle, sie macht eine wichtige Entscheidung durch."

Und er begab sich zu seiner Leidensgenossin.

* * *

„Du hast einen Brief von Lisy bekommen, Fanny?"

Gedankenlos hatte sie auf Arnolds Pochen „entrez!" gerufen nach ihrer elsässischen Gewohnheit. Und als er ins Zimmer trat, bot sich ihm ein sonderbarer Anblick, der ihn wie ein schwermutvolles Gleichnis durchdrang.

Fanny stand im letzten goldbronzenen Winterlicht, das sich bereits mit dem Schimmer des Mondes mischte, am Fenster und hatte das Paket auszupacken begonnen, wobei sie gerade eine fast

armslange, schneeweiße Gipsfigur betrachtend in die Höhe hob. Diese Figur war eine überaus schlanke Frauengestalt mit entzückenden Biegungen des hohen Leibes und nicht minder bewundernswertem Faltenfluß des Gewandes; der Stab in ihrer Rechten war zerbrochen, der gesenkte Kopf trug eine feine Binde über den Augen, und in der lang und matt herunterhangenden Linken war eine Schriftrolle. Die ganze Figur atmete Trauer.

„Was hast du denn da?"

„Das schickt dir Lisy", erwiderte die Elsässerin.

Mit einem leisen Ausruf des Entzückens erkannte er jetzt die Gestalt.

„Wie lange schon habe ich mir diese beiden Figuren gewünscht! Die gute Lisy! Es ist wohl auch die zweite dabei?"

Fanny stand schon über das Paket gebeugt und entnahm der Holzwolle auch die zweite Statuette.

Diese Gestalt trug eine Krone auf dem Haupt, einen unzerbrochenen Stab mit dem Kreuz in der Rechten, in der Linken aber einen Kelch; sie wirkte weniger schlank als die biegsam-anmutige andere, dafür aber priesterlich und königlich: ein breiter Mantel wallte von den Schultern. Freundlich und tröstend schaute diese Siegerin hinüber zu der Verblendeten und Besiegten.

Es war ein Gipsabdruck jener beiden bewundernswerten Standbilder, die am Seitenportal des Straßburger Münsters jeden Besucher entzücken. Die sieghafte Gestalt mit Kreuzesfahne und Gralskelch pflegt man als die christliche Kirche zu bezeichnen, die andre als die Synagoge. Aber für Arnold erhob sich aus den weißleuchtenden Figuren, die fortan seinen Schreibtisch zieren sollten, eine andre Symbolik.

„Das zerbrochene, blinde, schmerzvolle Elsaß!" rief er aus und hob die Trauergestalt mit beiden Händen ins Licht empor. „Nein, mehr noch: die ganze unerlöste Seele der Menschheit überhaupt, die sich noch nicht durchgerungen hat zur Liebe! Sieh, Fanny, und hier das Kreuz der opfermütigen Liebe und der Gralskelch der Weisheit, aus dem der Gottsucher Mut des reinen Lebens trinkt! O wie sinnig von Lisy, wie schön, wie schön, mir dies als letzten Gruß aus dem Elsaß nachzusenden! Die treue Seele!"

Auch Fanny hatte Gutes erhalten: feinste, weiche Wolle und mehrere Tafeln ihrer Lieblingsschokolade, die sie schon so lange vermißt hatte, nebst andren angenehmen Kleinigkeiten des Haushaltes.

Dann übergab sie ihm mit ernstem Gesicht Lisys Brief.

Er las:

Meine liebe, liebe Fanny!

Durch einen braven Menschen, den ich kürzlich im Lazarett kennen gelernt habe, erhältst du diesen Gruß aus dem nun so ganz andren Elsaß. Stell' die Figuren auf den Schreibtisch meines lieben Vetters und eigne dir selbst das übrige an. Was soll ich euch schreiben? Wenn ich's nicht erlebt hätte, ich hätt's nie geglaubt, daß so viel Haß und Gemeinheit in unseren Leuten steckt. Einige Tage war ich im oberen Elsaß. Dort predigte ein evangelischer — merk' wohl, kein katholischer — Geistlicher, daß wir achtundvierzig Jahre Knechtschaft hinter uns hätten; ein andrer stellte in seiner Predigt Betrachtungen über Blau-Weiß-Rot an: daß man lange sehnsüchtig gewartet, ob sich das Blau des Himmels und der Hoffnung oder das Schwarz der Trauer mit dem Weiß-Rot der Elsässer verbinden würde. Im Gotteshause hing die Trikolore! Kindern hat man Naschereien gegeben, damit sie ja recht mit Straßenschmutz auf die ausgetriebenen Altdeutschen werfen. Der einziehende französische General hat in seiner öffentlichen Rede wohl fünfmal das Wort ‚Boche' benutzt. So unritterlich ist diese einst ritterliche Nation geworden. Aber das Schändlichste hab' ich in Straßburg erlebt. Denk' dir nur, sie haben das Standbild des alten Kaisers Wilhelm in Stücke geschlagen! Und mich mußte mein Schicksal grade am Platz in später Stunde vorüberführen — ach, Fanny, um wen und was wohl zu sehen und zu hören? Daß dein eben aus Frankreich mit den ersten Truppen eingezogener Bruder bei den Cercleleuten war, die das getan haben! Ich hab' ihm zugerufen, aber sie haben mich nicht beachtet. Mein Herz hat Tränen geweint, und ich hab' kaum noch den Weg in meine Finkweilerecke gefunden. Ich bin noch schwach von der Grippe. Alice, die treue Freundin, hat mich gepflegt. Ihr Vater ist interniert, Gott mag wissen, warum! Sobald es angeht, wandern auch sie über den Rhein. Mich zwingt es innerlich,

hier zu bleiben und zu sehen, wie weit ich meiner unglücklichen und verblendeten Heimat dienen kann. Aber für Vetter Arnold ist hier allerdings keine Luft mehr. Gott behüt' euch! Bleibt mir gut, wie euch immerdar aus tiefstem Herzen lieb behält

eure Lisy.

Arnold hatte gelesen.

Fanny stand derweil am Fenster zwischen den beiden weißen Figuren und hatte die Stirn an die Scheibe gedrückt.

Jetzt wandte sie sich um.

Sie schauten sich voll ins Gesicht.

„Onkel Arnold," sprach sie mit der so oft aus ihr herausbrechenden offenen, tiefernsten Wahrhaftigkeit, „kannst du dir vorstellen, daß ich meinem Bruder den Haushalt führe? Kannst du dir vorstellen, daß ich in ein solches Elsaß zurückkehre und dich allein lasse?"

Er faßte aufleuchtend ihre beiden Hände.

„Fanny! Liebste Fanny!"

„Du kennst mich genug", fuhr sie fort. „Du weißt, daß ich wohl immer Liebe gesucht, niemals Liebesgeschichten. Und du wirst mir die Kraft zutrauen, daß ich auch unvermählt bei dir bleiben kann — als deine Tochter und Pflegerin und, wenn's gelingt, vielleicht ein wenig Mitarbeiterin. Traust du mir das zu?"

„Aber Erwin — und wer sonst etwa Anspruch auf dich erheben könnte von all den tüchtigen jungen Männern in Deutschland, die sich jetzt nach Weib und Heim sehnen?"

„Erwin wird seine Hertha finden. Und die andern jungen Männer finden Mädchen genug. Aber du bist einsam. Du schließest dich viel zu schwer an jemand an. Doch falls du mich brauchen könntest —— Vater, ich habe keine Heimat mehr als dich. Behalt mich bei dir!"

Die letzten Worte klangen so innig, daß er sich zu dem unaussprechlich hold vor ihm stehenden Mädchen hinabneigte und nach alter zarter Weise ihren Mund küßte. Er konnte kaum seine Tränen zurückhalten, als er in das blasse, bittende Gesichtchen sah. Sie hatte ihn zum ersten Male Vater genannt.

„Wir wollen einander Heimat sein, liebes Kind", sagte er leise.

Dann nahm er die weiße Trauerfigur vom Fensterbrett, Fanny die sieghafte andre — und so gingen sie miteinander hinüber zur Gesellschaft.

* * *

Die seelisch verarmte und viel umhergetriebene moderne Menschheit sucht lange schon nach einer edlen Lebensgemeinschaft. Aber es blieb vor dem Kriege meist bei pflichtmäßigen Abfütterungen oder bei dem üblichen Vereinswesen. Dazwischen sammelten sich da und dort stille Inseln, heilige Haine, wo sich beseelte Menschen in festlichen Zwiesprachen miteinander austauschten.

Erst der Weltkrieg führte die Herzen näher zusammen.

Man hatte auch im Hause Lobsann jene schöne Form der Geselligkeit gewählt, wo nicht mehr Mahlzeit und Rangordnung, sondern die zwanglose Aussprache die Hauptsache war. Es wurde Wein nebst Zigarren für die Herren, Tee und Gebäck für die Frauen herumgereicht; und es fehlte nicht an ehrlich bewunderten belegten Brötchen. Aber zumeist erfreute das herzlich belebte, geistig hochgestimmte, künstlerisch verschönte Gespräch.

Ein dem Hause befreundeter Dichter trug nach ungezwungenen Einleitungsworten etliche Verse vor. Dann sang Frau Lobsann deren Vertonung, wobei der Musikdirektor begleitete. Leicht knüpfte sich eine Unterhaltung darüber an, inwiefern der Tonkünstler dem Dichter gerecht worden war oder aus Eigenem Stimmungen hineingetragen hatte. Weitere Lieder folgten, Präludien von Bach, Tonstücke von Liszt, Schubert und Schumann flochten sich ein. Sowohl Fanny als auch Ingo und Arnold hielten heute ihr laienhaftes Temperament zurück und spielten nicht; der Gatte der Künstlerin und der Musikdirektor, ein ausgezeichneter Lisztkenner, widmeten sich dem Klavier.

Fanny war in so großem und neuem Kreise zunächst scheu. Als sie mit ihrem väterlichen Freunde eintrat, knüpfte das Gespräch naturgemäß an die eigenartigen Statuetten an. Da erst entdeckte Arnold auf dem Rücken der beiden Bilder eingegrabene Worte. Auf der Siegergestalt las er den Satz: „Mit Jesusblut überwind' ich dich"; und zwischen den schmalen Schultern der abgewandten Trauernden fand er die Worte: „Dasselbig Blut erblendet mich".

Das gab ihm Anlaß, mit unerwartet ausbrechendem Feuer über die Aufgabe der deutschen Zukunft zu sprechen.

„Unsere elsässische Freundin, die dort zurückbleibt, schickt uns da eine großartige Mahnung aus dem Eiliand, aus dem nunmehrigen Fremd- und Elend-Land. Wir sollen durch verstärkte Liebe, durch opferfreudige Liebe — denn das ist Jesu Blut — dem bisherigen Zeitgeist den Speer zerbrechen, die Augen erblenden und die anklagende Schriftrolle aus der Hand ringen. Der Theosoph würde sagen: wir sollen Luzifer und Ahriman in Christus umwandeln oder Bosheit in Güte. Der Apostel hat es ausgedrückt: Überwindet Böses mit Gutem! Sehen Sie, da hab' ich meine ganze künftige Lebensaufgabe in sichtbaren Zeichen vor mir auf meinem Schreibtisch stehen! Haß wird nicht durch Haß überwunden, nur durch schaffende Liebe!"

Ingo von Stein, der sich nach den Zerrüttungen des Weltkriegs auf verinnerlichte symbolische Lebensbetrachtung freute, ging mit Verständnis auf diese Gedanken ein. Er fühlte sich von den durchgeistigten Zügen des hochgewachsenen Pfarrers und Professors immer wieder angezogen und erzählte ihm von seinen eigenen, durch den Krieg unterbrochenen Arbeits- und Bauplänen.

„Lobsann besitzt hier ein eigenartiges Haus, nicht wahr?" sprach der Spielmann. „Dieser Monumentalbau hat ja da unten geradezu Katakomben. Ich könnte mir ausmalen, daß man hier Grotten und einen Geheimtempel in den Berg hineinbauen und eine auserwählte Geisterschaft zu einem Geheimbund versammeln könnte, etwa wie in Goethes Wanderjahren."

„Einen Orden der Entsagenden?" bemerkte Arnold lächelnd. „Sehr fein, wenn sie Irdischem entsagen und Höheres gewinnen, also zugleich Schaffende sind."

Ingo war es auch, der neben Frau Cäcilie und dem gastlichen Hausherrn allvermittelnd und feinfühlig die Verbindung zwischen den einzelnen Gästen herstellte. So schleppte er seinen zugeknöpften, an Vertrutzung leidenden Trotzendorff zu Fanny am Arm heran, damit er — wie er scherzend bemerkte — Zeuge werde einer regelrechten Liebeserklärung.

„Verargen Sie mir's nicht, mein gnädiges Fräulein," sprach er,

„ich gestehe hiermit eine alte Schwäche für Elsässerinnen. Einmal bin ich einer Landsmännin von Ihnen bis nach Barcelona in Spanien nachgereist. Und eine meiner Urahnen stammt aus dem oberen Elsaß. Obschon ich sehr, sehr glücklich verheiratet bin, ich kann's nun einmal nicht lassen, mich an jungen Mädchen zu freuen — nebenbei mit gütiger Erlaubnis meiner ganz von Eifersucht freien Herrin —, so recht zu freuen, wie man sich an schönen Bildern und guter Musik ergötzt. Zu meinen Lieblingsdichtern gehört Herr Walther von der Vogelweide; und ich selber singe gern zur Laute. Gnädiges Fräulein, was will ich mit alledem sagen? Es ist die verblümte Form für eine Einladung nach Haus Stein-Waldeck in Thüringen. Sie wären die erste nicht — wie meine Ahne Octavie beweist —, die den Weg vom Elsaß nach Thüringen zu rechter Zufriedenheit zurücklegen würde."

Es war nichts Besonderes, was er sagte; doch spürte man sein Bemühen, der Vereinsamten einige ritterliche, herzlich gemeinte Artigkeiten zu verabreichen.

Allein Frau Lobsann kam dazu und wehrte sich scherzend: „So, so, Sie wollen uns Fanny weglocken? Da wird nichts draus! Wir stehen der Romantik näher als dem Klassizismus, Goethe ausgenommen. Und die Romantik gehört in das blühende Heidelberg, nicht in das dürftige Thüringen."

Jetzt raffte sich sogar der Preuße Trotzendorff auf, überwand seine wuchtende Sorge und Bitternis und mischte sich in den Wettkampf der Worte und der Herzen.

„Erlauben Sie mir zu sagen, daß Elsaß immer noch Reichsland ist, demnach mehr zu Berlin-Potsdam als zu Heidelberg und Thüringen gehört. Ich spreche also auch meinerseits eine Einladung aus. Deutschland hat zwei Seelen: die eine heißt Weimar, gnädiges Fräulein, da kann Ihnen mein Freund Stein Führer sein, gehen Sie aber weiter nach Potsdam und Sanssouci — da werden meine Frau und ich Ihnen gern unsre bescheidene Gastlichkeit bieten."

Arnold saß schweigend daneben. Er rauchte seine Zigarre und dachte manches; aber er sprach es nicht aus; denn das lag hinter ihm. Er dachte: Sieh an, wie man sich da um die elsässische Seele

bemüht! O ihr lieben Deutschen, hättet ihr doch das ein wenig früher getan!

Lobsann hatte einige befreundete Professoren eingeladen. Er wollte sachte anpochen und lauschen, ob sein elsässischer Freund sich wieder in den Lehrkörper der Universität einfügen ließe. Doch Arnold winkte ab.

Es gibt vornehme, schicksalbelastete Menschen, zu deren Lebensleid eine feine seelische Einsamkeit gehört; sie sind einmal in entscheidender Stunde zu kurz gekommen, weil der ihnen nötige Vorrat von liebendem Verständnis ausgeblieben; da hat sich etwas in ihnen zugeschlossen. Sie bleiben auf Erden heimatlos; und sie sprechen wenig über ihre himmlische Heimat, weil sie auch über dieses Heiligste nur wieder Mißverständnis und Gleichgültigkeit befürchten müssen.

Arnold war in diesen Zustand eingetreten.

„Wieder Professor?" sprach er mit herb ablehnendem Lächeln. „Nein, Freund, ich bin mit meiner professoralen und pastoralen Weisheit gleichermaßen zu Ende. Es soll übrigens, sagen einige, auch an den deutschen Universitäten Nährboden vorhanden sein für den Bezillus des Neides. Und mir persönlich scheint, daß es just das Professorentum oder der Papier-Verstand ist, was wir überwinden müssen. Deutschland braucht Seele. Sehen Sie, lieber Freund, dort liegen Stöße von schriftstellerischen Arbeiten, die alle aus der Gelehrsamkeit in die Schlichtmenschlichkeit übersetzt sein wollen. Ich gestehe Ihnen, daß ich von dem lauten, würdelosen, meuternden und streikenden Deutschland angewidert bin. Dieses hadernde Volk ist auch geistig keine Einheit mehr. Alles haben sie in Geschwätz und Vernünftelei aufgelöst, auch Christus und das Reich Gottes. Sie gehorchen nicht Gott, sondern dem Zeitgeist. Daher sind sie auch von Gott als Großmacht verworfen worden. Wie hat dieses gegenwärtige Deutschland seine Genies behandelt, einen Richard Wagner, einen Bismarck! Nein, nein, dieses Land der lauten Mittelmäßigkeit, nur durch Drill zusammengehalten, hat schon lange keine Ehrfurcht mehr. Nun hoffe ich noch auf eine Auslese, auf das heimliche Deutschland, auf jene Großmacht des Herzens, deren Weisheit aus Märchen, Mythos und einzelnen

Meistermenschen uns entgegenleuchtet. Dieser Großmacht will ich in aller Stille zu dienen suchen. Nicht also dem Papier, sondern dem königlichsten Stoff, den dieser Planet beherbergt: der gottsuchenden Menschenseele."

Und über seine Züge verbreitete sich ein warmes Leuchten, als er nun, mit einer Wendung zu der nahe sitzenden Hausfrau, auf Fanny deutete und eine Hauptsache aussprach, die bis jetzt noch nicht gesagt war: „Sie bleibt!"

„Sie bleibt?!"

Die Künstlerin in ihrem warmherzigen Rokoko-Naturell sprang lebhaft auf, packte Fannys Köpfchen und küßte sie.

Man wurde aufmerksam und unterbrach das Gespräch.

„Sie bleibt?"

So ging es fragend und flüsternd von Mund zu Ohr.

„Wer? Wieso?"

Und Ingo fügte hinzu:

„Werden hier von schönen Frauen Küsse ausgeteilt, wenn man bleibt?"

Jetzt klopfte Professor Lobsann frohgemut ans Glas.

„Sie bleibt! Meine Damen und Herren, sie bleibt! Sie alle beginnen einen Rundgesang und fragen, was das heißt. Sie wissen es nicht, deshalb muß ich es Ihnen erklären. Wir haben unser Elsaß verloren; von allen Seiten hören wir mit Bitterkeit, wie deutsche Brüder unter Drangsalen von dort ausgejagt werden oder durch Auswanderung dieser Schmach zuvorkommen. Zwei dieser wertvollen Menschen, die durch großes Leid gegangen sind, haben wir hier in unsrer Mitte. Es war meiner Frau und mir eine Herzensfreude, ihnen dieses Haus zur Verfügung zu stellen. Aber unsre liebe Elsässerin wollte schon in den nächsten Tagen in die Heimat zurückkehren. Das war uns schmerzlich, doch wir ehrten ihren Entschluß. Nun hören wir, daß sie aus irgendeinem Grunde — ich vermute, der Zauber hängt mit diesen beiden Figuren zusammen — sich entschlossen hat, hierzubleiben für immer. Daher, meine Damen und Herren, unser freudiger Ruf: sie bleibt! Und so hält unser Herz dennoch das Elsaß fest. Denn viele Gute von dort kommen zu uns. Und gemeinsam wollen wir, die ausgewanderten Edelsassen

und die im Reiche wohnenden Edeldeutschen, durch Leid geläutert die deutsche Seele bauen. Es ist Elsässer Wein, den ich Ihnen hier vorgesetzt habe, meine Herren! Stoßen Sie mit mir an! Unsere liebe, nie zu vergessende deutsche Westmark — und das beseelte Reich!"

Die Gläser klangen.

Fanny und Arnold standen Hand in Hand.

Und der Schimmer der zusammenklingenden, mit goldgelbem Wein gefüllten Pokale fiel auf das Straßburger Münster, das groß und still an der Wand hing.

Ende.

Printed in Germany

34502

PT
2623
.I41
G3
v.3

Lienhard, Friedrich

Gesammelte Werke.

41 81

DATE	ISSUED TO

34502

PT
2623
.I41
G3
v.3